Der neue Plutarch

Der Neue Plutarch.

Zehnter Theil.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere

der

Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Zehnter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1884.

Vorwort des Herausgebers.

Der vorliegende Band des „Neuen Plutarch“ bringt die Biographien dreier hervorragender Männer, welche, so verschieden die Zeitalter, in denen sie auftreten, und ihr Wirkungskreis sein mag, doch etwas Gemeinsames haben: an alle drei knüpfen sich die Fragezeichen der Forschung und Beurtheilung, und will man den einen oder den andern nicht zu den problematischen Charakteren rechnen, so sind doch ihre Charakterbilder für die geschichtliche Darstellung in ein zweifelhaftes Licht gerückt: über Wallenstein's Schuld, über die Ursachen von Tasso's Wahnsinn gehen die Anschauungen und Angaben der Historiker weit auseinander, und eine für die Geschichte der jüngsten Zeit so bedeutsame Persönlichkeit wie Napoleon III. wird von der Parteien Gunst und Haß so hin- und hergezerrt, daß sie ruhiger Betrachtung kaum standzuhalten scheint.

Im Geiste unsers „Neuen Plutarch“, der für seine Walhalla plastisch feste Gestalten verlangt, haben die Autoren, welche jene drei Charaktere darstellten, die unruhig flackernde Beleuchtung einer Polemik, welche mit anders Denkenden um die Wahrheit kämpft, vermieden. Diese Polemik gehört in das Atelier der geschichtlichen Forschung, nicht in das biographische Pantheon. Niemand wird verkennen, daß die dargebotenen Lebensbeschreibungen die vollständige Beherrschung des reichsten Quellenmaterials, die genaue Kenntniß der verschiedensten Auffassungen zur Voraussetzung haben: sie rücken aber in consequenter Darstellung die Charaktere an das Licht, welches nach

der durch gründliche Studien gewonnenen Ueberzeugung der Autoren das einzig richtige ist.

Bei einem Historiker wie Bernhard Kugler, der von seiner Kenntniß der von ihm geschilderten Epoche so glänzende Proben gegeben hat, wird man gewiß nicht daran zweifeln, daß die Statue Wallenstein's, die er unserer Sammlung schenkt, von echtem Erz ist und auf einem gediegenen historischen Piedestal ruht, mögen immerhin diejenigen, die einen andern Standpunkt vertreten, über den Ausdruck der Züge, die ganze plastische Stellung oder den Wurf der Gewandung mit dem Verfasser rechten.

Auch ein so genauer Kenner Italiens und seiner Literatur wie Otto Speyer wird das hinlängliche Vertrauen der Leser genießen, daß seine Biographie Torquato Tasso's nicht blos italienisches Lebensblut enthält, sondern auch mit psychologischer Folgerichtigkeit durchgeführt ist — als ein willkommener Commentar zur Schöpfung unsers großen Dichters.

Einen schwierigern Stand hat der Unterzeichnete gegenüber einer der jüngsten Zeitgeschichte angehörigen hervorragenden Persönlichkeit. Ich habe dieser Lebensbeschreibung eine im Buchhandel längst vergriffene biographische Studie: „Napoleon III.“ zu Grunde gelegt, aber dieselbe nach allen Seiten hin auf den Horizont unsers Unternehmens visirt, Anekdotisches und Unwesentliches beseitigt, vielem, besonders der Darstellung des letzten Jahrzehnts der kaiserlichen Regierung, einen neuen Unterbau und Ausbau gegeben, alles neuerschienene Quellenmaterial benutzt und danach die Gestalt modellirt, in der Hoffnung, daß sie unbefangener Würdigung so erscheinen wird, wie sie mir selbst auf Grund der Thatsachen im biographischen Zusammenhang vor die Seele trat.

Leipzig, im Mai 1884.

Rudolf von Gottschall.

Inhalt des zehnten Theils.

Seite

Vorwort des Herausgebers V

Wallenstein. Von Bernhard Kugler 1

Torquato Tasso. Von Otto Speyer. 137

Napoleon III. Von Rudolf von Gottschall 225

Wallenstein.

Von

Bernhard Kugler.

I.

Wallenstein's Emporkommen in den österreichischen Erblanden.

Seit Leopold von Ranke im Jahre 1869 seine „Geschichte Wallenstein's" veröffentlicht hat, darf die Wallenstein-Frage in der Hauptsache als gelöst betrachtet werden. Denn mit der ihm eigenen Genialität hat der Altmeister diese Frage von dem rein juristischen Gebiet, auf dem die Neugier der Menschen sonst immer die Antwort suchte, abgesetzt und das rechte Verständniß der Wallenstein'schen Geschicke auf scharfsinnige Zeichnung der politischen Gegensätze des Zeitalters gegründet. Aber sein Werk hat den Eifer der Forscher, bis in die unscheinbarste Falte der Ereignisse dem Sinnen und Handeln des großen Feldherrn nachzugehen, erst recht erweckt, und so sind gerade während der letztverflossenen Jahre zahlreichere und werthvollere Beiträge zur Geschichte Wallenstein's an den Tag getreten als jemals früher. Die eigenen Briefe des Feldherrn, von denen Ranke noch nicht viele besaß, liegen jetzt, mehrere Bände füllend, wohlgeordnet und erläutert vor uns und gestatten endlich, das jahrhundertelang „von der Parteien Gunst und Haß verwirrte Charakterbild" nach den beglaubigten Willensäußerungen des wundersamen Mannes selber zu zeichnen. Nur sollte hierbei nie vergessen werden, daß wenigstens die Grundlinien des zu entwerfenden Gemäldes schon von Ranke mit fester Hand gezogen sind. Der alte Schlachtruf der Parteien, der aus den Worten der neuesten Forscher wiederklingt und hier „Verräther", dort

„schuldfreier und edler Märtyrer der guten Sache" lautet, richtet nur Verwirrung an, weil es niemals möglich sein wird, ausschließlich und in strengem Sinn nach Recht und Unrecht zu entscheiden. Der mit schrankenloser Vollmacht ausgerüstete Feldherr, der selbständig handelnde Staatsmann, der Reichsfürst Wallenstein ist es, den wir auf steilem Wege bis zu seinem jähen Sturz zu begleiten und wenn auch als edel oder niedrig, weise oder thöricht, so doch immer als Träger weitgreifender politischer Gedanken, als eine weltgeschichtliche Größe aufzufassen haben.

Der Name unsers Helden lautet bekanntlich nicht eigentlich Wallenstein, sondern Waldstein oder Waldenstein. Die Form „Wallenstein" findet sich jedoch schon im Jahre 1607. Und wäre dies auch nicht der Fall, so würde sich doch nicht empfehlen, diplomatischer Genauigkeit zu Liebe von der in Geschichte und Dichtung allgemein angenommenen Schreibart abzugehen. Denn wie es ohne Zweifel ein vergebliches Bemühen wäre, das richtigere Borja anstatt Borgia, oder Darley anstatt Darnley einzubürgern, ebenso und noch entschiedener müßte der Versuch misglücken, „Wallenstein" aus dem Munde des Volks zu verdrängen.

Geboren ist Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein am 24. September 1583, nicht in Prag oder auf dem Schloß von Nachod, sondern in dem kleinen böhmischen Dorfe Hermanitz. Seiner Herkunft nach war er ein Czeche von altem und hohem Adel. Väterlicherseits entstammte er dem Herrengeschlecht der Ralsko, welches sich in die Wartenberg und Waldstein schied, mütterlicherseits der Familie von Smiricky. Die Aeltern, Wilhelm und Margareta, hielten sich, wie fast die ganze Sippe, der sie angehörten, zur evangelischen Lehre der böhmischen Brüdergemeine. Beide starben jedoch sehr frühzeitig, ehe der Sohn das zwölfte Jahr erreicht hatte. Ihre religiöse Ueberzeugung blieb zwar einstweilen noch für die Erziehung maßgebend, weil der verwaiste Knabe von einem evangelisch gesinnten Verwandten, seinem reichen Oheim Albrecht von

Slavata-Koschumberg, freundlich aufgenommen und in eine Schule der Brüdergemeine geschickt wurde. Indessen sein unbändiges Wesen widerstrebte der friedlichen Lebensweise der „Brüder". Nicht nach Büchern, sondern nach Waffen und kriegerischem Spiel ging all sein Sinnen, und sehr bald erwarb er sich durch wilde Streiche den Beinamen „der Tolle". Ein anderer seiner Oheime brachte ihn deshalb in das adelige Convictorium der Jesuiten zu Olmütz. Die Patres wußten ihn besser zu fassen, brachten ihm einige Kenntnisse, besonders etwas Latein bei und gewannen sein Vertrauen, ja seine Zuneigung in solchem Grade, daß er von einem derselben, der wie ein väterlicher Freund auf ihn wirkte, nachmals sagte, dem verdanke er alles. Kein Wunder, daß er, unter solchem Einfluß lebend, auch den Schritt, zu dem manche evangelische Edelleute Oesterreichs, unter andern sein Vetter Wilhelm von Slavata-Neuhaus, in jenen Tagen sich bequemten, nämlich den Uebertritt zum Katholicismus schließlich vollzog.

Der Religionswechsel hatte bei ihm jedoch keineswegs die Bedeutung eines schroffen Bruchs mit seiner evangelischen Jugend, geschweige des innigen Anschlusses an die jesuitische Richtung der katholischen Kirche. Denn nach den olmützer Schuljahren bezog er die lutherische Universität Altdorf, auf der er freilich durch burschikosen Uebermuth, wie durch seine aufbrausende, vor keiner Gewaltthat zurückschreckende Sinnesart den andern Studenten ein schlimmes Beispiel gab. Dann trat er große Reisen durch West- und Südeuropa an, um sich der Sitte der Zeit nach ein wenig Welt- und Menschenkenntniß und vor allem den für jeden strebsamen jungen Edelmann unentbehrlichen Schliff französisch-italienischer Bildung zu holen. Den längsten Aufenthalt nahm er während dieser Reisen auf der Universität Padua, die, obgleich ganz katholisch, so doch den Jesuiten sehr abgeneigt war.

In religiösen Fragen zeigte er mithin weitgehende Duldung, wenn nicht kühlste Gleichgültigkeit. Um so mehr aber sind wol von vornherein Erwägungen ganz anderer Art bei seinem Confessionswechsel im Spiel gewesen.

Die deutschen Katholiken hegten damals allerorten, getragen von dem Schwung der ganz Europa umspannenden Gegenreformation, nicht blos stürmische Kampflust und freudige Siegeszuversicht, sondern traten den Protestanten auch mit einer neuen, verheißungsvollen Ordnung der staatlichen Einrichtungen entgegen. Auf ihrer Seite war das Streben nach Begründung möglichst unumschränkter Fürstenmacht, nach Concentrirung schlagkräftiger Staatsgewalten, nach Schöpfung solcher Gemeinwesen, welche begabten und ehrgeizigen Männern freien Spielraum boten, im Dienst der Herrscher zu Ruhm, Einfluß und Reichthum zu gelangen. Bei den Protestanten führten die Fürsten ein kümmerliches Dasein, eingeengt von den Rechten und Freiheiten der Stände, die allzu oft nur den eigenen Vortheil, nicht das Wohl der Gesammtheit im Auge hatten. Die „Adelsliberkät", die sich hier breit machte, bildete ein bequemes Lotterbett für jeden einzelnen der Herren Stände, lähmte aber die Thatkraft der Fürsten und versperrte talentvollen Kriegs- und Staatsmännern den Weg zu großem, gemeinnützigem Wirken. Was für alle kleinern deutschen Territorien galt, das trat in dem weiten Gebiet der österreichischen Erblande besonders grell ans Licht. Hier die zumeist evangelischen, auf ihre Privilegien pochenden Herrengeschlechter von Böhmen, Mähren und den Erzherzogthümern; dort das katholische Kaiserhaus, von leidenschaftlicher Begierde ergriffen, endlich einmal den Trotz der Stände zu brechen und das Wohl und Wehe der Unterthanen allein von der Regierung abhängig zu machen. Ein entscheidender Zusammenstoß zwischen den tiefverfeindeten Parteien konnte nicht lange mehr ausbleiben; und ein heißblütiger junger Cavalier, dessen Seele mit den Bildern von Kampf und Sieg, Glanz und Gewinn erfüllt war, mußte leicht darüber Klarheit erreichen, auf wessen Seite er sich zu stellen habe. Für Wallenstein kam überdies noch in Betracht, daß er zwar seiner Herkunft nach ganz und gar zur ständischen Gruppe gehörte, aber, als Kind einer der mindestbegüterten Familien seines weitverbreiteten Geschlechts, unter seinen Standesgenossen niemals eine hervorragende Rolle zu spielen hoffen durfte. In kaiserlichem

Dienst dagegen lag eine unermeßliche Laufbahn schrankenlos frei vor seinem Blick. Er brauchte dort nur dem Thatendrange, von dem er glühte, Raum zu geben, um auch die verwegensten Träume jugendlichen Ehrgeizes schnell verwirklicht zu sehen.

Von seinen Studienreisen zurückgekehrt, trat er in das österreichische Heer, welches die Ostgrenzen der kaiserlichen Staaten gegen die Türken und den Fürsten Stephan Bocskai von Siebenbürgen zu decken hatte. Der schneidige und strenge General Georg Basta war hier sein Lehrmeister, und der Schüler lernte so gut, zeichnete sich so vortheilhaft aus, daß er schon im Alter von 21 Jahren (1604) zum Hauptmann einer Compagnie Fußvolk ernannt wurde und zwei Jahre später den Befehl über ein Regiment deutscher Knechte erhalten sollte, als der Friedensschluß mit Siebenbürgern und Türken seiner kriegerischen Thätigkeit für diesmal ein Ende machte. Er wendete sich zwar sofort an Kaiser Rudolf, damit dieser ihn an seinen Bruder, Erzherzog Albrecht, den Statthalter der spanischen Niederlande, zur Anstellung in dem dortigen, mit den Holländern kämpfenden Heere empfehle; gleich darauf änderte er jedoch seine Absicht, vermuthlich weil daheim in der Person des Erzherzogs Matthias, des Gegners und Nachfolgers des schwachen Kaisers Rudolf, ein neuer Machthaber emporkam, dem zu dienen lockendere Aussichten eröffnete. Als Kämmerling wünschte er dessen Hofhalt einverleibt zu werden, und erbat und erhielt hierfür von seinem Schwager, dem einflußreichen Karl von Zierotin, höchst charakteristische Empfehlungsschreiben. „Denn der junge Herr“, so heißt es in denselben, „sei von guter Herkunft, mit den ersten Familien Böhmens verwandt, von angenehmem Aeußern, anstellig, für sein Alter sehr klug und dem Erzherzog zu dienen begierig, sowol aus besonderer Neigung für denselben, als auch um einen Herrn zu haben, dessen Ansehen und Macht ihm als Stützpunkt und Staffel zur Beförderung dienen könnten. Bedenklich sei deshalb nur die heiße Leidenschaft, mit der Wallenstein am Waffenhandwerk hänge und die ihm vielleicht nicht Ruhe lassen werde, bis er für einige Zeit Urlaub nach Flan-

dern erhalten habe, um am Kriege gegen die Holländer theilnehmen zu können."

Nicht lange darauf stellte Johann Kepler dem jungen Edelmann das Horoskop. Was der große Gelehrte dabei aus der Verbindung von Saturnus und Jupiter entnahm, die zur Stunde der Geburt Wallenstein's in dem ersten astrologischen Hause, dem Hause des Lebens, stattgefunden habe: das war nur zu kleinem Theil ein Ergebniß abergläubischer Träumerei. Denn Kepler glaubte nicht blos an siderische Beeinflussung der Menschen, sondern er beobachtete und prüfte die letztern auch mit dem Auge des kundigsten Seelenforschers. Seine Astrologie wurde zu sinniger Psychologie. Saturnus deutete ihm auf finstere, allezeit gärende Gedanken, Nichtachtung menschlicher und göttlicher Gebote, unbarmherzige, ungestüme und streitbare Gemüthsart. Aus der Verbindung mit Jupiter entnahm er aber die Hoffnung, daß solche Untugenden in reiferm Alter sich abschleifen würden. Wallenstein, so urtheilte er dem entsprechend, habe ein unruhiges Herz, mehr Gedanken, als er äußerlich spüren lasse. Er trachte nach Neuerungen durch unversuchte Mittel, und sein ungewöhnliches Naturell befähige ihn zu hohen Dingen. Ehrsucht, Trotz und Verwegenheit könnten ihn leicht verführen, sich einmal zu einem Haupt von Misvergnügten aufzuwerfen; viele und große Feinde werde er sich machen, aber ihnen meistens obsiegen. Sei er doch unter derselben siderischen Conjunctur geboren wie zwei der Mächtigsten, die vor kurzem in Ost- und Westeuropa gewaltet hatten, der Kanzler Zamoisky von Polen und Königin Elisabeth von England.

Einen solchen Mann, der zugleich mit so großer Beflissenheit dem kaiserlichen Hause zu dienen verlangte, mußte dieses durch hohen Lohn an sich zu fesseln versuchen. Die Münze, mit der Wallenstein nun auch bezahlt wurde, könnte Befremden erregen, wenn sie nicht damals von der habsburgischen Partei öfters mit Erfolg verwendet worden wäre. Der prager Erzbischof vermittelte ihm nämlich die Heirath mit der betagten reichen Witwe Lucretia Nikessin von Landeck, die wenige Jahre danach (März 1614) starb und ihre ansehnlichen, in Mähren

gelegenen Güter ihm allein vererbte. Hierzu kam noch, daß ihm sein Oheim Albrecht von Slavata in derselben Zeit mehrere böhmische Besitzungen hinterließ, sodaß er fortan diejenigen Mittel besaß, die er für unentbehrlich zu weiterm Emporkommen hielt.

Denn einen ökonomischen Zug hatte er schon von seinem Vater geerbt, und überdies war er der Meinung, durch umsichtige Verwaltung und Mehrung seines Vermögens sich nicht etwa blos behaglichen Lebensgenuß, sondern vor allem die „Staffel und Stütze“ sichern zu können, mit deren Hülfe Beförderungen im kaiserlichen Dienst am leichtesten zu erreichen seien. Wenn er sich am Hofe zeigte, so erschien er stets „ansehnlich und stattlich ausstaffiret, blieb auch dort, bis sein Vorrath verzehret, ging dann nach Haus und sammelte ein, bis er wiederum nach Hof reisen konnte“. Im Jahre 1617 fand er eine besonders günstige Gelegenheit, sich das Herrscherhaus zu verpflichten. Erzherzog Ferdinand von Steiermark, der schon zum König von Ungarn und Böhmen gekrönt war und Nachfolger des Kaisers Matthias werden sollte, lag in schwerem Streit mit den Venetianern und richtete, da seine Mittel zu glücklicher Beendigung des Krieges nicht hinreichten, an die wohlhabenden Landsassen ein Hülfsgesuch. Wallenstein warb sofort einige tüchtige Scharen zu Fuß und zu Pferd auf seine eigenen Kosten, versprach, sie sechs Monate im Felde zu halten, und erschien mit denselben auf dem Kriegsschauplatze eben recht, um an dem Entsatz der Festung Gradiska, von deren Behauptung für Oesterreich Sieg oder Niederlage abhing, theilzunehmen. Die Sicherung des schwerbedrängten Platzes gelang vollkommen, und Wallenstein's Hingebung, die wesentlich zu dem schönen Erfolge beigetragen hatte, machte auf Freund und Feind den stärksten Eindruck. König Ferdinand rühmte laut den großen Dienst, der ihm dadurch geleistet worden war; die Venetianer sollen Wallenstein's Vermittelung bei den nachfolgenden Friedensverhandlungen in Anspruch genommen haben, und beim österreichischen Heere war vollends das Lob des opferfreudigen Cavaliers in aller Munde. Denn die Offiziere entzückte der kluge Mann sowol durch die kamerad-

schaftliche Weise, in welcher er mit ihnen verkehrte, wie durch den fürstlichen Glanz, der an seiner Tafel herrschte; für die Soldaten aber sorgte er mehr noch als für sich selbst, und wenn das ganze Heer Mangel litt, hatten seine Reiter gewöhnlich Ueberfluß.

Nach Beendigung des Feldzugs erhielt Wallenstein den Grafentitel und wurde auf Verwenden des Kaisers Matthias zum Obersten eines Regiments des mährischen Landesaufgebots ernannt. Gleich darauf brachen die böhmischen Unruhen aus, die für Oesterreich wie für Deutschland die Quelle unsaglichen Wehes, für Wallenstein aber das Mittel wurden, seinen Durst nach Ruhm und Ehren, Geld und Gut endlich in vollen Zügen zu befriedigen. Mit der prager „Defenestration" der kaiserlichen Räthe Jaroslav von Martinitz und Wilhelm von Slavata-Neuhaus, am 23. Mai 1618, begann der längst drohende offene Kampf zwischen den evangelischen Ständen der österreichischen Erblande und dem katholischen Herrscherhause. Böhmens Edelleute erhoben in dichten Scharen die Fahne des Aufruhrs; ihre Standesgenossen in Mähren und den Erzherzogthümern und ein Theil der Truppen dieser Gebiete brannten vor Verlangen, dem verlockenden Beispiel zu folgen, welches nach der Meinung kecker protestantischer Parteigänger unfehlbar zum „terminus fatalis domus Austriacae" führen mußte. Nun war kein Frieden mehr möglich und für keinen einzelnen Neutralität. Jeder hatte sich zu entscheiden, auf welcher Seite er sich in so furchtbarer Parteiung zu behaupten versuchen wolle.

Wallenstein zweifelte natürlich keinen Augenblick, daß er Gut und Blut für den Kaiser einsetzen müsse. Doch bestimmten ihn hierbei nicht irgendwelche weichere Regungen. Daß ein naher Verwandter, jener Wilhelm von Slavata, von den Aufrührern mishandelt worden war, beeinflußte seinen Entschluß ebenso wenig wie die Haltung seiner übrigen Vettern, die fast alle an der Empörung sich betheiligten. Für ihn galt nur die Beobachtung, daß sein Lebensschiff bisher im Kielwasser der habsburgischen Politik gute Fahrt gehabt hatte, und daß er, in derselben Richtung weiter steuernd, auf Fortuna's Gunst erst recht hoffen dürfe.

Wol niemand hatte etwas anderes von ihm erwartet. Aber mit wie jäher Leidenschaft seine Gesinnung sich jetzt äußerte, das überraschte doch allgemein. Den Vettern, die im gegnerischen Lager standen, schrieb er, er werde sie, falls sie in seine Hände fielen, mit Ruthen peitschen lassen. Dann versuchte er, sein mährisches Regiment, welches sich den Böhmen anzuschließen wünschte, für den Kaiser zu retten. Als sein Oberstlieutenant den ihm befohlenen Abmarsch von Olmütz nicht vorschriftsmäßig ausführte, sprengte er auf denselben los und durchbohrte ihn mit dem Degen, sodaß er todt vom Pferde sank. In dem Schrecken, der hierüber entstand, bemächtigte er sich einer in Olmütz bewahrten Kasse der mährischen Stände von nahezu 100000 Thalern und verließ mit ihr und sämmtlichen zehn Fähnlein seines Regiments den von den Feinden bedrohten Platz. Die Truppen aus Mähren hinauszuführen, glückte ihm zwar schließlich dennoch nicht; das Geld aber vermochte er in vollem Betrage in Wien abzuliefern.

Die Häupter des Aufstandes waren empört, als sie von alledem hörten. Zum bittersten Vorwurf machten sie ihm den Raub der Kasse; „er habe eine Sache gethan, vor der jeder Cavalier erröthen müsse. Wie sei die hoffärtige Bestie da gefallen"! Bei Hofe aber wurde ihm diese Handlung, obgleich das Geld später wieder herausgegeben wurde, als ein rühmenswerther Beweis von Treue und Ergebenheit hoch angerechnet. Und auch abgesehen von dem Eigenthum der Stände kam Wallenstein nicht mit leeren Händen nach Wien, da er, den Beginn des Bürgerkrieges offenbar lange voraussehend, bei der Verwaltung seiner Güter dafür gesorgt hatte, sich die freie Verfügung über sehr beträchtliche Baarmittel zu sichern. Hierdurch wurde es ihm möglich, nicht weniger als tausend wallonische Kürassiere auf eigene Kosten für den kaiserlichen Dienst zu werben und somit in dem kleinen Heere, welches sich zur Vertheidigung des Hauses Habsburg sammelte, eine ungemein hervorragende Stellung einzunehmen.

Das erste Kriegsjahr brachte ihm gleichwol nur geringen Gewinn und schwere Opfer. In dem einzigen größern Treffen,

welches während desselben stattfand, bei Zablat im südlichen Böhmen am 10. Juni 1619, zeichnete er sich zwar glänzend aus, indem er mit seinen Kürassieren die Schlacht eröffnete und nach kurzem Kampfe die beste Truppe des Feindes, die Reiterei des Grafen Ernst von Mansfeld, über den Haufen warf, was dann die Niederlage der ganzen Rebellenschar zur Folge hatte. Aber der Aufstand breitete sich trotzdem noch weiter aus, gewann die Bundesgenossenschaft des Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen und nöthigte dadurch das kaiserliche Heer, nach Oesterreich zurückzuweichen. Auf dem südostwärts gerichteten Marsch berührte dasselbe das Städtchen Horn, wo eine Versammlung der österreichischen Stände sich soeben sehr feindselig gegen die Regierung geäußert hatte. Die kaiserlichen Offiziere machten deshalb den Hornern bittere Vorwürfe, und Wallenstein, dessen Güter die mährischen Stände inzwischen mit Beschlag belegt hatten, fügte noch grimmige Drohungen hinzu. Denn nur durch die Schuld treubrüchiger Edelleute seien er und seine Freunde um Hab und Gut gekommen; man werde sich dafür blutig an jenen rächen und sie nach der spanischen Pfeife tanzen lehren. Indessen die Tage der Rache waren noch fern, da Siebenbürger und Böhmen ihren Vortheil wahrnahmen, von allen Seiten gen Wien vorrückten und mit der Hauptstadt zugleich schon den Thron Kaiser Ferdinand's bedrohten. Dem habsburgischen Heere blieb nach einem vergeblichen Versuch, in freiem Felde — nördlich von Wien — Widerstand zu leisten, nichts anderes übrig, als die Donau unter dem Feuer der nachdrängenden Feinde zu überschreiten. Das schwierige Unternehmen glückte aber dank der festen Haltung der Truppen, besonders der Wallensteiner, und wenn hiernach auch das Heer und die Hauptstadt allein aufeinander angewiesen waren, so dienten sie sich doch gegenseitig zu guter Deckung. Nicht lange darauf wurde überdies Bethlen Gabor durch ungarische Feindseligkeiten, die ihn im Rücken bedrohten, zum Abzug von Wien bewogen, sodaß wenigstens die äußerste Gefahr für die habsburgische Sache beseitigt erschien.

Das nächste Jahr brachte endlich den heißersehnten Wandel

des Kriegsglücks. König Philipp III. von Spanien schickte dem Kaiser eine stattliche Schar zu Hülfe, und Kurfürst Maximilian von Baiern führte sein wohlgerüstetes Heer in eigener Person zur Bewältigung der Rebellen ins Feld. Die Uebermacht, welche den Katholiken seitdem zu Gebote stand, wurde zu jenem Vorstoß nach Böhmen benutzt, der das Schicksal dieses Landes für Jahrhunderte bestimmte. In der entscheidenden Schlacht am Weißen Berge, am 8. November 1620, focht zwar Wallenstein nicht selber mit. Aber seine Reiter nahmen an ihr theil, und sein Stellvertreter, Oberstlieutenant Lamotte, trug wesentlich zu dem großen Erfolge bei, indem er bei einem Recognoscirungsritt die Zulässigkeit des Angriffs auf die feindlichen Stellungen erkannte und durch seine Wahrnehmungen die Anführer des verbündeten habsburgisch-bairischen Heeres dazu bestimmte, den Strauß mit den Böhmen zu wagen.

Der Krieg in den österreichischen Erblanden wurde durch die Schlacht am Weißen Berge noch nicht völlig beendigt. Denn einzelne Parteigänger, wie der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf und der siebenbürgische Fürst Bethlen Gabor, suchten der geschlagenen Partei der evangelischen Stände wieder aufzuhelfen. Ihre Anfälle, die sich vornehmlich auf Mähren richteten, brachten den Kaiser noch ein paarmal in große Noth. Wallenstein stand ihm jedoch stets mit Rath und That zur Seite. Bald schickten die Heerhaufen, die der unternehmende Cavalier geworben hatte, Siegesnachrichten und erbeutete Fahnen nach Wien; bald bewies er selber sein glänzendes Talent zur Kriegführung durch scharfsinnige Rathschläge, wie man rüsten, wie man kämpfen oder durch vorbauende Verhandlungen sich decken müsse. Die schwersten Stunden erlebte der Kaiser hierbei im Jahre 1623, da seine eigene Waffenkraft entfernt nicht hinzureichen schien, um die große Streitmacht, mit der Bethlen Gabor schon halb Mähren überschwemmt hatte, zum Rückzug zu nöthigen. Wenn seine Regimenter trotzdem das Feld behaupteten und durch ihre Ausdauer den Abschluß eines leidlichen Waffenstillstands ermöglichten, so dankte Ferdinand dies in erster Linie der Entschlossenheit und Klugheit Wallenstein's.

Solche Verdienste mußten, ungewöhnlich wie sie waren, durch ungewöhnlich hohe Gegenleistungen wettgemacht werden. Schon im Jahre 1620 wurde Wallenstein zum Generalquartiermeister, im Jahre 1623 zum Generalwachtmeister ernannt, und vielleicht hätte er im letztgenannten Jahre auch den Oberbefehl der kaiserlichen Kriegsmacht erhalten, wenn ihm nicht damals noch der Marchese Hieronymus von Caraffa, wie es scheint ein Schützling Spaniens, vorgezogen worden wäre.

Weit wichtiger aber war für ihn, daß er seit der Schlacht am Weißen Berge bequeme Gelegenheit fand, sich für die Geldopfer, die er der habsburgischen Politik gebracht hatte, überreichlich schadlos zu halten. Denn der Niederlage der Böhmen folgte ein fürchterliches Strafgericht auf dem Fuße. Die Häupter des besiegten Adels wurden zum Tode, zu lebenslänglicher Haft oder Verbannung verurtheilt, ihre Güter wie die ihrer wohlhabendsten Anhänger großentheils eingezogen. Die unermeßlichen Werthe, welche sich in der Hand der Regierung sammelten, dienten natürlich zur Belohnung treuer Diener des Kaisers. Bei dieser Belohnung handelte es sich jedoch nur nebenbei um reichliche Geschenke, die der Herrscher willig gewährte; die Hauptsache war, daß alle hervorragenden Parteigänger des wiener Hofes für Vermögensverluste, die sie von den Feinden erlitten zu haben behaupteten, oder für Aufwendungen, die sie zu Gunsten des Hauses Habsburg gemacht hatten, mit Rebellengütern bezahlt wurden. Die ungeheuere Eigenthumsrevolution reizte die Habgier zu frechstem Gebaren. Den Werth der ersehnten Güter drückte man aufs äußerste hinab, um sich für die Forderungen, die man erheben durfte, doppelten und dreifachen Ersatz zu sichern. Bestechlichen Staatsmännern wurde die Einwilligung in schamlose Händel offen abgekauft. Die Münzverwirrung oder richtiger die reißende Münzverschlechterung, die in allen deutschen Gauen während der ersten Periode des Dreißigjährigen Kriegs unsagliches Unheil anrichtete, wurde dreist benutzt, um die nach guter alter Währung angesetzten Güterpreise mit dem schlechtesten Gelde zu zahlen.

An der allgemeinen Jagd nach mühelosem Gewinn nahmen

die Söhne der edelsten Geschlechter Oesterreichs ungescheut theil. Niemand aber besaß mehr Talent und mehr Leidenschaft für den Gütererwerb als Wallenstein. Schier endlos waren die Rechnungen, die er für Werbung, Ausrüstung und Besoldung der Truppen, für Vorschüsse und Anleihen aufzustellen wußte. Zu Spottpreisen schlug er die Besitzungen an, die er sein eigen zu nennen wünschte. Und frei von jeder zarten Rücksicht griff er besonders nach dem Gute seiner Verwandten, welches ihm nicht leicht ein anderer streitig machen durfte. Hatte er doch einst seinen Vettern, die auf der Seite der Rebellen gestanden, Ruthenschläge angedroht! Nun rächte er sich an den Unglücklichen, indem er ihr und ihrer Hinterbliebenen Eigenthum für sich allein in Beschlag nahm.

Erstaunlich aber bleibt, wie viel er in der kurzen Frist dreier Jahre, von 1621 bis 1623, erreichte. Die ersten größern Erwerbungen waren die Herrschaften Friedland und Reichenberg, von denen die letztere nicht weniger als 11000 Joch Dominical- und ebensoviel an Rusticalgütern umfaßte. Nach und nach folgten einige sechzig größere wie kleinere Herrschaften, unter ihnen das reiche Gitschin. Die Edelleute, die zwischen seinen Ländereien auf freiem Eigengute saßen, wurden genöthigt, dasselbe von ihm zu Lehn zu nehmen, sodaß er ein leidlich geschlossenes Territorium gewann, welches sich über mehr als 70 Quadratmeilen ausgedehnt und einen Werth von 20 bis 30 Millionen Gulden gehabt haben soll. Das war ein fürstlicher Besitz, und dem entsprechend wurde Wallenstein von Kaiser Ferdinand, der seinen mächtigen Vasallen zu begünstigen fortdauernd Anlaß hatte, am 7. September 1623 zum „Fürsten von Gottes Gnaden und Regierer des Hauses Waldstein und Friedland“ erhoben.

Während dieser glänzenden Entwickelung seiner Laufbahn hatte Wallenstein, seit dem Jahre 1614 Witwer, den Gedanken der Wiedervermählung gefaßt. Aber nicht wie zur Zeit der ersten Heirath richtete er diesmal seine Absicht auf eine reiche Braut — deren bedurfte er nicht mehr —, sondern er wünschte durch die zweite Ehe seinen Einfluß auf die Oesterreich regierenden Staatsmänner zu verstärken. Vornehmster Rathgeber

Kaiser Ferdinand's war in jenen Tagen Hans Ulrich von Eggenberg, ein ebenso kluger und strebsamer wie formgewandter Diplomat, „das Factotum und der Favorite" seines Herrn. Die zweite Stelle behauptete der rüstige und thatenfrohe Karl von Harrach, der gewöhnliche Vertreter Eggenberg's, wenn dieser durch andere Geschäfte oder durch die Gichtanfälle, die ihn häufig heimsuchten, bei Hofe zu erscheinen verhindert war. Beide waren überdies Gegenschwäher, da Leonhard von Harrach, der Sohn Karl's, eine Tochter Eggenberg's geheirathet hatte. Auf die Schwester dieses Leonhard, Isabella Katharina von Harrach, richtete nun Wallenstein den Blick, und gewann mit ihrer Hand, am 9. Juni 1623, zugleich die innige Verbindung mit der „allmächtigen Eggenberger Familie". Hiernach gehörte „der Friedländer", vornehm, reich und ruhmgekrönt, wie er überdies war, in jeder Beziehung zu der kleinen Gruppe von Männern, in deren Hand die Entscheidung über die Zukunft Oesterreichs und Deutschlands lag.

Seine zweite Ehe war aber trotzdem nicht allein das Ergebniß staatskluger Berechnungen oder machte wenigstens, nachdem sie geschlossen, einen freundlichern Eindruck. Denn seine Gattin war „eine Dame von wahrhaft seltener Bescheidenheit und Reinheit des Herzens". Ihre Anmuth und Klugheit erfüllten Wallenstein, dem sie eine Tochter schenkte, mit warmer Zuneigung, die ebenso herzlich erwidert wurde. Zärtliche Briefe, die sie dem abwesenden Gemahl schickte, legen hiervon nicht weniger deutliches Zeugniß ab, als die rührende Aufmerksamkeit, mit der er bis ins kleinste für ihr Wohlergehen sorgte. Ließ er doch selbst aus dem Feldlager seinem Gärtner schreiben, er solle wohlriechende Blumen auf den Söller der Herzogin stellen und Veilchen für sie sammeln, die sie in ihre Leibwäsche zu legen wünsche. So erscheint diese Ehe wie eine liebliche Idylle inmitten eines sonst nur in ehrgeizigstem Streben, in verwegenen Speculationen und grauenvollen Kämpfen verlaufenden Lebens.

II.

Die Zeit der Siege.

Kaum vierzig Jahre zählte Wallenstein, als er den Fürstentitel erhielt. An seiner Seite waltete eine der edelsten Frauen Oesterreichs. Sein Vermögen gewährte ihm größere Einkünfte, als mancher deutsche Herzog oder Markgraf besaß. Was er in jugendlichem Ehrgeiz von künftigem Glück und Glanz geträumt haben mochte, war überschwenglich erfüllt, und nahe genug lag ihm somit, sich des Errungenen endlich in friedvoller Muße zu erfreuen.

Aber Wallenstein vermochte nicht zu ruhen. Von verzehrendem Thatendurst durchglüht, verlangte er nach immer schwierigern Aufgaben, bei deren Lösung er seine unerschöpflichen Kräfte erst recht bewähren, die stolzeste Unabhängigkeit gewinnen und seinen Namen unauslöschlich in die Tafeln der Weltgeschichte eingraben könne. Die Zeitumstände blieben hierfür noch jahrelang ebenso günstig, wie sie ihm bisher gewesen waren. Denn der Kriegsbrand, der im Frühling 1618 in den österreichischen Erblanden aufgelodert und hier erst nach einem Jahrfünft nothdürftig gedämpft war, hatte inzwischen ganz Deutschland ringsum in Flammen gesetzt. Im Süden und im Norden des Reichs hatten tapfere Parteigänger für die Sache, die in Böhmen unterlegen war, zum Schwert gegriffen: Ernst von Mansfeld, Georg Friedrich von Baden-Durlach, Christian von Braunschweig-Halberstadt. Einer nach dem andern von ihnen hatte zwar vor der Uebermacht der Katholiken das Feld räumen müssen; aber immer weiter fraß der entsetzliche Krieg, weil allmählich auch die außerdeutschen Protestanten und selbst katholische Gegner des Hauses Habsburg in die Schranken zu treten drohten. Holländer, Dänen und Engländer, Schweden und Franzosen schickten sich an, zur Aufrechthaltung des Evangeliums und der deutschen Ständefreiheit den Kampf mit den Spaniern, Baiern und Oesterreichern zu wagen.

Hier war für Wallenstein die Gelegenheit zu großen Thaten gegeben; und zwar lag ihm, dem böhmischen Edelmann, die Theilnahme an dem internationalen Streit um so näher, als die katholischen Siege der letzten Jahre außerhalb Oesterreichs nicht durch die Waffen Kaiser Ferdinand's, sondern fast ausschließlich durch Baierns und Spaniens Heerhaufen erfochten waren. Wenn er es mithin dazu brachte, daß sein Monarch endlich mit starker Hand in den tobenden Kampf eingriff, dann durfte er hoffen, Ruhm und Gewinn in noch weit reicherm Maße zu erringen, als ihm in dem engen Kreise der österreichischen Geschicke vergönnt gewesen war.

Die Bahn, die er hiermit betrat, führte freilich durch tiefes nächtliches Dunkel, in dem Schmach und Verderben lauerten. Denn er mußte fortan nicht blos offene Feinde bekämpfen, sondern überdies zahllose heimliche Neider und Nebenbuhler unschädlich zu machen suchen. Wie gefährlich solche Gegner werden können, darüber hatte er während der letztverflossenen Jahre schon einige Erfahrungen gesammelt. Sein rücksichtsloses Zugreifen bei Gelegenheit der Güterconfiscationen hatte auf vielen Seiten verletzt, und selbst seine schneidige Amtsführung war von hartem Tadel nicht freigeblieben. Bei Besetzung der unterworfenen Rebellenlande hatte er vor allem den Wunsch gehegt, das ganze Gebiet in sichere Hut zu nehmen und die Geld- und Menschenkräfte desselben planmäßig zur Verstärkung des kaiserlichen Heeres zu benutzen. Aus Feindesmund war ihm da die ehrenvolle Charakteristik zutheil geworden, „daß er, der Herr Albrecht von Waldstein, gar ein freundlicher Herr, aber darneben so scharf und Ernst sei, was er ihme in Sinn nehme, das müsse seinen Fortgang erreichen“. Seinem Beispiel waren jedoch die andern Offiziere und die neuen Landesbeamten von Böhmen und Mähren so wenig gefolgt, daß ausreichende Mittel zur „Contentirung“ der Truppen nach wie vor allerorten fehlten. Der Soldat gewöhnte sich daher, vom Raube zu leben, und in der zur Verzweiflung gebrachten Civilbevölkerung zeigte sich eine Unheil verkündende Gärung. Wallenstein machte hierfür den übeln Willen oder Unverstand jener Beamten verantwort-

lich und schrieb schon im Jahre 1621 dem einflußreichen Statthalter Mährens, Cardinal Dietrichstein, die bittern Worte: „Euer Gnaden sein versichert, daß viel eher ein Generalaufstand wird causirt, wann man alles wegnimmt als wann man mit Ordnung contribuirt. Basta, ich hab' das meinige gethan, will entschuldigt sein, wann Unordnungen geschehen; ich begehre da nichts vor mich, sondern nehme in Acht Ihr Mtt. Dienst und Conservation des Landes." Den schlimmsten Zusammenstoß der Art erlebte er gegen Ende 1624, da er als „Oberster von Prag", wozu er zwei Jahre vorher ernannt worden war, die militärisch vollkommen berechtigte Forderung erhob, daß diese so überaus wichtige Stadt durch neue Werke, namentlich durch eine „Citadella", zu einem vor jedem Ueberfall gesicherten Waffenplatz gemacht werde. Der Statthalter Böhmens, Fürst Karl von Liechtenstein, und die übrigen höhern Landesbeamten, unter ihnen Wilhelm von Slavata-Neuhaus, erklärten hierauf nicht nur, die zu diesen Bauten erforderlichen Gelder nicht aufbringen zu können, sondern wendeten sich überdies gegen Wallenstein selbst, indem sie den Kaiser baten, die nach ihrer Meinung unnöthige Stelle eines Obersten oder Commandirenden von Prag gänzlich aufzuheben. Zwischen dem genialen Heerführer und jenen Beamten entwickelte sich infolge davon eine Spannung, die mit der Zeit den Charakter schroffer persönlicher Feindschaft annahm.

Indessen diese Reibungen waren unbedeutend im Vergleich mit dem grimmen Haß, den Wallenstein unfehlbar gegen sich erregen mußte, sobald er Ferdinand's Waffen über die Grenzen der österreichischen Erblande hinaustrug. Am kaiserlichen Hofe zählte er zwar mächtige Freunde: die Herren von Eggenberg und Harrach und deren ergebenste Diener, von Werdenberg und von Questenberg, zumeist thätige, verständige und gut österreichisch-patriotische Männer. Wenn er Ferdinand's Ansehen erhöhte, durfte er auch für das Kühnste, was seine Feuerseele ersinnen mochte, auf den Beifall der Eggenberger „Clique" sicher rechnen. Aber ihr gegenüber stand eine große Menge von Diplomaten, Beamten und Offizieren, die selbst gern den herr-

schenden Einfluß besessen hätten und denen es bei weitgreifenden auswärtigen Verwickelungen an Gelegenheiten, ihre Stimmung geltend zu machen, nicht fehlen konnte. War doch sogar das Verhältniß des Kaisers zu seinen alten Genossen, Maximilian von Baiern und Philipp von Spanien, sehr geeignet, in dieser Beziehung ernste Bedenken zu erregen. Denn beiden hatte Ferdinand für die Unterstützung, die sie ihm gewährt, schwerwiegende Zugeständnisse gemacht, den einen trotz heftigen Widerstrebens der Protestanten zum Kurfürsten erhoben, und dem andern verlockende Aussichten eröffnet, zu besserer Verbindung der spanischen Niederlande mit seinen übrigen Staaten deutsche Gebiete auf dem linken Rheinufer sich aneignen zu dürfen. Die hohe Machtstellung, welche hiernach Baiern und Spanien im „Reiche" besaßen, mußte den Vorkämpfer des neuerstarkenden Oesterreich in gefahrvolle Conflicte verwickeln.

Noch bedrohlicher erschienen die Tendenzen der römischen Curie, die wol nach der Vernichtung der Ketzer, keineswegs aber nach der Wiederherstellung eines herrschgewaltigen Kaiserthums verlangte, während Wallenstein nur das letztere im Auge hatte und von religiöser Unduldsamkeit weit entfernt war. Außerdem durfte der kühne Feldherr nicht einmal hoffen, an seinem Monarchen geistlichen wie weltlichen Feinden gegenüber einen festen Halt zu finden. Denn Ferdinand, der „Jesuitenzögling", war zwar kein finsterer Eiferer, vielmehr ein behaglich lebensfroher Mann, der tüchtig aß und trank, unermüdlich ritt und jagte, seine beiden Gemahlinnen und seine Kinder zärtlich liebte, Feinden leicht verzieh und guten Freunden nichts versagte — aber bei alledem ein durchaus schwacher, unselbständiger, jeder kräftigen Einwirkung hülflos preisgegebener Charakter. Wer ihm zu imponiren, wer ihm Besorgniß einzuflößen wußte, der beherrschte ihn. Matte Anwandlungen, einen eigenen Willen haben zu wollen, brachen sich an dem ihm frühzeitig eingeprägten bequemen Grundsatz, daß er, um sein Gewissen nicht zu beschweren, am besten thue, in allen Dingen seinen Räthen zu folgen. Einstweilen überließ er sich unbedingt der Leitung der Eggenberg'schen Partei, deren Haupt er eben damals (August 1623) in den

Fürstenstand erhob. Daß er jedoch gelegentlich auch den österreichischen Gegnern der „Clique“ oder den bairisch-spanischen Gesandten oder den Sendlingen Roms sein Ohr leihen könne, war dadurch entfernt nicht ausgeschlossen. Und am stärksten beeinflußte ihn nächst Eggenberg gerade sein Beichtvater, Pater Lamormaini, „unzertrennlich von seinem kaiserlichen Gebieter bis zum letzten Athemzuge“.

Aber die Fülle der Gefahren, die somit jedem drohte, der sich unterfing, Oesterreich wieder auf die Höhe der Ehren zurückzuführen, war nicht im Stande, Wallenstein von der Verfolgung seiner Pläne abzuhalten. Leidenschaftlich sehnte er sich nach einem Schauplatz, der ihm hinreichenden Raum zur Entfaltung seines Talents gewähre, und so schuf er sich selber die Stellung, in der er nach wenigen Jahren strahlenden Ruhms dem elendesten Ende verfallen sollte.

Der Sage nach erbot er sich im Jahre 1625, ein großes Heer anzuwerben und, solange der Krieg dauere, zusammenzuhalten, ohne daß der Kaiser hierfür irgendetwas zu zahlen brauche. Auf die Frage, ob er denn so erstaunlich reich sei, daß er etwa 20000 Mann ausrüsten und besolden könne, habe er geantwortet: nicht 20000 wünsche er anzuwerben, sondern 50000; besolden könne er die freilich nicht, aber eine so starke Kriegsmacht werde sich selbst erhalten.

In Wahrheit machte er jedoch ganz andere Anerbietungen. Denn wildphantastische Dinge, wie die plötzliche Anwerbung eines für jene Tage riesengroßen Heeres und die Ernährung desselben allein durch Raub oder Brandschatzung, lagen seinem praktischen Sinn völlig fern. Mit bescheidenern und ausführbaren Vorschlägen trat er, auch nicht auf einmal, sondern nach und nach, hervor.

Einigen Berichten zufolge soll er schon im Jahre 1622 oder wenigstens 1623 die Erlaubniß zu umfangreichern Werbungen, als er bisher im Dienst des Kaisers angestellt hatte, nachgesucht haben, und später als 1624 ist dies wol jedenfalls nicht geschehen. Beim Hofe stieß er aber auf Hindernisse, sei's weil Ferdinand vor einem schnellen Entschlusse zurückscheute, sei's

weil die Gegner der „Clique“ sich seinem Begehren nachdrücklich widersetzten. Erst im Winter 1624 auf 1625 gestaltete sich die Lage für ihn günstiger, indem zweifellos deutlich wurde, daß der geringe Ueberrest der noch im Felde befindlichen deutschen Protestanten im nächsten Sommer ansehnliche auswärtige Unterstützung erhalten werde. Dem gegenüber erschien es nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig, den Baiern und Spaniern die Kriegführung nicht mehr allein zu überlassen. Sie konnten geschlagen werden und in ihre Niederlage auch den Kaiser verwickeln. Wallenstein wurde deshalb im Frühling 1625 zu Verhandlungen über sein früheres Anerbieten nach Wien berufen, und da gleichzeitig Baiern und Spanien nach österreichischer Hülfe im deutschen Kriege dringend verlangten, so kam es nun endlich zu dem Beschluß, sowol die alten Regimenter zu verstärken, als auch „eine neue Kriegspräparation von 15000 Mann zu Fuß und 6000 zu Roß unter dem Commando des Fürsten Wallenstein vor und an die Hand zu nehmen“.

Mit dieser Kriegspräparation hatte es übrigens noch in mancherlei Hinsicht eine eigenthümliche Bewandtniß. Wallenstein war damals keineswegs der Meinung, ohne kaiserliche Geld-, Proviant- und Munitionslieferungen einen oder gar mehrere Feldzüge führen zu können. Er wußte wohl, daß er aus Brandschatzungen in feindlichem Gebiet, an welche die wilde Zeit durch die Heerführer aller Parteien längst gewöhnt war, bedeutende Summen zu ziehen vermöge, namentlich wenn er dieselben zu einer regelmäßigen „Contribution“ der besetzten Landschaften streng organisire. Aber in der Hauptsache rechnete er dennoch auf den Unterhalt, den der Kriegsherr seinem Heere gewähren sollte, und er versprach daher zunächst nichts weiter, als die gewünschten Truppen auf eigene Kosten anzuwerben und marsch- und schlagfertig ins Feld zu stellen, oder, wie er dies ausdrückte, „die Armee auf den Fuß zu bringen und Posto zu nehmen“. Sein Auftrag ging dem entsprechend im Frühling 1625 nur auf das Werbegeschäft. Wer nach Vollendung desselben das Heer gegen den Feind führen werde, das war hierbei noch im Dunkeln gelassen.

Mit stürmischem Eifer sorgte Wallenstein für die schnelle Einlösung seines Versprechens. Nach allen Seiten gingen seine Befehle, Waffen und Munition anzukaufen, Lebensmittel für Mensch und Thier zusammenzubringen. Sein Geld, sein Ruf, sein organisatorisches Talent bewirkten, daß das von ihm geforderte Heer nach wenigen Monaten in der That vollzählig „auf dem Fuße" war. Nach gegnerischen Berichten wären die Truppen freilich zum Theil ohne Waffen ins Feld gezogen und hätten nur schlechte Pferde nebst geringem Geschütz gehabt. Die Disciplin soll sogar so locker gewesen sein, daß zuchtlose Scharen, besonders Zigeunerbanden, neben der allzu eilfertig aufgestellten Armada ungestört ihr Diebshandwerk hätten treiben können. Was von solchen Uebelständen bei dieser ersten großen Rüstung Wallenstein's wirklich anfangs vorhanden gewesen sein mag, ist jedoch in der Folgezeit rasch beseitigt worden, und im wesentlichen gelang der kühne Wurf jedenfalls außerordentlich gut. Denn kein Geringerer als der schwer zu befriedigende Schöpfer dieses Heeres nannte sein Fußvolk „über die Maßen schön und gut" und zollte auch einem Theile der Reiterei das größte Lob.

Durfte nun aber ein anderer als Wallenstein diese Truppen im Kampfe anführen? Er besaß ja nicht blos das Verdienst, sie geworben und hierbei von neuem seine Meisterschaft für solche Geschäfte gezeigt zu haben, sondern er galt schon längst, vornehmlich seit dem mährischen Feldzuge des Jahres 1623, bei seinen wiener Freunden als der umsichtigste und schneidigste General des Hauses Oesterreich. Er selbst hatte ebenfalls gar keine Lust, die Waffe, die er geschmiedet, einer fremden Hand zu überlassen, und drängte deshalb den Kaiser, ihm endlich auch „den Titel über die Armada" zu geben. Ferdinand war hiermit einverstanden, doch führte er seinen Entschluß, seiner Art nach, sehr langsam aus. Er ernannte Wallenstein zwar schon während der Werbungen zum „Capo" oder General über alles kaiserliche Volk, erhob ihn auch am 13. Juni 1625 zum „Herzog" von Friedland, offenbar um ihn vor den adelsstolzen Offizieren, die unter ihm dienen sollten, und vor den deutschen

Reichsfürsten höher auszuzeichnen; aber erst am 25. Juli stellte er ihn als „General-Oberst-Feldhauptmann“ an die Spitze des Heeres, welches als Succurs für die übrigen katholischen Scharen ins Reich einzurücken im Begriff stand.

Auf die Verleihung der Herzogswürde legte Wallenstein hohen Werth. Denn wohl empfand er noch jugendlich genug — zählte er doch erst 42 Jahre —, um mit seinen Offizieren kameradschaftlich zu verkehren und gelegentlich in frohem Kreise einen starken Trunk zu thun; sein Ehrgeiz trieb ihn aber, die eigene Person aus der Masse der Menschen immer mehr emporzuheben, und so umgab er sich seitdem mit einem zahlreichen, großentheils aus Edelleuten zusammengesetzten Hofstaat. Seine Feldhauptmannschaft stellte ihn überdies fast unabhängig zwischen die kriegführenden Parteien. Er durfte Musterplätze wählen und neue Werbungen anbefehlen, wo und wie er wollte. Bei der Ernennung nicht blos der niedern Offiziere, sondern der „Generalspersonen“ kam sein Wille oftmals zu entscheidender Geltung. Bei Anordnung der Kriegsoperationen, bei Eintreibung von Contributionen und der Führung von Friedensverhandlungen war er höchstens an ganz allgemein gehaltene Instructionen gebunden.

Im Herbst rückte er ins Feld. Der Marsch ging von Eger, wo sich die Hauptmasse des Heeres gesammelt hatte, durch Franken und Hessen nach Norddeutschland. Zum Unterhalt der Truppen dienten zumeist Lieferungen und Zahlungen, welche viele deutsche Städte und Landschaften auf sich nehmen mußten, und zwar die einen, weil die Regimenter ihr Gebiet durchzogen, die andern aber, weil sie von Durchmarsch und Einlager verschont blieben. Im Braunschweigischen standen die Baiern unter General Graf Tilly, denen Wallenstein sogleich gegen ihre Feinde, theils norddeutsche Protestanten, theils Dänen, Hülfe zu leisten wünschte. Doch kam es fürs erste, weil die Jahreszeit schon weit vorgeschritten war, nicht mehr zu ernstem Kampfe. Der kaiserliche Feldherr suchte deshalb nach passenden Winterquartieren und wählte hierzu mit treffendem Blick die reichen Stifter Magdeburg und Halberstadt. Durch ihre Besetzung, die er, schnell

vordringend, fast ohne Schwertschlag vollendete, errang er einen glänzenden Erfolg. Denn diese Gebiete waren von den protestantischen Fürsten bisher ebenso eifersüchtig behütet wie von dem kaiserlichen Hofe eifrig begehrt worden. Den wichtigsten Paß, der über die dessauer Elbbrücke, an der verwundbarsten Stelle, in den Bereich seiner Quartiere führte, sicherte er überdies vor jedem Ueberfall, indem er mitten im Winter jenseit der Brücke Schanzen aufwerfen und in denselben fortan eine ansehnliche Schar Wache halten ließ.

So war ein guter Anfang gemacht, dem ein noch besserer Fortgang bald folgen zu müssen schien. Während der winterlichen Waffenruhe wurde zwar viel vom Frieden geredet — in Braunschweig verhandelten monatelang Abgeordnete der katholischen Generale und des niedersächsischen Kreises —; an unblutige Beilegung des Streites war jedoch im Ernst nicht zu denken, weil die habsburgisch-bairische Partei, von Siegeszuversicht geschwellt, ihre Forderungen aufs höchste spannte, die deutsch-dänische Allianz dagegen noch die Hoffnung hegte, ihre alte Machtstellung ungeschmälert zu behaupten. Wallenstein bereitete sich deshalb auf entscheidende Kämpfe vor, und im Frühling 1626 war sein Heer nicht blos schlagfertig, sondern durch wiederholte Werbungen auf mehr als die doppelte Zahl des Vorjahres gebracht.

Die Gegner stellten ebenfalls sehr ansehnliche Kriegshaufen ins Feld. An ihrer Spitze stand König Christian IV. von Dänemark; unter demselben commandirten mehrere kühne deutsche Parteigänger, besonders der „Eisenbeißer" Graf Ernst von Mansfeld; und ebendieser gefürchtete Kämpe führte, während der König mit Tilly handgemein zu werden trachtete, seine Truppen zum Angriff auf Wallenstein's Regimenter. Er meinte, jene Schanzen, die bei Roßlau, nördlich von der dessauer Elbbrücke, errichtet waren, leicht erstürmen und dann nach Süden, in Flanke und Rücken der katholischen Scharen, durchbrechen zu können. Aber er hatte in wildem Wagemuth zu wenig beachtet, wie stark die feindliche Stellung und wie zahlreich die kaiserliche Streitmacht war. Nur zu seinem Unglück gelang es ihm

anfangs, sich in dem Terrain vor den Schanzen fest einzunisten. Denn das überzeugte Wallenstein erst recht, wie wichtig der Posten war, den er hier besetzt hatte. Mit überlegenen Kräften brach er am 25. April aus den schützenden Werken hervor und brachte in lange auf- und abwogendem, furchtbar blutigem Ringen den Mansfeld'schen eine sehr schwere Niederlage bei. Kaum vermochte der Graf seine Geschütze und einen Theil der Reiterei zu retten, sein Fußvolk aber wurde gänzlich zusammengehauen. Wallenstein erfüllte an diesem Tage alle Pflichten des Feldherrn wie des Soldaten. Den Degen in der Faust sah man ihn durch die Reihen dahinsprengen. Mit der Siegesbotschaft schickte er 27 erbeutete Fahnen nach Wien.

Dort erregte das große Ereigniß schwärmerische Freude. Kaiser Ferdinand hatte gerade, als ihn die Nachricht erreichte, das Abendmahl genommen, und voll Glaubensstolz wies man darauf hin, daß „das Communiciren Seiner Majestät mit dem Eintreffen froher Zeitungen gemeiniglich zusammenfalle". Die Jesuiten sangen in ihrem wiener Profeßhause ein Tedeum, und Wunsch und Hoffnung wurden laut, daß alle Feinde des hochlöblichen Hauses Oesterreich gleichermaßen gestürzt werden möchten.

Die katholischen Generale besaßen nach Wallenstein's Sieg in der That genügende Macht, um beinahe jeglichen Widerstand niederzuwerfen. Indessen ihre gegenseitigen Beziehungen, die von Anfang an viel zu wünschen übriggelassen hatten, verschlechterten sich eben jetzt noch empfindlich, sodaß ein einmüthiges Vorgehen der beiden Feldherren gegen den geschwächten Feind bald nicht mehr in Rechnung gezogen werden durfte.

Der Zwiespalt, der sich hiermit entwickelte, lag theils in den Personen, theils aber auch in den Tendenzen, welche dieselben vertraten.

Tilly war ein nüchterner, harter Kriegsmann, tapfer im Felde, umsichtig im Rath, ohne doch je den Blick über die Grenzen der militärischen Aufgabe zu erheben. Ganz Soldat, kannte er keine andern Interessen als die seines Berufs. Sein Kriegsherr, Kurfürst Maximilian, der autokratischste unter den deutschen Fürsten jener Tage, der Vorgänger der strammen

Monarchen des 18. Jahrhunderts, schrieb ihm vor, wie er die Ketzer im Süden und im Norden des Reichs zu Paaren zu treiben habe. Tilly setzte seinen Ruhm darein, den Befehlen des Kurfürsten gelegentlich noch zuvorzukommen. Der große Erfolg, den er jahrelang gehabt, sein Diensteifer und seine immer gleiche Rüstigkeit erwarben ihm den Ruf, das wahre Schwert der Katholiken, der Generalissimus der streitenden Kirche zu sein.

Dagegen Wallenstein! Das Soldatenhandwerk war ihm stets nur Mittel zum Zweck. In gärender Seele wälzte er ungeheuere Pläne zur Befriedigung des selbstischsten Ehrgeizes wie zu schrankenloser Erhöhung der kaiserlichen Macht. Gehorchen hatte er nie gelernt, im Gegentheil während der österreichischen Wirren, in denen er emporgekommen war, eine Ungebundenheit sich angewöhnt, die schon jetzt mit der Pflicht des Unterthans fast unvereinbar erschien. Sein Wille allein war ihm Gesetz. Wünsche, um nicht zu sagen Befehle seines Monarchen und Meinungen seiner Mitfeldherren oder der Bundesgenossen Oesterreichs galten ihm blutwenig. Die politische und mehr noch die religiöse Ueberzeugung der von ihm geworbenen Truppen war ihm gleichgültig: nur das verlangte er, daß jedermann im Dienst seine volle Schuldigkeit thue. Viel jünger als Tilly, war er zwar körperlich, von Gichtleiden frühzeitig heimgesucht, weit weniger leistungsfähig; aber seine hohe schlanke Gestalt und das schmale, schwachgefärbte Antlitz mit der durchgearbeiteten Stirn, den tiefliegenden funkelnden Augen, der starkknochigen Nase und der vollen Unterlippe — kurz jeder Zug seines Wesens zeigte eine imponirende Persönlichkeit voll seltener Intelligenz und rücksichtslosester Energie.

Seitdem er Deutschland betreten hatte, war die Lage im Reiche von Grund aus verwandelt. Noch vor einem Jahre war hier die Macht des Kaisers gleich Null gewesen, jetzt war sie ringsum bewundert und gefürchtet. Der Kurfürst von Baiern, der bisher alles geleitet, fühlte sich zu seinem bittern Aerger gänzlich auf die Seite geschoben. Nichts halfen ihm die kleinern katholischen, zumeist geistlichen Fürsten, mit denen er sich zur „Liga“ vereinigt hatte, nichts auch sein tapferer General, der

so viele Siege erfochten hatte. Wallenstein war es, der das größte Heer besaß und die besten Quartiere beherrschte, der die Augen aller Welt auf sich zog und, nunmehr seinen stürmischen Affecten gehorchend, die Truppen der Liga zu einem vernichtenden Stoße gegen die erschütterte Macht der Protestanten mit sich fortzureißen suchte.

Kein Wunder, daß dies mislang! Nach Wallenstein's Worten wären hierfür Tilly und Maximilian verantwortlich zu machen, weil sie aus Eigensucht oder militärischer Beschränktheit, die über kleinliche Unternehmungen nicht hinauszublicken vermocht, sich geweigert hätten, der großen Aufgabe ihr Heer zur Verfügung zu stellen. Die Baiern dagegen klagten, daß der kaiserliche General sich zu Gunsten der kleinern Unternehmungen, die dieser allerdings verschmähte, mit ihnen nicht habe „conjungiren" wollen. Den Hauptgrund der Meinungsverschiedenheit bildete natürlich das herrische Auftreten Wallenstein's, des Neulings auf dem deutschen Kriegstheater, dessen Anordnungen Folge zu leisten der alte Sieger Tilly zäh und eifersüchtig sich sträubte. In hellem Grimm schrieb deshalb Wallenstein an seinen Schwiegervater Karl von Harrach: „Der Herr Tilly ist der bayrischen Kommissari Sclavo und muß wider Ragon travagliren und die Armee consumiren, und ist gewiß nicht ohn, daß er wegen seiner tapfern Thaten bei der Welt glorioso ist, wegen der Pacienz aber, so er mit denen Hundsfutern muß haben, wird bei Gott coronam martyri erlangen .... Ziehen er und ich auf dem einen und dem andern Land (auf beiden Seiten der Elbe) auf den Feind zu, so ist dieser ruinirt; wo nicht, so haben wir ein langwierigen Krieg und mit großen Incommoditäten, denn gewiß der Kurfürst aus Bayern ist besser vor sich als vor uns."

Wallenstein's leidenschaftliche Worte vermochten jedoch die Sachlage nicht zu ändern. Der „langwierige" Krieg ging seinen schleppenden Gang, und die Gegner behielten daher Kraft und Zeit, um neue Angriffsstöße vorzubereiten. Mansfeld sammelte eine beträchtliche Heerschar und rückte mit ihr durch die brandenburgischen Marken nach Schlesien. Seine Absicht war, von

hier aus dem Fürsten Bethlen Gabor, der abermals den Frieden aufgekündigt hatte, die Hand zu reichen und durch diese schwere Bedrohung der österreichischen Erblande Wallenstein zum Abmarsch aus Niedersachsen zu bewegen. Der Dänenkönig hoffte, sich alsdann Tilly gegenüber im Felde behaupten zu können.

Dem Herzog von Friedland kam Mansfeld's keckes Unternehmen äußerst ungelegen. Ihm war der norddeutsche Krieg die Hauptsache, nicht der siebenbürgisch-österreichische. Anfangs begnügte er sich deshalb, einer bescheidenen Zahl von Regimentern die Verfolgung Mansfeld's anzuvertrauen, und auch nachdem er erkannt hatte, daß er selber zur Vertheidigung der Heimat aufbrechen müsse, beauftragte er einen sehr ansehnlichen Heerestheil, an Tilly's Seite gegen die Dänen ins Feld zu ziehen. Dank dieser Unterstützung glückte es dem bairischen General, nicht blos einen Angriff Christian's IV. abzuwehren, sondern endlich auch den wieder zurückweichenden König am 27. August im Thal bei Lutter am Barenberge gründlich aufs Haupt zu schlagen. Doch wußte er den großen Vortheil, den er erlangt hatte, schließlich zu nicht viel mehr als zu der lange ersehnten Ausdehnung seiner Quartiere zu benutzen, sodaß die Dänen, die sich nach ihrer Niederlage an der untern Elbe sammelten, immer noch Kraft genug zu einem weitern Feldzug übrig behielten.

Wallenstein hatte inzwischen die Mansfeld'schen eine ungeheuere Strecke Wegs vor sich hergejagt. In Schlesien konnte er sie zwar nicht mehr erreichen und schlagen, theils weil sie einen zu großen Vorsprung hatten, theils auch weil die evangelischen Landeseinwohner mehr zu ihnen als zum kaiserlichen Heere hielten. Aber er nöthigte sie wenigstens, nach Mähren und schließlich nach Ungarn zu entweichen. Hier hätte er in große Noth kommen können, da seine Scharen sich infolge übermäßiger Anstrengungen, mangelnder Lebensmittel und pestartiger Krankheiten beinahe auflösten, während Mansfeld eine Stütze an den Siebenbürgern und sogar an den Türken fand. Der Herzog von Friedland erkannte die Gefahr, schätzte sie jedoch nicht hoch; „ich muß mich", sagte er, „gefaßt machen, mit Bethlen, Mansfeld und den Türken zugleich zu raufen; es

graust mir aber vor ihnen allen nicht". Er hatte recht, so zu urtheilen. Denn die Türken, anderweitig zu sehr beschäftigt, machten mit diesem Kriege nicht rechten Ernst; Bethlen Gabor ließ sich abermals zu Friedensverhandlungen bewegen; der Graf von Mansfeld mußte den Kampf aufgeben, und als er aus Ungarn weiter eilte, in der Richtung auf Venedig, um dort Mittel und Wege zu neuen Unternehmungen zu finden, setzte der Tod seinem vielbewegten Leben ein Ende.

Das Jahr 1626, Wallenstein's erstes großes Kriegsjahr, fand hiermit seinen Abschluß. Es war reich an Erfolgen, aber auch reich an Nichterfüllung überschwenglicher Hoffnungen, die ab und zu gehegt worden waren. Das letztere machten sich die wiener Feinde und Neider des Generals zu Nutze, indem sie behaupteten, daß die Dänen schon längst gänzlich besiegt worden wären, wenn nur der Herzog von Friedland sich gefügiger an Tilly angeschlossen hätte, und daß vollends der ewig friedensbrecherische Bethlen viel zu glimpflich davongekommen sei. Solche Worte fanden in den bittern Beschwerden Tilly's, Maximilian's und aller Ligisten ein lautes Echo. Denn wohl habe Wallenstein dem Heere der Bundesgenossen durch herrische Forderungen „alle Stund Unruhe und einen Aufruhr und Lärmen über den andern" verursacht; aber mit demselben nach wohlüberlegtem Plane gemeinsam zum Kampf zu schreiten habe er stets verweigert. Einen rechten Krieg wisse er überhaupt nicht zu führen, da er nur schlage, wenn er angegriffen sei, sonst jedoch die Feinde entwischen lasse. Seine ganze Kunst bestehe in unermeßlichen Rüstungen, mit denen er die Freunde mehr als die Gegner schädige. Er quartiere ja seine Regimenter gegen Recht und Billigkeit auch in katholischen Gebieten ein, ruinire dieselben und bringe das ganze Reich durch seine Tyrannei zur Verzweiflung. „Der Kaiser würde zuletzt den Schaden am meisten empfinden und denen, die es geschehen lassen, nicht davor danken."

Richtig war hieran, daß Wallenstein überall in Deutschland mit erschreckender Gewaltsamkeit aufgetreten war. Wie er das ligistische Heer schlechtweg nach seinem Willen zu lenken versucht hatte, so hatte er ringsum Truppen geworben, Contributionen

erpreßt, Garnisonen eingelegt. Seine Truppen waren trotz aller Strenge, mit der er, der organisatorische Kopf, die Ordnung stets aufrecht zu halten suchte, theilweise zu wilden Räuberbanden, zu einer entsetzlichen Landplage entartet. Die Reichsstände zitterten vor dieser Armada und fürchteten, mit ihrem Vermögen auch ihre Freiheit und Selbständigkeit einzubüßen. Wilde Worte, mit denen Wallenstein seiner heftigen Art nach ungescheut um sich warf, entsetzten sie hierbei fast mehr noch als seine rücksichtslosen Thaten.

Aber an dem Talent des Generals zu zweifeln war gleichwol sehr ungerecht. Er hatte nicht blos ein gewaltiges Heer aus dem Nichts zu schaffen gewußt, sondern sich auch als ein vortrefflicher Feldherr gezeigt. Daß den Dänen und Siebenbürgern gegenüber nicht noch mehr erreicht worden, war augenscheinlich nicht seine Schuld. Seine Freunde in der wiener Regierung sahen recht wohl ein, was sie an ihm besaßen, und hielten auch den Kaiser in der gleichen Ueberzeugung fest, sodaß dieser die Andersgesinnten davor warnte, Oel ins Feuer zu gießen, und den Wunsch aussprach, daß man denen, „die immer mit sinistris relationibus aufgezogen kommen, einen Biß einlege".

Trotzdem lag während des ganzen Jahres 1626 sehr nahe, daß Wallenstein's Rolle bald ausgespielt sein werde. Die österreichische Regierung hatte, seitdem ihr ein großes Heer zur Verfügung stand, für die Erhaltung desselben beinahe nichts gethan. Vergebens forderte Wallenstein einmal ums andere Geld, Getreide und Pulver, und sah sich eben hierdurch genöthigt, die Brandschatzungen, welche mit dem Wohlstand der Bürger auch die Zucht der Soldaten untergruben, als regelmäßige Aushülfe zu benutzen. Empört schrieb er endlich, man sei bei Hofe wol der Meinung, daß er den völligen Krieg allein auf seine Spesa führen solle; er habe aber schon mehr als zu viel gethan, indem er diese Armee auf den Fuß gebracht, Posto genommen und täglich stärken thue. Wenn der Kaiser kein Mittel habe zu kriegen, so könne auch dieses Wesen ohne Geld keinen Bestand nicht haben, denn dergleichen Krieg könne niemand als ein

großer und reicher Potentat und nicht ein Privat führen. Er wisse nicht, was er auf die Letzt vor einen Dank für seine Opfer bekommen werde, zumal bei Seiner Majestät die Calumniatores Gehör und gute Audienz hätten. Er begehre derhalben seine Entlassung anjetzo, und befehle es Gott, daß nach seinem Abzug seine Feind Campo haben würden, ihm zu schaden. „Umb den Kaiser und das Haus von Oesterreich hab ich viel ein anderes verdient, will aber meine merita nicht exaggeriren; dies tröste ich mich allein, daß kein Mensch in der Welt anders sagen kann, als daß ich jederzeit treulich, ehrbar und nutzlich dem Kaiser gedienet habe, und wann ich Gott also gedienet hätte, so wäre ich gewiß der vornehmbste Heiliger im Himmel."

Karl von Harrach, an den Wallenstein in mehrern Briefen diese und ähnliche Auseinandersetzungen richtete, empfing aus ihnen in der That den Eindruck, daß der Kaiser sich nach einem andern „Capo" für sein Heer umsehen müsse. Aber an wen sollte man sich wenden? An Tilly, dem Wallenstein schuld gab, daß es mit dem Kriege noch immer nicht zum „Feierabend" gekommen war? Oder an den österreichischen Feldmarschall Grafen Collalto, mit dem Wallenstein sich soeben erst entzweit hatte, weil derselbe trotz reicher Erfahrung und ungemeiner Gewandtheit doch nur „ein großer Practico (ein Pläne- und Ränkespinner), aber kein Soldat sei und keinen Valor erzeige"? Durfte man mit solchen Anführern der immer noch großen Kriegsgefahr des nächsten Jahres entgegenzutreten wagen? Und überdies, wie sollte man den Herzog von Friedland, wenn man ihn jetzt aus dem Dienst entließ, für seine Auslagen entschädigen, die schon wieder auf eine völlig unerschwingliche Summe, auf mehrere Millionen Gulden, angewachsen waren?

Bei Wallenstein's Freunden und beim Kaiser stand es deshalb doch bald wieder fest, daß man den unvergleichlichen Feldherrn um jeden Preis in seiner Stelle erhalten müsse. Das Haupt der „Clique", Fürst Eggenberg, veranlaßte eine Unterredung (in Bruck an der Leitha am 25. November 1626), in der denn auch er und der Friedländer einander überzeugten, daß

beiden Theilen am besten gedient sei, wenn kein anderer Capo an die Spitze des Heeres gesetzt werde.

Der bisher zumeist angenommenen Ueberlieferung nach soll Wallenstein in dieser Unterredung entwickelt haben, daß der Kaiser freilich außer Stande sei, in seinen Erblanden die erforderlichen Mittel aufzubringen, um den Krieg zu bestehen, aber das deutsche Reich könne ihm dieselben gewähren. Um sich zu vertheidigen, bleibe ihm daher nichts übrig, als im Innern Deutschlands ein zahlreiches und mächtiges Heer aufzustellen, vor dem die Feinde weichen müßten, das man aber nie in die Gefahr bringen dürfe, in großen Schlachten oder langwierigen Belagerungen zu Grunde gerichtet zu werden. Die Quartiere dieser Armee solle der Kaiser über ganz Deutschland, wozu er vollkommen berechtigt sei, also über befreundete wie feindliche, katholische wie protestantische Gebiete ausdehnen. Ohne Mühe könne er dann mit Hülfe der Contributionen 70000 Mann regelmäßig im Felde halten. Wenn das ein paar Jahre geschehe, würden die Feinde selbst um Frieden bitten; er werde seine oberste Würde unter den Fürsten der Christenheit wieder zur Geltung bringen. Da inzwischen auch die Erblande wieder zu Kräften kommen würden, so werde er beliebig nach allen Seiten hin Krieg zu führen im Stande sein.

Was hiervon als begründet angenommen werden darf, ist jedoch äußerst zweifelhaft. Ein Parteigänger Wallenstein's, wie es heißt ein kaiserlicher Offizier, behauptet sogar, diese ganze Ueberlieferung sei nichts als „ein pur lauter calvinisch Gedicht, den General und die kaiserliche Majestät beim Reich in bösen Verdacht zu bringen“, als ob beide die deutschen Stände rücksichtslos vergewaltigen, sie ihres Vermögens und damit zugleich ihrer Freiheit und Selbständigkeit berauben wollten. Mit Hülfe dessen, was der brucker Unterredung voraufging und nachfolgte, läßt sich deshalb nur die Vermuthung aussprechen, daß der Herzog von Friedland in lebhaften Worten seine dynastische Gesinnung betheuerte und zugleich überzeugend nachwies, wie nothwendig die Fortdauer der kriegerischen Energie sei, um die mit den Waffen neugeschaffene kaiserliche Macht zwischen zahllosen Fein-

den und Neidern aufrecht zu halten. Solche Erörterungen mußten auf den ähnlich dynastisch gestimmten Fürsten von Eggenberg starken Eindruck machen, und zur schließlichen Verständigung beider Männer mag auch der Umstand sehr wesentlich beigetragen haben, daß ja der Hof die kolossalen Summen, die er dem General schuldete, nicht aus eigener Tasche zu bezahlen vermochte, wonach eine befriedigende Ausgleichung dieser Angelegenheit kaum in anderer Weise zu erreichen war als durch das Verbleiben Wallenstein's im „Kriegsdirectorium der Armada".

Jedenfalls verständigte man sich dahin, daß der Kaiser und der Friedländer zur Zeit nicht voneinander lassen dürften. Die Anlässe, die soeben zu einem Zwiespalt zu führen gedroht hatten, blieben zwar auch fernerhin bestehen — der trostlose Geldmangel der Regierung und der zähe Widerstand einzelner Staatsmänner gegen Wallenstein's Anordnungen, sodaß der Feldherr voll bittern Grimms verlangte, „mehrers considerirt zu werden, denn er diene dem Kaiser wohl und sei kein Hundsbub"; indessen die Entscheidung, daß die Truppen keinem andern Capo unterstellt werden könnten, war doch unwiderruflich gefallen. Ferdinand theilte dies gleichsam aller Welt mit, indem er am 4. Januar 1627 dem Herzog von Friedland die Gnade erwies, dessen sämmtliche böhmische Besitzungen unter dem Namen „Herzogthum Friedland" zu vereinigen und ihnen mithin eine noch mehr als bisher ins Auge fallende Ausnahme- und Ehrenstellung im Rahmen der österreichischen Erblande zu gewähren.

Der Winter verstrich dem General unter angestrengten und mühevollen Rüstungen, für die sein Eifer, sein Geld und sein Credit wiederum das Beste thun mußten. Im Mai 1627 verließ er abermals an der Spitze eines starken Heeres den böhmischen Thalkessel, wendete sich jedoch diesmal nicht gen Westen ins Reich, sondern ostwärts nach Schlesien, weil die Ueberreste der Mansfeld'schen Armee sich kurz vorher dorthin zurückgezogen und, gestützt auf viele Städte und Schlösser, eine sehr starke Stellung eingenommen hatten. Durch einen kurzen, glänzenden Feldzug vernichtete Wallenstein diese Feinde vollständig. Einige Scharen derselben erlagen in offener Feldschlacht oder bei der

vergeblichen Vertheidigung der festen Plätze; andere gingen bei dem gefahrvollen Versuch, sich nach Norden, zu König Christian IV. durchzuschlagen, kläglich zu Grunde; noch andere, und zwar recht zahlreiche Haufen, streckten die Waffen und traten in die Reihen des kaiserlichen Heeres. Wallenstein verdankte diesen großen Erfolg sowol seinem Talent wie seiner Uebermacht; er eilte nunmehr auf den Hauptkriegsschauplatz, um auch dort beides zu einer durchgreifenden Entscheidung zu verwerthen. Während des Marsches nach der untern Elbe zwang er den Kurfürsten von Brandenburg, der bisher zwischen den streitenden Parteien in ängstlich abwartender Neutralität verharrt hatte, sich demüthig dem Gebot des Siegers zu unterwerfen. „Denn dieser Kurfürst", so sagte er, „hat lange genug die blinde Katze gegen Seine Majestät gespielt; man muß ihn lehren, wie er Seine kaiserliche Majestät respectiren soll." Seiner Art nach erreichte er sein Ziel halb durch harte Drohungen, halb durch die Gewaltthaten, die seine einrückenden Truppen verübten. Doch sparte er auch freundliche Worte nicht, weil er in den norddeutschen Angelegenheiten Brandenburg nicht zum Gegner, sondern zum Bundesgenossen haben wollte. Sein Auftreten machte so tiefen Eindruck, daß die Geheimen Räthe in Berlin an ihren Kurfürsten schrieben: „Der General ist so mächtig, daß er umstoßen und aufrichten kann, was er will. Auch weiß er es selbst, daß er es so weit gebracht hat, daß er keinen Richter mehr auf Erden hat."

An der untern Elbe vereinigte er sich mit Tilly zur Bekämpfung der Dänen. Schwer war die Aufgabe nicht, welche die katholischen Generale hier zu lösen hatten. Denn wenn auch König Christian so viele Streitkräfte, als ihm nur möglich, zum neuen Feldzug gerüstet hatte und vielleicht stark genug gewesen wäre, dem Heere der Liga dauernden Widerstand entgegenzusetzen, so durfte er doch keineswegs hoffen, sich der doppelten oder dreifachen Feindeszahl, die jetzt auf ihn einstürmte, mit Glück erwehren zu können. Er sowol wie die Seinigen erkannten dies und fühlten sich dadurch von vornherein wie gelähmt. Ein größeres Treffen wagten sie gar nicht mehr zu

liefern, aber zahlreiche kleine Unfälle fügten ihnen schließlich ebenso schwere Verluste wie die ärgste Niederlage zu. Einige ihrer Feldregimenter und ihrer Festungsbesatzungen schlugen sich gut, jedoch erfolglos. Andere wichen beim Beginn des Kampfes oder traten, und zwar gerade die kriegstüchtigsten, bereitwillig zum Feinde über. Dazu kam noch, daß Tilly schon im Anfang dieses Feldzugs verwundet wurde und nach seiner Heilung zur Belagerung niedersächsischer Festungen abrückte, sodaß das Hauptcommando allein in Wallenstein's Händen blieb und ihm allein die Früchte des Sieges in den Schos fielen. Mit einem lavinenhaft anschwellenden Heere drang er durch Lauenburg nach Holstein vor, durch Schleswig nach Jütland. Am Ende des Jahres 1627 beherrschte er das ganze festländische Dänemark und durfte sich rühmen, auch in dem weiten Deutschland nirgendwo einen ernsten Widerstand hinter sich gelassen zu haben.

Solche Triumphe erregten in Wien das höchste Entzücken. Schon nach den schlesischen Siegen, als 65 erbeutete Fahnen durch die Straßen der Hauptstadt getragen worden, waren dort laute Jubelrufe ertönt. Jetzt war vollends alles von stolzester Zuversicht erfüllt. Nichts schien mehr unmöglich, nichts besonders dem Genie des Herzogs von Friedland unerreichbar.

Das nächste Ziel, welches die kaiserliche Politik ins Auge faßte, knüpfte an einen alten Wunsch des madrider Hofes an. Seit Jahren strebten nämlich die Spanier danach, an den Küsten der Nord- und Ostsee Fuß zu fassen, um von dort aus dem Handel und zugleich dem Wohlstand und der Wehrkraft der Holländer schweren Abbruch zu thun. Dem entsprechend planten die wiener Staatsmänner nun, daß die katholischen Generale bei allen Hansestädten von Friesland bis Preußen ihr Ansehen brauchen sollten, um sie zu einer innigen Verbindung mit Oesterreich, Spanien und dem beiden befreundeten Polen zu bringen. Denn mit Hülfe der deutschen Rheder werde man eine gewaltige Kriegsflotte rüsten, den Dänenkönig auf seinen Inseln heimsuchen, die Holländer zu Paaren treiben und vielleicht auch die Schweden und Engländer ernstlich bedrängen können. Die Städte müsse man für die Einbuße an Freiheit, die sie hierbei

erleiden würden, durch Handelsvortheile entschädigen, indem man nur ihnen und nicht mehr den Holländern oder Engländern die Vermittelung des Waarenverkehrs zwischen Nord- und Südeuropa gestatte. Die österreichischen Erblande würden hiervon, namentlich wenn die Schiffahrt auf den gen Norden fließenden deutschen Strömen gehoben werde, großen Gewinn ziehen, und Ferdinand's Macht werde, auf Heer und Flotte gestützt und allen Nachbarn Deutschlands weit überlegen, endlich wieder als die wahrhaft kaiserliche, die Geschicke der gesammten Christenheit leitende erscheinen.

Wallenstein ergriff diese Gedanken mit heißer Leidenschaft. Nach allen Seiten, in schneller Folge und endloser Reihe ergingen seine Befehle. Jeder wichtige Küstenpunkt müsse zum Schutz gegen feindliche Landungen befestigt und stark besetzt werden. Zu näherer Verbindung von Ost- und Nordsee solle ein Kanal, der „die Ostsee in das oceanum derivire“, auf deutschem Gebiet gebaut werden. Schiffe der nordischen Mächte habe man, wo man sie antreffe, in Brand zu stecken, während jede Hansestadt Kriegs- und Transportgeschwader, oder Gelder und Geschütze bereit halten solle, damit der Herzog von Friedland als „General des Oceanischen und Baltischen Meeres“ im nächsten Frühjahr Habsburgs Banner bis in die weitesten Fernen tragen könne. Der kaiserliche Gesandte, Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg, der an Wallenstein's Seite die Verhandlungen mit den Hansestädten führte, wurde durch die Umsicht und Energie des großen Feldherrn so tief erregt, daß er einen nach Wien bestimmten Bericht mit dem Mahnruf schloß: „Der Kaiser tractire den Herzog von Friedland wohl und animire ihn gänzlich; Gott wird seinen Segen dem nicht entziehen. Man vertraue sich Seiner fürstlichen Gnade an, dessen Eifer Seiner Majestät Hoheit, Nutzen und Aufnehmen zu befördern größer ist, als Ihr Herren Euch einbilden thut.“

Wallenstein's Absichten beschränkten sich aber nicht einmal auf die Begründung habsburgischer Macht im Norden Europas. Vielmehr umspannten seine Blicke in derselben Zeit auch den äußersten Süden des Continents. Denn die Gefahr, die den

österreichischen Erblanden fortdauernd von seiten der halb Ungarn beherrschenden Türken drohte, hatte ihm oft genug die Nothwendigkeit nahegelegt, daß mit der Bekämpfung dieser Gegner endlich rechter Ernst gemacht werde. In rastloser Gedankenarbeit spann er ungeheuere Pläne, wie die Feinde Jesu Christi nicht blos aus der Nähe Wiens, sondern aus ganz Europa zu vertreiben seien. Ja es wird sogar erzählt, daß er schon bis ins Einzelne festgestellt habe, auf welche Weise er diesen Krieg vorbereiten, beginnen und bis zu vollem Siege durchführen könne. Mit 100000 Mann, so heißt es, wollte er den Türken Ungarn, Bulgarien, Thrazien entreißen. Die Kosten des Unternehmens, die er auf 7 Millionen Thaler angeschlagen, habe er theils aus der eigenen Tasche, theils durch den Verkauf confiscirter Güter und durch Beiträge der deutschen Stände aufzubringen gedacht. Wenn er mit dem Landheer bis ins Herz des Türkenreichs vorgedrungen sei, dann sollten ihn bei der Eroberung der Hauptstadt und der Inseln spanische, päpstliche und venetianische Schiffe unterstützen. Die dem Feinde entrissenen Gebiete dürften schließlich an die Bundesgenossen des Kaisers nach Maßgabe ihrer Beiträge vertheilt werden, aber der letztere müsse jedenfalls die Oberhoheit über das Ganze erhalten.

Indessen solcher Kreuzzugsplan besaß in Wahrheit nur den Werth eines verwegenen Traums. Die Förderung der nordischen Angelegenheiten verlangte für sich allein schon die höchste Anspannung aller Kräfte, zumal die habsburgische Politik bei denselben nach und nach auf fast unüberwindliche Hindernisse stieß, die sogar durch Wallenstein's persönliche Stellung eher vermehrt als vermindert wurden.

Der große General hatte nämlich für den Feldzug des Jahres 1627 sehr hohen Lohn begehrt und schon nach der Vernichtung des Mansfeld'schen Heeres in Schlesien erwirkt, daß ihm zur Deckung seiner Auslagen das Herzogthum Sagan und die Herrschaft Priebus zu Lehn gegeben wurden, sodaß er seitdem prächtige Territorien im Norden wie im Süden des Riesengebirges sein eigen nannte. Aber hiermit war er keineswegs zufrieden gestellt, weil ihm die Regierung noch immer sehr be-

deutende und von Stunde zu Stunde höher steigende Geldsummen schuldete. Sollte er für seine Opfer völlig schadlos gehalten werden, so genügten dazu nicht mäßig umfangreiche Herrschaften, sondern nur „große Stücke“, die innerhalb der österreichischen Erblande nirgendwo feil waren. Als er deshalb seinen Blick auf einen weitern Länderkreis richtete, soll er nach der Meinung einiger zuerst das Kurfürstenthum Brandenburg ins Auge gefaßt haben. Dies läßt sich nicht beweisen. Sicher ist dagegen, daß man es in Wien gern gesehen hätte, wenn er von den Dänen, die über ihres Königs Niederlagen erbittert waren, auf den Thron Christian's IV. erhoben worden wäre. Wallenstein wünschte dies nicht, da er eine Krone, die er zuerst dem rechtmäßigen Inhaber entreißen und dann gegen dessen nordische Freunde vertheidigen mußte, mit gutem Grunde nicht behaupten zu können meinte. Die wiener Zumuthung parirte er mit dem geschickten Gegenzug, daß es am besten sei, wenn Kaiser Ferdinand König von Dänemark werde. Für sich aber nahm er endlich die schönen Landschaften der Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albrecht von Mecklenburg in Anspruch. Dieselben hatten auf Seite der Dänen am Kriege gegen den Kaiser theilgenommen. Mochte hierin auch kein genügender Rechtsgrund liegen, die unglücklichen Fürsten ihrer Herrschaft gänzlich zu berauben oder gar das Erbrecht der Ihrigen für ungültig zu erklären, so fand der gewaltthätige Sinn der Sieger in der politischen Haltung der Herzoge dennoch einen willkommenen und ausreichenden Vorwand, mit dem Eigenthum derselben lediglich nach Gutdünken zu verfahren. Der Kaiser war offenbar sehr froh, den General auf fremde Kosten bezahlen zu können. Anfang 1628 übergab er ihm Mecklenburg als Unterpfand für die der Regierung vorgeschossenen Gelder, und ein Jahr später erhob er ihn zum rechten Herrn und Herzog dieses reichsunmittelbaren Fürstenthums. So wurde der einfache böhmische Edelmann, nachdem er sich schon zum reichsten Grundbesitzer der kaiserlichen Erblande aufgeschwungen hatte, ein angesehenes Mitglied des regierenden deutschen Fürstenstandes. Seinem Ehrgeiz wurde die hohe Befriedigung, daß er, wie das Recht der Reichs-

fürsten war, sein Haupt in der Gegenwart des Kaisers bedecken durfte.

Seitdem hatte er freilich ein verdoppeltes Interesse daran, daß Habsburgs Macht in den nordischen Gegenden sich dauernd festsetze. Aber ebenso sehr lag ihm auch am Herzen, nichts allzu Gewagtes zu unternehmen, da ein jäher Umschlag des Kriegsglücks seiner jungen Regentenherrlichkeit sofortige Vernichtung drohte. Die höchste Vorsicht schien sehr bald dringend geboten; denn der Kampf mit den alten Seemächten Nordeuropas konnte nur dann zu gutem Ende führen, wenn die Hansestädte den Kaiser mit vollster Bereitwilligkeit unterstützten. Sie hierzu zu bewegen war aber entfernt keine Aussicht vorhanden. Sie empfanden sehr deutlich die Gefahr, in welche neue Siege der katholischen Generale sowol die evangelische Lehre wie die bürgerliche Freiheit bringen konnten, und sie suchten daher unter tausend Ausflüchten die befohlene Flottenrüstung zu hintertreiben. Der Seekrieg hätte trotzdem noch begonnen werden dürfen, wenn es etwa gelungen wäre, einen der nordischen Herrscher auf Habsburgs Seite hinüberzuziehen. Man meinte in der That, den Schwedenkönig Gustav Adolf durch die Aussicht auf dänische Beute gewinnen zu können. Aber auch dies mislang, und so mußte man sich, falls man in der großen Offensivpolitik verharrte, auf empfindliche Niederlagen gefaßt machen.

Wallenstein war empört, als ihm dies alles klar wurde. Die Schuld für die Enttäuschung, die er erlebte, warf er auf den Grafen Schwarzenberg, der allerdings die Verhandlungen mit den Hansestädten gelegentlich durch herrisches Dreinfahren geschädigt hatte. Er verlangte die Abberufung des Grafen, der die Städte allbereits in eine ziemliche Desperation und sozusagen zur öffentlichen Rebellion gebracht habe. Mit dessen Chimären, dessen närrischen Vorschlägen könne nichts gerichtet werden; vielmehr seien er, der Graf, und sein spanischer Genosse, der Gesandte Gabriel de Roy, „eine Bestia von dem andern ganz und gar inficirt“.

Diese wilden Worte waren das Grab der weitgreifenden

spanisch-österreichischen Allianz-, Kriegs- und Handelspläne. Aber an ihre Stelle setzte Wallenstein sogleich ein eigenes, ihm besser zusagendes politisches System. Die Städte, sei's mit Güte, sei's mit Gewalt, zur Aufnahme von Garnisonen zu bewegen, schien ihm das Wichtigste; denn sobald dies geglückt war, besaß er in den Mauern der großen Hafenplätze, in den Verschanzungen der übrigen Küstenstrecken, in dem geplanten Nord-Ostseekanal, in dem mächtigen Heere, welches dies alles bewachte, eine fast unangreifbar starke Defensivstellung. Verbindungen der nordischen Mächte mit deutschen Ständen waren dann nicht mehr zu besorgen. Dänemark ließ sich vielleicht durch einen milden Frieden für alle Zeit beruhigen, und sowol die kaiserliche Oberherrschaft „vom Adriatischen bis zum Baltischen Meer" wie das Wallenstein'sche Mecklenburg schienen in diesem Fall vor jedem Umsturz gesichert.

Indessen auch dieses bescheidenere Ziel war nicht leicht zu erreichen. Den Städten war die Aufnahme kaiserlicher Truppen gleichbedeutend mit der Unterwerfung unter die schlimmste feindliche Willkür. Eine der kleinsten unter ihnen, Stralsund, griff sogar beim ersten Versuch der Wallensteiner, eine beherrschende Stellung vor ihren Thoren einzunehmen, entschlossen zu den Waffen und gab damit allen andern das Zeichen, „Muth zu fassen und Ungebührlichkeiten zu begegnen".

Um diesen Trotz zu brechen, rückte der Herzog von Friedland im Frühling 1628 selbst vor Stralsund. Mit seinem starken Heere und mit der Unterstützung des Kurfürsten von Brandenburg und des Herzogs von Pommern, die er als Nachbarn Mecklenburgs für sich zu gewinnen gewünscht und in der That für sein Unternehmen interessirt hatte, meinte er die Stadt leicht bewältigen zu können. Einige Erfolge, die er errang, erschreckten auch die Bürgerschaft dermaßen, daß sie „mit dem christlichen, hochtapfern Reichsfürsten, auf dessen Gerechtigkeit und Billigkeit, Gnade und Huld sie vertraue", ernstlich zu verhandeln begann. Schließlich blieb sie jedoch des kühnen Aufschwungs eingedenk, mit dem sie im Anfang des Kampfes geschworen hatte, „die wahre Religion Augsburgischer Confession

und der Stadt Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen und keine Besatzung, von wem sie ihr auch angemuthet werde, innerhalb ihrer Ringmauern und Schlagbäume aufzunehmen". Der Heldenmuth, den sie fortan im härtesten Kriegsdrang bewies, erbitterte Wallenstein aufs äußerste. „Die Stadt", so rief er mit einer oftmals, jedoch ohne hinreichenden Grund bezweifelten Wendung aus, „muß herunter, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden ist." Aber vergebens zürnte er, vergebens opferte er in unaufhörlichen Geschütz- und Sturmangriffen Tausende seiner Leute. Die Bürger und die Dänen und Schweden, die ihnen freudig Hülfe leisteten, widerstanden unerschütterlich, und die Belagerung mußte schließlich zum Jubel aller Evangelischen aufgegeben werden.

König Christian meinte hiernach sogar, den Krieg abermals nach Deutschland hineintragen zu können. Er landete auf der Insel Usedom, nahm die Schanzen von Peenemünde und bemächtigte sich des wolgaster Schlosses. Sein Erfolg regte das Volk Norddeutschlands zu neuen Hoffnungen an. Die Städte zeigten sich noch „impertinenter" als bisher.

Aber die Gegner triumphirten zu früh. Wallenstein kam in Eilmärschen herbei, nahm Wolgast wieder und schlug die Dänen in einem meisterhaft geleiteten Treffen am 22. August so gründlich, daß sie sich nur unter großen Verlusten und Gefahren auf ihre Schiffe zu retten vermochten.

Dieser Sieg hatte bedeutende Folgen. Der Dänenkönig gewann die feste Ueberzeugung, daß er allein den deutschen Krieg zu keinem glücklichen Ausgang zu führen vermöge. Nur wenn er sich auf das engste mit den Schweden verband, durfte er den Herzog von Friedland im offenen Felde zu bestehen hoffen. Sollte er aber dem König Gustav Adolf, dessen Macht ihm in den nordischen Gegenden schon recht unbequem war, auch noch zu Ansehen und Einfluß im deutschen Reiche verhelfen? Ehe er sich hierzu verstand, wollte er lieber, falls nur die Feinde ihm billige Friedensbedingungen stellten, ganz vom Kampfe zurücktreten.

Wallenstein erkannte, was in Christian's Seele vorging, und

verlangte deshalb, daß man dem Könige soweit nur möglich entgegenkomme. In Lübeck trat ein Friedenscongreß zusammen, auf dem sich Kaiserliche und Dänen, zumal die Schweden von demselben ausgeschlossen blieben, leicht verständigten. Dem Könige wurde Jütland, Schleswig und Holstein unentgeltlich zurückgegeben. Dafür aber schied er aus allen Beziehungen zu den Feinden des Hauses Habsburg, verzichtete auf jede Einmischung in die innern Angelegenheiten Deutschlands und gab seine alten Bundesgenossen, die mecklenburger Herzoge, völlig preis.

Mit dem Abschluß des Lübecker Friedens, am 23. Mai 1629, schien im wesentlichen erreicht, was Wallenstein seit Jahr und Tag erstrebt hatte. Der Hauptgegner, den er seit so langer Zeit bekämpft hatte, war versöhnt. Die Hansestädte wie die Schweden standen vereinzelt und deshalb, wie man meinen durfte, ohnmächtig dem Kaiser gegenüber. Ferdinand's und Wallenstein's Macht waren damit auf ihren Höhepunkt gelangt.

III.

Wallenstein als Landesherr.

Der Herzog von Friedland war ein kundiger Schlachtenlenker und ein ideenreicher Staatsmann; aber diejenige Gabe, die ihn vor andern Emporkömmlingen in Krieg und Politik am eigenthümlichsten auszeichnet, kam bei der Verwaltung des Heerwesens und bei der Regierung seiner Territorien an den Tag. Wie ein weiser Regent, wie ein geborener Landesfürst strebte er stets danach, die Hülfsmittel jedes von ihm beherrschten Gebiets in seiner Hand zu vereinigen und dieselben, soweit nur immer möglich, zu gemeinem Nutzen zu verwerthen. Selbst in dem am übelsten berufenen Stück seiner administrativen Wirksamkeit, in dem Contributionssystem, durch das er seine Truppen im Innern Deutschlands großentheils „kontentirte", tritt dies deutlich hervor. Denn zu diesem heillosen System war er ja nur nothgedrungen geschritten, und wenn sich auch die „Wallen-

steiner" durch greuelvolle Unthaten einen entsetzlichen Namen machten, so lag die Schuld hierfür nicht eigentlich an ihm. Er bemühte sich fortdauernd, Offiziere wie Soldaten durch Befehle, Drohungen und harte Strafen zur Zucht zurückzuführen, und er hatte dabei auch nicht geringen Erfolg. Seine Heerhaufen hausten nämlich, wie es scheint, noch lange nicht so schlimm wie manche andere, z. B. Tilly's Scharen; und wenigstens zum Theil erreichte er das ersehnte Ziel, daß die Landeseinwohner durch die Contributionen nicht ganz verderbt wurden, vielmehr Bauern und Soldaten friedlich nebeneinander bestehen konnten.

Um dem landesfürstlichen Zug in Wallenstein's Wesen gerecht zu werden, muß man jedoch die großartig schöpferische Thätigkeit, die der wundersame Mann in den Herzogthümern Friedland, Sagan und Mecklenburg entfaltete, ins Auge fassen. Hier ging sein heißestes Verlangen dahin, sich von der wiener Regierung, bis auf den Namen eines kaiserlichen Lehnsträgers, den er nicht abzuschütteln vermochte, völlig unabhängig zu machen. Sogleich nachdem er jene reiche Gütermasse im Norden Böhmens an sich gebracht, begehrte er und erwarb er deshalb Privileg auf Privileg und zerstörte dadurch die Rechtsgemeinschaft zwischen seinen Besitzungen und den österreichischen Ländern so gründlich, daß dieselben eigentlich nur noch durch den gemeinsamen Oberherrn, den Kaiser, miteinander verbunden blieben. Der Herzog von Friedland durfte den Adel ertheilen und Münzen schlagen, Verwaltung und Rechtspflege nach seinem Gutdünken ordnen, eine Verfassung geben und Gesetze erlassen, kurz ungefähr dieselben Rechte ausüben, die den deutschen Reichsfürsten zustanden. Seitdem er mit dem Erwerb Mecklenburgs in die Reihe der letztern eingetreten war, handhabte er diese Rechte vollends ungestört in allen seinen Territorien und benutzte jede Gelegenheit, um seine Landeshoheit in den weitesten Kreisen zur Geltung zu bringen. Mit Vorliebe bezahlte er das Heer mit friedländischen Gold- und Silbermünzen. Sein Wappen umfaßte in der Kette des goldenen Vließes den Engel des Herzogthums Friedland, den Adler von Sagan, den Stierkopf von Mecklenburg und den Greif der Stadt Rostock.

Was er in seinen Ländern geschaffen, ist manchmal mit dem Wirken der aufgeklärten Despoten des 18. Jahrhunderts in Parallele gestellt worden; denn wenn er auch die Theorie des modernen Staats noch nicht gekannt und, ohne irgendwie zu reflectiren, nur seinem gesunden Instinct nach gehandelt habe, so sei doch das Ergebniß dasselbe wie bei den Fürsten des Fridericianischen Zeitalters gewesen. Das ist aber nicht richtig. Neue Bahnen der Staatsverwaltung hat er so wenig betreten, daß er in dieser Beziehung nicht einmal mit Maximilian von Baiern, dem monarchischsten seiner Zeitgenossen, verglichen werden darf. In den alten politischen Gleisen hat er sich jedoch mit ungemeiner Gewandtheit bewegt. Was er angegriffen, hat unter seinen Händen sofort feste Gestalt gewonnen. Frisches Leben ist rings um ihn aufgesproßt.

Wenn er ein neues Territorium erhielt, ordnete er in demselben, sauber voneinander getrennt, Verwaltung und Rechtspflege, stellte tüchtige Beamte und Richter an, beseitigte eingewurzelte Misbräuche, forderte einen kurzen und klaren Geschäftsgang und prüfte mit nie ermüdendem Eifer die Wirksamkeit jeder Maßregel. Tüchtigen Beamten spendete er freigebiges Lob, setzte ihnen hohe Besoldungen aus und erfreute sie bei festlichen Anlässen, Kindtaufen oder Hochzeiten, durch ansehnliche Geschenke. Wehe aber den nachlässigen oder untreuen Dienern! Die geringste Verschuldung wurde unnachsichtig geahndet, zumal wenn sie die Kasse des Herzogs, die vornehmste Stütze seiner Politik und Kriegführung, berührte. „Traktirt mich vor kein gutts Mannl", so schrieb er seinen gitschiner Räthen, die mit der Ablieferung der Steuern im Rückstand waren, „denn sonsten periklitirt Euer Leib, Ehr und Gut. Eure Entschuldigungen seind lauter verlogen und unwahrhaftig; seht, so lieb Euch Eurer Seelen Seligkeit ist, mich bei der Nase nicht umzuziehen; denn so wahr Gott lebt, Ihr werdet mir's mit Euren Köpfen zahlen müssen, wo Ihr mir die Quoten nicht alle Monat liefern werdet; ich hab lang genug zu Euren Prozeduren still geschwiegen, aber merket nur wohl auf, ich werde gewiß mit Euch nicht scherzen." Beim Heere war man von jeher gewöhnt,

daß seinen Worten die That auf dem Fuße folgte. Seiner Strenge wegen hieß er dort il tiranno. Voll scheuer Furcht blickten daher auch die Civilbeamten zu ihm empor, folgten aber der Mehrzahl nach ohne Zweifel willig dem wohlthätigen Antriebe zu schneller, sachgemäßer, gewissenhafter Arbeit. Charakteristisch hierfür ist, daß bei dem Hof- und Landgericht zu Güstrow in Mecklenburg dank unverzüglicher Erledigung der Geschäfte zu keiner andern Zeit so geringe Actenmassen sich ansammelten als in den Jahren der Wallenstein'schen Herrschaft.

Indessen der Herzog hegte, wie schneidig er auch regierte, doch keineswegs die Absicht, eine eigentliche monarchische Allgewalt zu begründen. Das Hergebrachte war, daß der Landesfürst sich mit Ständen umgab. Deshalb kam Wallenstein nicht blos den mecklenburgischen Landständen freundlich entgegen, sondern er machte auch den Versuch, in seinen böhmischen Besitzungen aus Edelleuten, geistlichen Würdenträgern und Vertretern der Städte sich einen vollständigen Landtag zu verschaffen. Von den Ständen verlangte er guten Rath, wie das Wohl der Territorien zu befördern sei, und jedem, der ihn in dieser Richtung unterstützte, war er ein dankbarer Gönner. Den Edelleuten erwies er so vielfache Gunst, daß er sich selber, nicht mit Unrecht, des Adels Freund nannte.

Dieses Verhalten brachte ihn nun freilich in eigenthümliche Conflicte. Unfähig, Widerspruch zu ertragen, äußerte er sich nicht selten ungemein ständefeindlich. Die Nachricht, daß es „etwan dificulteten bey der Huldigung in dem landt zu Mechelburg köndte abgeben", hörte er „von grundt seines Herzens gern, denn dardurch verliehreten sie (die Stände) alle ihre privilegia". Die Difficultäten blieben aus, und die Stände behielten ihre Vorrechte, versuchten nun aber, die von Wallenstein geforderte Steuerbewilligung zu umgehen. Da schrieb dieser: „Sie sollen mich nicht uf solche weise tractiren, wie sie die vorige Herzogen tractiret haben, denn ich werde es gewisse nicht leiden und zum ersten zu der Land-Räthe und Vornembsten Güetern, auch den Personen greifen ... Werden sie die Disposition wegen des Geldes nicht machen, sie werden sehen was

ihnen daraus wirt entstehen, darumb scherzen sie nur nicht mit mir." Aus solchen Worten ergibt sich, daß Wallenstein den Ständen ein eigentliches Recht, zu beschließen und zu entscheiden, nicht zugestand. Aber er unterdrückte sie doch nicht, sondern legte hohen Werth auf ihr Urtheil wie auf das jedes sachverständigen Mannes. Nachdem er das „Stadtwesen" von Güstrow zu verbessern Auftrag gegeben hatte, zeigten seine Kammerräthe sich „so bescheiden, daß sie zuvor dem Rath und der Bürgerschaft eine Punktation von ihrem Vorhaben überreichten, sie zu Rathe zogen und den vernünftigen Vorstellungen der Bürgerschaft nachgaben, folglich keinen blinden Gehorsam forderten, sondern andern zutraueten, daß sie auch sehen könnten, besonders in Wirthschaftssachen, worauf einer Stadt Wohl und Wehe beruhe".

Die Kriegslast, die ganz Deutschland bedrückte, suchte Wallenstein von seinen Gebieten möglichst fern zu halten. In Mecklenburg befestigte er Städte und Schlösser zum Schutz gegen den „Pewel" wie gegen die Schweden und besetzte dieselben mit ausreichenden Wachtmannschaften. Das ganze übrige kaiserliche Heer quartierte er jedoch außerhalb dieses Landes ein.

Dem wirthschaftlichen Gedeihen der Territorien wendete er, mochte er nah oder fern sein, in Muße leben oder mitten im Kriege sich befinden, unablässig die gespannteste Aufmerksamkeit zu. Damit die Nachwehen der wilden Zeit, die auch über jedes seiner Gebiete dahingegangen war, möglichst schnell verschwänden, verringerte oder erließ er an vielen Orten auf Jahre hinaus Steuern und Fronen. Zahlungsunfähigen Schuldnern gewährte er billige Rücksicht. Den Bäckern und Bierwirthen wurde befohlen, ihre Waaren nicht zu vertheuern, „damit der arme Mann seine Nothdurft um ein leidentliches haben könne". Bettler wurden nirgends geduldet, aber in Zeiten der Noth erhielten die Armen Geld, Brot und Getreide. Ja zum Unterhalt der gänzlich Armen, die auch in bessern Tagen ihr Brot nicht mehr verdienen konnten, sollten in allen Kirchspielen Hospitäler angelegt, d. h. „ordentlich und geräumig" gebaut, und die denselben zugewiesenen Armen von den Kirchspielsangehörigen

sorglich verpflegt werden. Und als einst die Pest viele Bauern hinraffte, befahl Wallenstein sofort: „wo die Leut ausgestorben seynd und Niemandts da ist, der das Getreid auf dem Feld einschneidt, soll es dem, der dasselbe einsammeln wird, auch bleiben; denn es ist besser, daß jemandts dessen genießt, als daß es verderben soll.“

In Ackerbau und Viehzucht war nichts so geringfügig, daß es Wallenstein seiner Beachtung unwerth gefunden hätte. Seine Briefe enthalten zahlreiche Vorschriften über den Bau von Gemüsepflanzen und Gartengewächsen, über die Fütterung von Fohlen und Kälbern, Schweinen und Schafen, sogar über die Pflege der „kranken Kapaune und Hühnlein“ und der Forellen in den Bächen seiner böhmischen Berglande. Noch mehr aber lag ihm die Hebung der Industrie am Herzen, und sein Befehl rief in unglaublich kurzer Zeit eine Fülle blühender gewerblicher Anstalten ins Leben. Hier entstanden Salpetersiedereien, Pulvermühlen und Waffenschmieden, dort Tuchfabriken, Schneider- und Schusterwerkstätten. Der Hebung des Bergbaues widmete er das gleiche Interesse wie dem gewagten Versuch, durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen die kostbare Seide im eigenen Lande zu gewinnen. Wo es im Kreise seiner Unterthanen an geeigneten Arbeitskräften fehlte, stellte er fremde Handwerker und Techniker an. Den Producenten bot er sich selbst als größten und zahlungsfähigsten Consumenten dar, indem er mit den Erzeugnissen seines Landes einen bedeutenden Theil des Heeres ernährte, bekleidete und bewaffnete: eine Leistung, die er natürlich in vollem Umfang der kaiserlichen Kasse in Anrechnung brachte und die wol als die merkwürdigste Bethätigung seines Verwaltungsgenies angesehen werden muß, denn sie erklärt zugleich den Wohlstand seiner Unterthanen wie die beharrliche Steigerung seiner eigenen finanziellen Kraft und die Schlagfertigkeit, die seine Regimenter vor denen der meisten zeitgenössischen Generale hoch auszeichnete. Mit welcher Umsicht er hierbei verfuhr, ergibt sich in überraschender Weise aus seiner Correspondenz. Fügte er doch einmal dem Befehl, gegen baare Zahlung in seinen Städten und Märkten 10000 Paar Schuhe für die

Soldaten machen zu lassen, das Postscript hinzu: „Notabene! seht zu, daß die Schuh allzeit ein jedes Paar fleißig zusammengebunden wird, auf daß man wüßte, welche zusammengehören."

Für die Vergrößerung und Verschönerung seiner Städte, die sich schnell mit Beamten, Kaufleuten und Handwerkern füllten, sorgte er mit rastlosem Eifer. Gitschin, die vornehmste Stadt seines ältesten Fürstenthums, sollte eine „großmächtige" Residenz werden. Viele hundert neue Häuser wurden geplant und zum Theil wirklich gebaut. An Stelle der Schindeldächer sollten überall Ziegeldächer treten. Die Straßen sollten trocken, die Abzugsgräben rein gehalten, die Wege mit Baumreihen geschmückt werden. Ein herrlicher Palast verkündete, daß hier ein mächtiger Fürst wohnte.

Dem aufblühenden Gitschin wären die Hauptorte der andern Gebiete bei längerm Leben Wallenstein's ebenbürtig an die Seite getreten. In Glogau, welches er kurz vor dem Abschluß seiner Laufbahn erhielt, regte er außer andern gemeinnützigern Unternehmungen einen großen festungsartigen Palastbau an; in Sagan begann er die Aufführung eines Schlosses, welches sich nach seiner Vollendung, wie man sagte, als achtes Wunder der Welt dargestellt haben würde. Sein prager Palast, gleichsam sein Absteigequartier in der Hauptstadt Böhmens, wird noch heute bewundert, und auch in Mecklenburg hat er das güstrower Schloß wenigstens vergrößert. Während seines Aufenthalts in Mecklenburg betrieb er überdies den Bau eines Schiffahrtskanals, der quer durch dieses Land von der Ostsee zur untern Elbe führen und an die Stelle des kurz vorher beabsichtigten, jedoch kaum ausführbaren, eigentlichen Nord-Ostseekanals treten sollte.

Wallenstein's kirchliche Maßregeln erscheinen auf den ersten Blick unbegreiflich widerspruchsvoll, erklären sich jedoch leicht genug aus den verschiedenartigen Antrieben, die auf ihn einwirkten. Denn einerseits durfte er, der Convertit und General Ferdinand's II., sich nicht weigern, den Katholicismus in allen seinen Landen zu befördern. In Friedland und Sagan befahl er denn auch den Besuch des katholischen Gottesdienstes und

drohte denen, die „in ihrem alten Leben“ verharren würden, mit strengen Strafen, und selbst in dem rein protestantischen Mecklenburg machte er Versuche, die Leute „an die katholische Luft“ zu gewöhnen. Den geistlichen Orden, die ihn mit ihrer Missionsthätigkeit unterstützen sollten, den Augustinern und Kartäusern, den Kapuzinern und Dominicanern, und besonders reichlich den Jesuiten, schenkte er Klöster, Landgüter und Renten. Bei der Besitznahme von Mecklenburg erklärte er ein dortiges fürstliches Gut von 6000 Reichsthalern Einkommen den Jesuiten überlassen zu wollen, damit diese im Stande seien, zwei Collegia, eins zu Rostock, das andere zu Wismar, zu fundiren und die katholische Religion einzuführen. Ringsum restaurirte, vergrößerte, gründete er Kirchen und Kapellen. Das Herzogthum Friedland wünschte er als einen eigenen bischöflichen Sprengel zusammengefaßt und damit kirchlich ebenso vollkommen, wie in politischer Beziehung schon geschehen war, von Böhmen abgetrennt zu sehen. Die große Kirche, die er in Gitschin in Bau nahm, bezeichnete er deshalb als Domkirche; und schließlich unterhielt er einen ständigen diplomatischen Agenten am päpstlichen Stuhle zu Rom.

Indessen zu allen diesen Schritten kam er nicht aus wahrer Herzensneigung — denn in religiösen Dingen dachte er fast indifferent, sondern aus naheliegender politischer Rücksicht oder auch aus der Empfindung, daß die katholische Kirche den strengsten Gehorsam, die unbedingte Unterwerfung des Einzelwillens fordere und somit die beste Stütze und Freundin fürstlicher Machtvollkommenheit sei. Andererseits aber war er sowol tolerant wie gar nicht klerikal gesinnt. Sobald die geistlichen Orden sich in irgendeiner Beziehung Uebergriffe erlaubten, suchte er ihnen einen festen Riegel vorzuschieben. „Man solle“, hieß es dann, „den Mönchen besser auf die Fäust sehen, man müsse ihnen die Zähne weisen, ihnen Abzüge machen an den Zahlungen, die er ihnen versprochen habe.“ Als die gitschiner Jesuiten einen jungen Verwandten des Fürsten, „den Franzel von Harrach“ bereden wollten, „nicht ein Soldat, sondern ein Jesuiter“ zu werden, erhielt der Landeshauptmann von Friedland den strengen

Befehl, den Jüngling „im Augenblick" aus Gitschin zu entfernen, und „da mein Weib oder wer da wolle, dawider replicirt, so laßt Euch's nicht irren, denn sie verstehen's nicht, und dieß steht auf Eure Verantwortung". Und als die Jesuiten durch ihren rücksichtslosen Bekehrungseifer einen Aufruhr im Herzogthum Friedland hervorriefen, schrieb Wallenstein demselben Beamten: „Es ist ein welsches Sprichwort: cosi vol cosi habbia. Derowegen mischt Ihr Euch nicht darein. Werden's die Jesuiten gutt machen, so werden sie's gutt haben; ich begehre ihre Impertinenzen nicht mit brachio seculari zu defendiren, denn ihre exorbitanzen seindt unerträglich .... Könnte ich mit hunderttausend Gulden der fundacion, so ich ihnen gethan hab, ledig werden, so thät ich's gern." Seinem Schwiegervater aber meldete er: „Bitt auch, man höre auf, in Böhmen so erschrecklich wegen der Luthrischen zu procediren .... Das seien jesuvitische Inventionen; wann's übel zugeht, Jesuiter finden ein anderes Collegium, der Kaiser aber kein anderes Land."

Seine Toleranz hatte mithin ebenfalls eine politische Färbung. Die Macht der Lutherischen erschien ihm so bedeutend, daß er dieselben höchstens allmählich an die katholische Luft gewöhnen, nicht aber mit Gewalt zur Conversion zwingen wollte. Ja er meinte, der guten Dienste der Protestanten wegen ihrer großen Zahl und hohen Bildung durchaus nicht entbehren zu können, und nahm deshalb begabte Akatholiken ungescheut wie in das Heer so auch in die Beamtenschaft seiner Länder auf. Jahrelang war der Kanzler von Friedland ein Lutheraner; an der Spitze der mecklenburgischen Verwaltung standen lauter Glaubensgenossen desselben, und die Verfassung der lutherischen Kirche Mecklenburgs blieb völlig unangetastet. Sogar die Juden duldete Wallenstein nicht nur, sondern bewilligte ihnen bedeutende Unterstützungen, weil er von ihnen eine Belebung des Handelsverkehrs erwartete. Nur den Calvinisten zeigte er sich zumeist sehr abgeneigt, aber nicht eigentlich ihres Glaubens halber, vielmehr aus Haß gegen die Republik der Niederlande, die schroffste Gegnerin der habsburgischen wie seiner eigenen Politik.

Den geistlichen Orden gewährte er übrigens für die Zügelung ihres Bekehrungseifers reichen Ersatz, indem er ihnen den Unterricht des heranwachsenden Geschlechts übertrug und zugleich die Schulen, in denen sie lehren sollten, selber ins Leben rief. Die großartigste Schöpfung, welche die Kirche in dieser Beziehung seiner Freigebigkeit verdankte, war das gitschiner Jesuitencollegium, in dem er junge Edelleute wie Bürgersöhne aus allen Theilen seines Herrschaftsgebiets vereinigte und zumeist auf seine Kosten erziehen ließ. Dafür forderte er aber auch, daß die Schüler körperlich und geistig auf das beste verpflegt, in den Wissenschaften, in Musik und ritterlichen Künsten, in Ordnung und Reinlichkeit, kurz in allem, was ein guter Lehrer im Auge haben müsse, zu rechter virtu angeleitet würden. Im Mecklenburgischen gründete er überdies zu Güstrow eine Ritterakademie und beschäftigte sich mit der Hebung der Universität Rostock. Im Friedländischen plante er sogar die Stiftung einer neuen Universität — einer „Academia oder Universitas studiorum generalis" nach dem Muster der ältesten und bestprivilegirten Universitäten des heiligen Römischen Reichs, vornehmlich der zu Wien, Basel, Prag und Leipzig —, an welche der Niederländer Grotius und der Schlesier Opitz berufen werden sollten.

Die Erfolge der Wallenstein'schen Landesverwaltung waren, soweit dies sich irgend schätzen läßt, außerordentliche. Empfanden doch selbst die Mecklenburger, unter denen nach der Vertreibung ihrer rechtmäßigen Herzoge viel Groll und Widerstandslust verbreitet war, in kürzester Frist und mit dankbarem Sinn, daß sie vortrefflich regiert seien! Aber trotzdem ruhte die Herrschaft des großen Generals auf der ungesundesten und unsichersten Grundlage; denn in Friedland und Sagan besaß er nur katholische oder leicht zu katholisirende, dem habsburgischen Staatensystem angehörige Gebiete; in Mecklenburg stand er auf urprotestantischem, an die Machtsphäre der nordischen Reiche streifendem Boden. Diese Länder dauernd mit festem Griffe zusammenzuhalten, war nur dann möglich, wenn die habsburgisch-katholische Partei noch entscheidendere Siege als bisher erfocht. Beim

ersten ernstlichen Miserfolg, den sie erlebte, mußte Wallenstein Mecklenburg verlieren. Und hatte er dieses „große Stück", sein Reichsfürstenthum, eingebüßt, so war auch seine Stellung in Sagan und Friedland schwer bedroht, da er zu hoch gestiegen war, um abermals nur den Platz eines, wenn auch hervorragenden österreichischen Magnaten einnehmen zu können. Schlimme Conflicte mit der wiener Regierung waren alsdann fast unvermeidlich, und ein höchst ungewöhnliches Privileg, welches er zur Sicherung seines fürstlichen Besitzes schon im Jahre 1627 von Kaiser Ferdinand erwirkt hatte, deutet daher wie eine melancholische Prophezeiung das grause Schicksal an, von dem nicht einer seiner Nachfolger, wie er für möglich hielt, sondern er selbst dereinst betroffen werden sollte. Dieses Privileg lautet: „daß auf den Fall, bei künftigen Begebenheiten, sich einer oder der andere Successor des Herzogs zu Friedland des criminis laesae Majestatis theilhaftig oder beipflichtig machen würde, derselbe nicht, wie sonst rechtlich ausgesetzet, mit Einziehung des ermeldeten Herzogthums Friedland oder anderer Güter, sondern am Leib und Leben bestrafet werden, das Herzogthum aber nebst den Gütern auf den nach ihm folgenden ältesten Herzogen oder Fürsten von Friedland fallen und stammen solle."

IV.

Das Restitutionsedict und Wallenstein's Absetzung.

Die nächste Gefahr, welche Wallenstein in diesem Augenblick bedrohte, lag übrigens nicht in den einander widerstreitenden Beziehungen seiner Fürstenthümer zu Oesterreich und den nordischen Mächten, sondern in der steigenden Feindschaft, mit der ihn seine alten Gegner im Innern des deutschen Reichs verfolgten. Die deutschen Fürsten jeder Confession und Parteirichtung waren empört darüber, daß der Friedländer, dieser niedriggeborene kaiserliche Offizier, durch den Erwerb Mecklen-

burgs gewaltsam sich in ihren erlauchten Kreis gedrängt hatte. Ihr eigenes Dasein schien ihnen in Frage gestellt, wenn diese Rechtsverletzung dauernden Bestand gewinnen sollte, und zwar meinten sie um so mehr Grund zu solcher Sorge zu haben, als der Kaiser mit Hülfe seines übermächtigen Heeres ihrer aller „Libertät" leicht genug hätte Abbruch thun können. Wollten sie sich hiergegen zu sichern versuchen, so war sogar die höchste Eile geboten, weil ihre Widerstandskraft gegen etwaige Vergewaltigung unter dem Druck der Contributionen, die Wallenstein's Truppen von ihnen forderten, sich erschreckend schnell verminderte.

Unaufhörlich beriethen sie deshalb miteinander, bald in protestantisch-katholischer Gemeinschaft auf einem „Kurfürstentag", bald in vereinzelten Gruppen, unter denen die Häupter der Liga die angesehenste bildeten. Dem Kaiser wurden die bittersten Klagen vorgetragen, wie durch die maßlose Vermehrung der Armee und die grauenvolle Plünderung von Stadt und Land das ganze Reich dem gewissesten Untergang preisgegeben und die deutsche Nation in den tiefsten Jammer, in Armuth, Schmach und Schande gestürzt werde. Besserung und Rettung seien nur dann zu erwarten, wenn ein Theil der Truppen entlassen, der Ueberrest regelrecht „kontentirt" und — was anfangs schüchtern angedeutet, schließlich aber mit stärkstem Nachdruck gefordert wurde — ein ander „Capo d'Armada" eingesetzt werde.

Einige Zeit lang machten diese Klagen in Wien keinen großen Eindruck, weil der wehrfähigste deutsche Reichsstand, der Kurfürst von Baiern, ihnen trotz aller Gereiztheit gegen Wallenstein nicht ganz beipflichtete. Denn Maximilian wünschte den Kaiser zu schonen, solange er von demselben die erbliche Kurwürde — bisher war sie ihm nur für seine Person ertheilt worden — noch nicht erhalten hatte. Nachdem ihm aber (im Februar 1628) auch dieser Wunsch erfüllt worden war, sprach er nicht blos in ebenso schroffem Tone wie die Genossen, sondern trat als deren Wortführer in den Vordergrund des diplomatischen Kampfes.

Wallenstein kam daher allmählich in eine sehr bedenkliche Lage. Wohl hätte er darauf hinweisen können, daß sein Heer nicht schlimmer hause als das ligistische, und daß besonders der

bairische Kurfürst, der sich selber nicht gescheut hatte, seine Macht ohne Rücksicht auf das Reichsrecht zu erhöhen, auch ihm einen Vortheil gönnen dürfe; aber der Streit, um den es sich in Wahrheit allein handelte, ruhte ja lediglich auf dem tiefen Gegensatz der kaiserlichen Allgewalt und der ständischen Freiheit. In diesem Zwiespalt sich zu behaupten, konnte der Herzog nur dann hoffen, wenn es ihm gelang, die Hauptgegner entweder einzuschüchtern oder durch freundliche Worte und Verheißungen für sich zu gewinnen.

Er versuchte beides. Die ligistischen Generale, Tilly und Pappenheim, entbot er mehrfach zu versöhnlichen Besprechungen und wendete sich auch mit dem Gesuch um eine Zusammenkunft an Kurfürst Maximilian. Die Generale wies er überdies auf sein eigenes Beispiel hin; denn wie er zum Dank für seine tapfern Thaten Mecklenburg erhalten habe, und wie andere kaiserliche Offiziere, was inzwischen geschehen war, mit deutschen Grafschaften belehnt worden seien, ebenso könnten die ligistischen Feldherren reichen Lohn an Land und Leuten davontragen. Die braunschweigischen Gebiete, die man nach Kriegsrecht besetzt habe, seien hierfür in erster Linie ins Auge zu fassen. Tilly könne Fürst von Kalenberg, Pappenheim Herr von Wolfenbüttel werden; jener müsse außerdem eine „Recompens“ von 400000 Gulden erhalten.

Aber der Köder verfing nicht. Kurfürst Maximilian war durchaus nicht gesonnen, mit solchem Linsengericht sich abspeisen zu lassen, und so blieb für Wallenstein nichts anderes übrig, als zu erproben, was er durch Trotz und Drohungen zu erlangen vermöge. Niemand wird hier erwarten, daß er es an grimmen Worten habe fehlen lassen; aber ebenso wenig ist anzunehmen, daß er an die Ausführbarkeit jedes Vorschlags, den er in leidenschaftlicher Aufwallung machte, jeder „Rede, die er schießen ließ“, ernstlich glaubte. Man müsse die Kurfürsten Mores lehren, so soll er gesagt haben, oder gar, wozu denn überhaupt Kurfürsten und Fürsten in Deutschland seien? Man bedürfe ihrer nicht mehr; der Kaiser müsse Herr in Deutschland werden, so gut wie die Könige von Frankreich und Spanien in ihren Gebieten das

seien; auch die Wahlen, durch die bisher die Herrscher Deutschlands erkoren seien, müßten abgeschafft werden; denn die Succession im Reiche gebühre schlechthin dem Sohne des Kaisers; dazu brauche man keine Wahl, und er (Wallenstein) hoffe dem Hause Oesterreich einen guten Dienst zu thun.

Derartige Worte steigerten jedoch nur den Haß der geborenen Fürsten gegen Wallenstein. Die Besorgniß wurde laut, „daß ein neuer unhergekommener Dominat zu endlicher Eversion der löblichen uralten Reichsverfassung eingeführt werden wolle“. Kurfürst Maximilian machte deshalb den Versuch, seine sämmtlichen Standesgenossen zu einer persönlichen Intercession beim Kaiser zu bewegen, und nachdem ihm dies mislungen war, ließ er in Wien wenigstens die Warnung verkünden, daß die Reichsstände, falls nicht bald Abhülfe geschaffen würde, „zu ihrer und ihrer Länder Defension und Konservation andere Mittel ergreifen müßten, um nicht noch länger unter der Diskretion der kaiserlichen Soldateska und ihrer Offiziere zu stehen“. Im Februar 1629 schritten er und die Liga sogar zu einer offenen Kriegsdrohung gegen Ferdinand und Wallenstein, indem sie den Beschluß faßten, 27000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß so lange in Bereitschaft zu halten, bis man aus Wien günstige Nachrichten erhalten haben werde.

Die wachsende Erbitterung der Ligisten erschreckte den Kaiser. Um die alten Bundesgenossen zu beschwichtigen, ließ er dem Primas von Deutschland, dem Kurfürsten Georg Friedrich von Mainz, die feierliche Meldung zugehen, „daß, so wahr als er Gottes Angesicht zu schauen begehre, seine Intention, Wille oder Meinung nie gewesen sei und auch jetzt nicht sei, die Libertät und die Freiheiten der Kurfürsten und Stände des römischen Reichs zu schwächen und in ihrer Verfassung Etwas zu derogieren, und wenn er wüßte, daß einer seiner Diener oder Offiziere mit solchem Vorhaben umginge, so wolle er demselben den Kopf nehmen lassen“. Von dem Herzog von Friedland verlangte er außerdem, wenn auch nur in den Formen der rücksichtsvollsten Bitte, daß derselbe endlich einen Theil des Heeres entlassen und durch seine Reden das Mistrauen der Reichsstände nicht

weiter wecken möge; denn ihm (dem Kaiser) liege nichts ferner als der Umsturz der Reichsverfassung, und obgleich er wünsche, daß demnächst sein Sohn, der König Ferdinand von Ungarn, auf den deutschen Thron erhoben werde, so wolle er dies nur der freien Wahl verdanken. Wallenstein kam dem Wunsch des Kaisers insofern entgegen, als er nunmehr eine beträchtliche Anzahl von Compagnien auflöste und die süddeutschen Garnisonen verminderte. Da er aber die scheinbar entlassenen Mannschaften in andere, nicht vollzählige Compagnien steckte und gleichzeitig die norddeutschen Garnisonen verstärkte, so blieb im wesentlichen alles beim alten.

Die Stellung der Liga wäre hiernach dem allmächtigen Generalissimus gegenüber eine recht schwierige gewesen, wenn sie nicht noch andere Mittel, denselben zu schädigen, besessen hätte. Seit Jahren war es das Ziel ihrer heißesten Sehnsucht, daß die reichen geistlichen Güter, die seit dem Beginn der Kirchenreformation von den Protestanten in Beschlag genommen waren, ihrer alten Bestimmung zurückgegeben würden. Als sie nun fort und fort die Vollendung des „frommen" Werkes begehrte, mußte sie da nicht erkennen, daß dieselbe dem Kaiser ebenso willkommen wie seinem General misfällig sei? Denn den einen drängten die eigene religiöse Gesinnung und der Rath seiner Beichtväter, die Protestanten mit einem vernichtenden Schlage zu treffen; dem andern war, nicht minder wegen seiner persönlichen Interessen als wegen seiner höhern politischen Pläne, jede Verschärfung des confessionellen Gegensatzes im Reiche ein Greuel. Die Jesuiten und Römlinge hatten in dieser Frage natürlich ein leichtes Spiel, und so unterzeichnete Ferdinand am 6. März 1629 das berüchtigte Restitutionsedict, worin verfügt wurde, daß diejenigen Klöster und geistlichen Stiftungen, die einem Reichsfürsten unterworfen, also nicht reichsunmittelbar und bis zum Passauer Vertrag (1552) katholisch gewesen waren, den Katholiken wieder eingeräumt werden müßten, und daß dasselbe auch mit den reichsunmittelbaren Stiftern, deren sich die Protestanten seit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) bemächtigt hatten, geschehen solle. Dieses Edict gefährdete trotz seiner

Beschränkung auf die Jahre nach 1552, bezüglich 1555, für sich allein schon den Fortbestand der evangelischen Kirche in Deutschland. Bald aber wurde es augenscheinlich, daß die Katholiken weder den Passauer Vertrag noch den Augsburger Religionsfrieden fernerhin beachten und somit, falls ihnen kein allzu starker Widerstand entgegentreten sollte, auch diejenigen geistlichen Güter, welche die Protestanten schon vor 1552 eingezogen hatten, wieder an sich nehmen würden. Dann aber konnten sie in allen Theilen des Reichs nach ihrem Belieben schalten, und das Ende mußte sein, wie der Kurfürst von Trier sagte: daß die Evangelischen ihr Felleisen packten, da man sie im Reiche nicht länger dulden werde.

Wallenstein gerieth in die heftigste Aufwallung, als er von diesem klerikalen Siege Kunde erhielt. Hatte er doch soeben erst vor Stralsunds Mauern die Erfahrung gemacht, welche Energie des Widerstands in den gedrückten Volksmassen Norddeutschlands noch lebendig war! Seitdem war die Lust zum Kampfe noch gewachsen, und nun goß die Erbitterung über das Restitutionsedict Oel in das glimmende Feuer. Die protestantischen Städte wie die Bauerschaften standen am Rande eines allgemeinen Aufruhrs: eher wolle man, wie man sagte, Germanien der alten Barbarei und Wildniß zurückgeben, als die Sache so fortgehen lassen, und Wallenstein selber machte die Bemerkung, die norddeutschen Protestanten seien in einer so verzweifelten Stimmung, daß sie sich dem Teufel in der Hölle, wenn er sie rette, anschließen würden. Daran seien jedoch nur die geistlichen Fürsten schuld, und so könne es nicht gut im Reiche werden, als bis man einem von diesen „den Kopf zwischen die Bein lege".

Sehr bald empfing der Herzog noch reichlichern Anlaß zum Zorn über das Restitutionsedict; denn das feste Magdeburg, in welches er eine Garnison zu legen wünschte, schloß ihm nicht blos die Thore, sondern begegnete seinen Angriffen im Sommer und Herbst 1629 mit kecken Gegenstößen. Für eine kurze Weile brauste deshalb sein Soldatenherz gewaltig auf, sodaß er von nichts anderm hören wollte als von der Unterwerfung der trotzigen Stadt. Dem Syndicus derselben, der mit ihm zu

verhandeln versuchte, erklärte er: „Ich muß die Garnison haben; ich komme doch hinein, so viel ist gewiß. Und daß ich die beiden Kerle heraushaben will (zwei Männer, die sich im Kampf gegen ihn besonders ausgezeichnet hatten), geschieht zu dem Zwecke, daß ich ihnen die Köpfe abschlage. Und wo ich die beiden Köpfe nicht bekomme, soll es noch 2000 Köpfe kosten. Das ist meine Meinung." Sollte er aber vollen Ernst mit diesem Unternehmen machen, das zu einem sehr schweren Kriege führen mußte, da sämmtliche Hansestädte sich energisch für Magdeburg verwendeten, und Holländer und Schweden sich einzumischen drohten? Sollte er hiermit für die Liga und die Partei des Restitutionsedicts gleichsam die Kastanien aus dem Feuer holen? Das war entfernt nicht seine Meinung, und so entschloß er sich, von der Belagerung Magdeburgs, noch ehe er sie eigentlich begonnen, wieder abzulassen, auf die Garnison zu verzichten und der Stadt sogar die Geldzahlung, die er ihr zum Dank für seine Nachgiebigkeit anfangs zugemuthet, in Gnaden gänzlich zu schenken. Im Anschluß daran erklärte er sogar protestantischen Unterhändlern, daß er an dem Restitutionsedict keinen Gefallen habe, sich zur Durchführung desselben „mit der unter sein Commando gestellten Armee nie brauchen lassen werde und wenig darnach frage, was der Pater Lamormaini (des Kaisers Beichtvater) und andere seinesgleichen für Opiniones hätten; seine Absicht sei einzig und allein dahin gerichtet, die Reputation Seiner kaiserlichen Majestät zu erhalten, das Reich zu konservieren und vor allen auswärtigen Feinden zu defendieren".

Seine Machtstellung wurde hierdurch natürlich nicht verstärkt. Wäre er, wie in den Jahren 1626 und 1627, so auch 1628 und 1629 von Sieg zu Sieg weiter geschritten, so würde man ihn wol kaum anzutasten gewagt haben. Nun aber hatte er den Trotz der Stralsunder geduldet, den Dänen einen sehr nachgiebigen Frieden gewährt und Magdeburg gütig behandelt. Mochte dies auch alles im wohlverstandenen kaiserlichen Interesse liegen; die Ligisten und die wiener Römlinge durften sich seitdem doch erdreisten, sowol an seinem Feldherrntalent wie an seiner kirchlichen Zuverlässigkeit die stärksten Zweifel zu erregen. Und

hierzu kam noch, daß er auch das Einverständniß mit seinem einflußreichsten Gönner am kaiserlichen Hofe, dem Fürsten von Eggenberg, nicht mehr ungetrübt aufrecht zu halten vermochte, indem er in der sogenannten Frage der mantuanischen Succession ein durch die spätern Ereignisse zwar vollkommen gerechtfertigtes, einstweilen aber von den habsburgischen Staatsmännern allgemein misbilligtes Verfahren anrieth.

Im Jahre 1627 war nämlich mit Herzog Vincenz II. von Mantua-Montferrat die ältere Linie der Gonzagen von Mantua ausgestorben. Der rechte Erbe ihrer Besitzungen war das Haupt der jüngern Linie, Karl von Gonzaga-Nevers, ein in Frankreich erzogener Prinz. Es glückte demselben auch, die Regierung anzutreten. Weil hiermit aber französischer Einfluß in Oberitalien Fuß zu fassen drohte, so wünschten die Oesterreicher wie die Spanier, irgendeinem andern Verwandten der ältern Gonzagen — an Prätendenten fehlte es nicht — zur Herrschaft in Mantua zu verhelfen; und der Fürst von Eggenberg trat gleich Ferdinand's übrigen Räthen entschieden dafür ein, daß ein kaiserliches Heer zur Vertreibung des Herzogs Karl aus Mantua über die Alpen geschickt werden müsse.

Für Wallenstein war dies äußerst empfindlich. Er hatte klar vor Augen, wie viel Feindschaft von seiten der deutschen Protestanten und der Ligisten ihn und den Kaiser umdrängte. Daß die erstern sehr bald an König Gustav Adolf einen mächtigen Bundesgenossen finden würden, stand ihm ebenfalls zweifellos fest. Sollte sich Oesterreich in solcher Lage noch einen schweren Krieg mit den Franzosen, die ihren Schützling, den Herzog Karl, nicht fallen lassen konnten, auf den Hals ziehen?

Aber vergebens erörterte Wallenstein, daß der Kaiser, so mächtig er jetzt sei, doch nicht zugleich mit aller Welt schlagen könne; vergebens verlangte er, „daß man sich nicht in Italien imponire, weil man sonst verloren und des Kaisers Reputation auf ewig dahin sei“; vergebens warnte er prophetischen Geistes: „Kommt der Franzos, so ist Elsaß verloren, denn ich kann keinen Menschen dahin schicken und bedarf selbst eines

starken Succurs". Die wiener Staatsmänner unterschätzten hochmüthig die ringsum drohenden Gefahren, befahlen den Abmarsch einer beträchtlichen Truppenmasse nach Italien und setzten damit „die kaiserlichen Sachen in ein Labyrint", aus dem Wallenstein einen guten Ausweg zu finden verzweifelte. Kurz entschlossen erklärte er deshalb für das Beste, wenn er „con bell modo sein Carico als Capitän-General de terra ferma resignire, dagegen den Generalat auf der See behalte, auch das Volk, so in Pommern und des Churfürsten von Brandenburg Landen, Anhalt und in den Stiftern (Magdeburg und Halberstadt) losirte, um die See und den Seecordon zu defendiren, unter sich behalte".

Wäre es hierzu gekommen, so hätten die deutschen Geschicke sich in anderer Richtung entwickelt. Die Liga wäre vielleicht durch die theilweise Resignation Wallenstein's befriedigt worden. Dem wiener Cabinet hätte nur noch die Pflege der habsburgischen Interessen in Italien, Süd- und Westdeutschland obgelegen. Der Herzog von Friedland wäre im Nordosten Deutschlands möglicherweise zu einer selbständigen und dauernden Machtstellung gelangt.

Der General beharrte jedoch nicht auf dem, was er in einem Augenblick des Mismuths vorgeschlagen hatte. Denn „es betrübte ihn bis in den Tod", daß er durch seinen Widerspruch gegen den mantuanischen Krieg den Fürsten von Eggenberg erzürnt hatte. Er wollte „seinen besten Freund" nicht verlieren, vielmehr „lieber sterben, als daß derselbe wegen seiner sollte disgustirt werden". Er beschied sich deshalb, sowol die italienische Politik des wiener Hofes zu dulden, als auch die Würde des Kapitän-Generals de terra ferma in ganzem Umfange beizubehalten.

Aber sein Ansehen hatte unter diesen Vorgängen erheblich gelitten, und die Liga konnte seinen Sturz hiernach mit um so größerer Aussicht auf Erfolg betreiben, als ihr der Kaiser endlich auf halbem Wege entgegenkam.

Denn Ferdinand beabsichtigte jetzt, seinen Sohn zum Nachfolger auf dem deutschen Throne wählen zu lassen, und meldete

im Herbst 1629 den Kurfürsten, daß sie sich im nächsten Frühjahr zur Vornahme der Wahl mit ihm in Regensburg vereinigen sollten. Die Kurfürsten waren zwar alle bereit, in eigener Person oder durch ihre Gesandten in Regensburg zusammenzukommen, indessen weniger der Wahl halber, als um nunmehr den stärksten Druck auf den Kaiser auszuüben. Die Häupter der Liga faßten sogar einen neuen kriegdrohenden Beschluß und erschreckten hierdurch das wiener Cabinet dermaßen, daß dasselbe sich ernstlich mit der Absetzung Wallenstein's zu beschäftigen begann. Anfang 1630 erhielt Tilly die Anfrage, ob er den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres zu übernehmen geneigt sei. Der greise Feldherr entschuldigte sich jedoch „mit seinem Alter und seiner Inkapazität"; nur im äußersten Fall sei er erbötig, dem Rufe Folge zu leisten, wenn ihm die Liga hierzu die Erlaubniß geben würde. Die habsburgischen Staatsmänner benutzten diese halbe Ablehnung, um die Angelegenheit, als ob dieselbe hiermit erledigt sei, wieder fallen zu lassen. Aber im darauffolgenden Juni trafen nicht blos die kaiserliche Familie, die katholischen Kurfürsten und Gesandte der protestantischen Kurfürsten, sondern auch Botschafter Spaniens, Frankreichs und Roms in Regensburg ein. Von den letztern hielt nur der Spanier zu den Oesterreichern, während die Vertreter Frankreichs und Roms aus Besorgniß vor der übergroßen Macht des Gesammthauses Habsburg die deutschen Kurfürsten und vornehmlich die Liga zum entschlossensten Widerstand anfeuerten. Die Gegner Ferdinand's waren also weit zahlreicher als dessen Anhänger: ein Sieg über jene war nur bei kühnstem Verharren auf der seit Jahren von Wallenstein verfolgten Bahn zu hoffen. Nun kam aber noch die Schreckensbotschaft, daß Gustav Adolf soeben an der Küste von Pommern gelandet und vom Herzog dieses Landes als Freund aufgenommen worden sei. Durfte der Kaiser in solcher Lage unentwegt an seinem Feldhauptmann festhalten?

Wallenstein wußte längst, was sich in Regensburg vorbereitete. Um dem Schauplatz der großen diplomatischen Schlacht näher zu sein, hatte er sein Hauptquartier nach Oberdeutschland,

in die Stadt Memmingen, verlegt und versuchte von hier aus, den Kaiser zur Abweisung der ligistischen Forderungen zu ermuthigen. Er meinte, sein Heer durch neue Werbungen bis auf 150000 Mann bringen zu können. Dabei sollten die Abtheilungen, die vor einiger Zeit nach Italien geschickt worden waren, auf 50000 Mann erhöht werden, während er selber in Deutschland 100000 Mann zu behalten wünschte. Dies genüge, um den Kampf nicht blos mit den Ligisten, sondern auch mit den Franzosen und Schweden zu bestehen. Die Franzosen seien am besten durch eine Diversion vom Elsaß her, zu der die Spanier von der andern Seite kräftig mitwirken könnten, in ihrem eigenen Gebiete zu beschäftigen; und der Herzog von Pommern müsse für seinen Uebertritt zu den Schweden schonungslos bestraft werden; das Land desselben, das sich über siebzig Meilen ausdehne, wolle er, der Friedländer, dem Kaiser verschaffen. So lebte und webte Wallenstein noch einmal in stolzen Kriegsgedanken, und der Aufforderung, selbst nach Regensburg zu kommen, soll er das kecke Wort entgegengehalten haben, er habe dort nichts zu suchen, sein wahres Quartier würde er in der Hauptstadt Frankreichs zu nehmen haben.

Niemand war jedoch weniger geeignet, dem himmelstürmenden Flug solcher Gedanken zu folgen, als Kaiser Ferdinand. Die Sorge um das Geschick seines Sohnes, die Ueberzahl der Feinde, die Haltung der Klerikalen, die bei ihm selber gegen Wallenstein intriguirten: alles vereinigte sich, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Liga zu stimmen. Gleich im Anfang der Verhandlungen lehnten die Kurfürsten das österreichische Verlangen, daß die Reichsstände zur Erhaltung des kaiserlichen Heeres regelmäßig beitragen sollten, als eine unerhörte Neuerung, durch welche alle Reichsfreiheiten über den Haufen geworfen werden müßten, rundweg ab. Dann forderten sie ebenso bestimmt, daß fortan alle Excesse, die das Heer verübt habe, abgestellt würden, und daß, weil es sich hierbei vornehmlich um die „Excesse im Direktorium" handle, ein neuer Feldhauptmann, der „im Reiche deutscher Nation geboren und ein Stand und Mitglied desselben sei", an die Spitze der Truppen gestellt

werde. Ueber diese Forderung ein Gutachten abzugeben, beauftragte Ferdinand seine sämmtlichen in Regensburg anwesenden Räthe. Die Ansichten derselben waren getheilt: Eggenberg scheint noch einmal nachdrücklich für Wallenstein in die Schranken getreten zu sein, während die Mehrzahl sich für die Absetzung des Generals aussprach. Die katholischen Kurfürsten hatten hiermit schon zur Hälfte gewonnenes Spiel, und um den günstigen Augenblick vollends auszunutzen, bedrängten sie den Kaiser in einer Audienz, die sie zu diesem Zweck erbeten hatten, so lange mit heftigen Vorstellungen, bis der schwache Mann, in die Enge getrieben, in die Worte ausbrach: „Auf Cavaliersparole, wir werden dem Uebel abhelfen.“ Die österreichischen Räthe, die hierauf abermals zur Begutachtung der Sachlage aufgefordert wurden, erklärten nunmehr einstimmig, man müsse Wallenstein zum Wohle Oesterreichs seinen Feinden opfern; und am 13. August 1630 verkündete Kaiser Ferdinand dem ganzen Kurfürstencollegium, daß er sich entschlossen habe, das Kriegsdirectorium bei seiner Armada zu ändern.

Sollte nun aber der Herzog von Friedland diesen „Affront“ ruhig hinnehmen? In Regensburg fürchtete man seine Zornesausbrüche, die eine friedliche Auseinandersetzung sehr leicht unmöglich machen konnten, und der Kaiser schickte deshalb zwei der treuesten Anhänger der Eggenberg-Wallenstein'schen Clique, die Herren von Werdenberg und von Questenberg, mit dem Auftrage nach Memmingen, dem Feldherrn in schonendster Weise Mittheilung von dem gefaßten Beschluß zu machen und ihn in seinem eigenen Interesse „mit bestem Glimpf“ zur Unterwerfung unter denselben aufzufordern. So weitgehende Vorsicht erwies sich jedoch als unnöthig, da Wallenstein den Gesandten mit würdiger Ergebung in sein Schicksal entgegentrat. Als Erklärungsgrund für sein Verhalten wird gewöhnlich angegeben, daß er als gläubiger Anhänger astrologischer Weisheit, die so vielen seiner Zeitgenossen und ihm ganz besonders untrüglich erschien, die Nativitäten seines obersten Schirmherrn und seines Hauptgegners, des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern, gestellt und aus dem Uebergewicht, welches die Sterne dem letztern

zusprachen, die Naturnothwendigkeit seiner Dienstesentlassung erkannt habe. In der That sagte er den Gesandten, auf die Resultate seiner astrologischen Forschung hinweisend: „Der Geist des Kurfürsten dominirt den Geist des Kaisers. Daher kann ich dem letztern keine Schuld beimessen; leid thut es mir nur, daß Seine Majestät sich meiner so wenig angenommen; ich will jedoch Gehorsam leisten.“ Aber sterndeuterische Grillen bestimmten ihn schwerlich allein; er erkannte ohne Zweifel, daß er, vom Kaiser im Stich gelassen, fürs erste dem Ansturm seiner zahllosen Feinde und Neider weichen mußte. Zu seinem Ruhme ist jedenfalls festzuhalten, daß er das Unvermeidliche nicht ohne einen Anflug von Größe that, den Gesandten ihr peinliches Werk nicht erschwerte, dieselben vielmehr reich beschenkt aus Memmingen entließ.

Seine Angelegenheit war hiermit jedoch bei weitem noch nicht erledigt; denn die Kurfürsten verlangten schließlich viel mehr als seine bloße Absetzung, und er selber hatte noch höhere Güter zu vertheidigen als den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres. Das Nächste, was hierbei für ihn in Frage stand, war der Besitz Mecklenburgs, weil die Kurfürsten schon vor dem regensburger Tage die Forderung erhoben hatten, „die mecklenburgische Sache müsse auf mildere Wege gerichtet“, d. h. neu geprüft und dann zu Gunsten der verjagten Herzoge beigelegt werden. Daß Ferdinand sich dem widersetzen werde, war höchstens dann zu hoffen, wenn er das große Heer, welches ihm Wallenstein geschaffen, ungeschmälert beibehielt und, auf diese Macht gestützt, seinen Feinden endlich wieder kühn die Stirn bot. Der Einfall der Schweden ins Reich konnte in dieser Beziehung günstig wirken, weil er den Kaiser nöthigte, stark bewaffnet zu bleiben. Wallenstein benutzte dies und mahnte Ferdinand dringend, das Heer ja nicht zu verringern; denn „die Armee sei der beste Juwel in seiner Krone“; überdies sei er, Wallenstein, fest entschlossen, Mecklenburg gegen die Schweden zu behaupten, wie das jedem Reichsfürsten zukomme, sein Land zu vertheidigen.

Aber die Kurfürsten erkannten sehr wohl, daß ihr Sieg un-

vollständig bleibe, wenn sie dem Kaiser nicht außer seinem Kapitän-General auch einen Theil seines Heeres entzögen. Mit höchstem Ungestüm forderten sie die Abschaffung der „überflüssigen“ Truppenmasse, sodaß fernerhin nur noch 60000 Mann, wovon 40000 Kaiserliche und 20000 Ligisten, auf den Beinen gehalten werden sollten. Ferdinand gab auch diesmal nach, und nun meinten die Gegner sogar, ihm den mächtigsten Mann aus ihrer Mitte, den Kurfürsten von Baiern, als neuen Kapitän-General und unbeschränkten Feldherrn der beiden katholischen Heere aufdrängen zu können. Dem setzten sich die Oesterreicher freilich mit Erfolg entgegen, indem sie die Vollmacht, die Maximilian empfangen sollte, so verclausulirten, daß dieser den Oberbefehl gar nicht mehr annehmen mochte. Doch war hiermit wenig geholfen, da schließlich an Stelle des Kurfürsten dessen vornehmster General, Graf Tilly, Generalissimus der deutschen Katholiken wurde.

Die Fügsamkeit des Kaisers in diesen Fragen verletzte Wallenstein weit tiefer als seine Dienstentlassung; denn nun fühlte er sich in seiner ganzen Stellung angefochten und von niemand mehr geschützt. Die Schweden wie die Ligisten drohten ihm Mecklenburg zu entreißen, und der Kaiser hatte thatsächlich schon angedeutet, daß er den Dingen ihren Lauf lassen werde. Wallenstein faßte dem gegenüber, wie es scheint, den verwegenen Gedanken, seine sämmtlichen Besitzungen aus eigener Macht zu behaupten — dies ist vermuthlich der geheime Kern des Wortes, welches ihm damals entschlüpfte: er werde dem Haus Oesterreich ferner nicht dienen —; ob ihm so Großes aber gelingen werde, hing nicht von ihm allein, sondern in noch höherm Grade von der Gestaltung der internationalen Parteien und dem Gang des deutschen Krieges ab.

Die kaiserliche Macht, die vor kurzem fast weltbeherrschend erschienen war, hatte in Regensburg eine unerhörte Niederlage erlitten. Zum Lohn für seine Nachgiebigkeit hatte Ferdinand nicht einmal die Zusicherung erlangt, daß sein Sohn ihm auf dem deutschen Throne folgen solle. Das Unheil war zum Theil wol veranlaßt worden durch die rücksichtslose Gewaltsamkeit,

mit der Wallenstein jahrelang die Gegner gereizt hatte, zum Theil jedoch und zwar zum größern lag die Schuld am wiener Cabinet, welches im Glücke stets anmaßend, in der Bedrängniß dagegen äußerst kleinmüthig aufgetreten war. Nun vereinigten der Kaiser und die Liga sich zwar von neuem zu gemeinsamem Kampfe. Da sie aber gleichzeitig die Hälfte ihrer Regimenter entließen, so waren sie zusammen kaum stärker als vorher jeder von ihnen für sich allein. Den Feinden, die noch im Felde standen, führten sie überdies neue Kräfte zu, indem sie das Restitutionsedict, nachdem der einzige, der dasselbe laut misbilligt, eben Wallenstein, beseitigt war, ringsum mit der unerbittlichsten Härte zur Anwendung zu bringen versuchten. Die Protestanten, zur Verzweiflung getrieben, sahen fortan in Gustav Adolf ihren letzten Nothhelfer und gewährten durch ihren Uebertritt zur schwedischen Partei dem König erst die Möglichkeit, als ein ebenbürtiger Gegner Tilly's im Felde zu erscheinen. So spaltete das ganze Reich sich abermals in zwei haßerfüllte Heerlager, zwischen denen seinen Besitz zu bewahren oder für unvermeidliche Verluste Schadenersatz zu finden, Wallenstein allenfalls hoffen durfte.

V.

Wallenstein und Gustav Adolf.

Die persönliche Einmischung Gustav Adolf's in die deutschen Angelegenheiten war das Ergebniß einer langen Reihe von Ereignissen. Gleich in den ersten Jahren des großen Kriegs hatte die Nothlage der Evangelischen in den österreichischen Erblanden den jungen Schwedenkönig so tief erregt, daß er von einem Protestantenbunde und von gemeinsamer Abwehr der überall drohenden katholischen Offensive geträumt hatte. Dann waren ihm jene kecken Pläne zur Gründung einer habsburgischen Seemacht in den nordischen Meeren unerträglich genug erschienen, um den Hansastädten gegen Wallenstein's Gewaltherrschaft

jeden nur möglichen Vorschub zu leisten. Endlich aber hatten ihn polnische Händel zu der Ansicht gebracht, daß er seiner eigenen Sicherheit halber keinen Augenblick mehr zögern dürfe, die protestantischen Fürsten Deutschlands mit einem starken Heer gegen den Kaiser und die Liga zu unterstützen; denn mit dem polnischen König Sigismund war er zwar schon deshalb bitter verfeindet, weil derselbe zugleich ein Prätendent des schwedischen Throns und der mächtigste Vorkämpfer der Gegenreformation in Osteuropa war; aber ihre volle Bedeutung gewann diese polnische Feindschaft erst in dem Augenblick, als sie neben den eigenen auch habsburgische Streitkräfte ins Feld zu führen vermochte. Es geschah dies im Frühling 1629, nachdem Wallenstein dem König Sigismund ein stattliches Armeecorps zu Hülfe geschickt hatte. Die Absicht des Herzogs von Friedland war hierbei dahin gegangen, den Operationen der Schweden an der Weichsel so viele Hindernisse in den Weg zu legen, daß dieselben für einen Kampf an der Oder, Elbe oder Weser keine Mittel mehr übrigbehielten. Der plötzliche Vormarsch der kaiserlichen Truppen brachte das schwedische Heer zuerst zwar in einige Noth; schließlich behauptete jedoch dasselbe nicht blos den Platz, sondern überzeugte außerdem durch seine feste Haltung die Polen, daß sie trotz der Wallenstein'schen Unterstützung sich zum Frieden bequemen müßten. Seit dem Herbst 1629 ruhten daher auf diesem Kriegsschauplatz die Waffen. Für Gustav Adolf stand aber seitdem unerschütterlich fest, daß er sich gegen habsburgische Feindseligkeiten fortan nur durch einen Angriffsstoß auf die Machtstellung des Kaisers in Deutschland decken könne.

Als er im Sommer 1630 auf der pommerschen Küste landete, fand er nach der landläufigen Anschauung auf keiner Seite sofort die Beachtung, die ihm gebührte; denn die Katholiken sollen sich ganz und gar nicht vor ihm gefürchtet, die Protestanten wenig von ihm gehofft haben. Von Kaiser Ferdinand wird sogar die joviale Aeußerung erzählt: „Nun, so haben wir halt ein Feindel mehr!“ Indessen durch Wallenstein war der wiener Hof längst auf die Bedeutung Gustav

Adolf's aufmerksam gemacht worden, sodaß wenigstens die Männer der Eggenberger Clique und mit ihnen der Kaiser das neue Feindel nicht unterschätzen konnten. Auf katholischer Seite waren es daher vornehmlich die Römlinge und Ligisten, die, von Siegesübermuth geschwellt, mit dem nordischen Herrscher, dem „Schneekönig", leicht fertig zu werden meinten. Ihre hoffärtige Stimmung wurde überdies durch die tückische Erwägung genährt, daß vermuthlich recht viele protestantische Reichsstände sich den Schweden anschließen und damit bequeme Gelegenheit geben würden, ihnen unter dem Vorwand gerechter Strafe für den Uebergang zum Feinde Hab und Gut zu rauben. Dem entsprechend erhielt auch General Tilly den Befehl, das Restitutionsedict in jedem Gebiet ohne irgendeine Ausnahme mit vollster Strenge zur Anwendung zu bringen, d. h. selbst denjenigen Protestanten, die bisher dem Kaiser demüthig gehorcht hatten, die „Gnadenthür" gänzlich zu verschließen. Was mit solchem Gebaren erreicht werden konnte, ergab sich in kurzer Frist. Wie der Herzog von Pommern, so traten auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg nebst vielen kleinern Fürsten, Grafen und Städten, an jeder andern Rettung verzweifelnd, zu den Schweden über. Tilly errang zwar noch ab und zu kleine Erfolge, namentlich an dem unheilvollen 10. Mai 1631, als er Magdeburg erstürmte, an Stelle einer blühenden Stadt jedoch nur einen Aschenhaufen gewann, da ihm die Wuth der Streitenden, die selber die Flammen entfachten, den Lohn seines Sieges furchtbar schmälerte. Bald darauf aber zeigte sich, daß weder Tilly noch überhaupt die katholischen Streitkräfte den Waffen Gustav Adolf's und seiner Bundesgenossen fernerhin gewachsen seien. Denn in der großen Schlacht bei Breitenfeld, am 17. September, erlag das vereinigte kaiserlich-ligistische Heer in einer Weise, welche alle Triumphe, die der Katholicismus seit langen Jahren erfochten hatte, mit *einem* Schlage vernichtete und kaum noch eine geringe Hoffnung auf künftige Wiedererhebung übrigließ. Tilly und die Seinen hatten sich zwar, wie immer, tapfer geschlagen; bei den Truppen fehlte aber seit Wallenstein's Abgang die rechte Freu-

digkeit und Siegeszuversicht, und Tilly war damals, gebeugt und stumpf vor Alter, nur noch der Schatten seiner selbst. Unter Gustav Adolf's genialer Führung rechneten dagegen Offiziere wie Soldaten fest auf den Erfolg und fühlten sich überdies Mann für Mann dem Feinde überlegen, weil der König bei ihnen das moderne Princip im Kriegswesen — leichtere Waffen, beweglichere Truppenabtheilungen, gewandtes Manövriren — vortrefflich zur Anwendung zu bringen gewußt hatte. Wie sollten die Oesterreicher und Ligisten diesen schrecklichen Schweden noch widerstehen? Einen bessern Feldherrn als Tilly besaßen sie nicht. Geld zur Werbung und Ausrüstung eines neuen Heeres war nirgends vorhanden. Ueber den Kaiser, die Liga, die katholische Kirche, die allesammt bei Breitenfeld geschlagen waren, schien nunmehr die schonungsloseste Vergeltung kommen zu müssen.

Wallenstein hatte diese Wendung der Dinge ohne Zweifel vorausgesehen. Hatte er doch schon vor seiner Absetzung geklagt, daß die unbesonnene Zurückforderung der geistlichen Güter den Kaiser um die römische Krone bringen werde. Aber gleichzeitig konnte ja auch er um seine sämmtlichen Fürstenthümer kommen, und diesen schlimmen Fall faßte er natürlich ebenso bestimmt ins Auge.

Für die Vertheidigung Mecklenburgs gegen die Schweden und die mit denselben zurückkehrenden alten Herzoge sorgte er anfangs zwar mit regem Eifer. Als aber die Stunde herannahte, in welcher er dort den Feinden weichen mußte, ließ er alles bewegliche Gut, vornehmlich die Getreidevorräthe, schleunigst zu Gelde machen, sowol um die Gegner zu schädigen, als auch um sich selber möglichst reichliche Mittel zu eigener Action zu sichern. Wohin die letztere sich richten werde, blieb geraume Zeit hindurch unentschieden, obwol schon gegen Ende des Jahres 1630 Wallenstein entschlossen gewesen sein soll, das Schwert gegen seine bisherigen Parteigenossen zu ziehen. Denn damals, so heißt es, habe er im tiefsten Geheimniß Verhandlungen mit Gustav Adolf begonnen und seit dieser Zeit das Glück der protestantischen Waffen als sein Glück betrachtet,

eine Niederlage derselben als seine Niederlage. Einem Kammerdiener, der ihm die Nachricht von dem grauenvollen Untergang Magdeburgs brachte, soll er in heller Wuth und mit den Worten „das ist nicht wahr" eine silberne Tischglocke an den Kopf geworfen haben. Die Kunde von der Schlacht bei Breitenfeld habe ihn dagegen in sehr gute Laune versetzt; denn nun werde es ihm möglich sein, den Kaiser und den König von Spanien von Grund aus zu verderben, die Jesuiten und deren Freunde, besonders den Kurfürsten von Baiern, niederzuwerfen, kurz an der ganzen habsburgisch-ligistischen Verbindung, vor der er aus seinem Generalate hatte weichen müssen, Rache zu nehmen. Um diese Ziele sicher zu erreichen, habe er gewünscht, daß Gustav Adolf den Sieg über Tilly nachdrücklich verfolge, ihm selber aber 10—12000 Mann schwedischen Volks überlasse. An deren Spitze wolle er den Kampf beginnen, seine alten Offiziere und Soldaten in möglichst großer Zahl zu sich herüberziehen, gegen Wien rücken, die deutsch-österreichischen Länder erobern und schließlich den Kaiser zur Flucht über die Alpen, nach Welschland, nöthigen.

Ob er so Ungeheueres ernstlich geplant hat, wird nie festgestellt werden können. Die Berichte über seine Verhandlungen mit Gustav Adolf stammen zum Theil aus unlauterer Quelle; zum Theil erlauben sie wenigstens keinen sichern Schluß auf das, was er wirklich beabsichtigt hat; denn er trat zwar in diplomatischen Verkehr mit dem Schwedenkönig; bezweckten aber seine verführerischen Worte mehr, als Gustav Adolf über die Maßregeln auszuforschen, die auf protestantischer Seite für die Neugestaltung Deutschlands und Oesterreichs vorbereitet wurden? Das siegreiche Vordringen der Schweden bedrohte ihn ja in seiner ganzen Machtstellung, die er, wie in Mecklenburg, so auch in Sagan und Friedland auf Kosten der niedergeworfenen Protestanten erworben hatte. Nach dem Beispiel der Herzoge von Mecklenburg konnten auch die einstigen Besitzer seiner böhmischen Herrschaften zu verfahren suchen, sobald er etwa diese Gebiete vor den Schweden oder deren Bundesgenossen räumen mußte. In jeder Beziehung mithin hatte er die drin-

gendste Veranlassung, nach schneller Klärung der Sachlage zu streben und für den schlimmsten Fall, der in dem gänzlichen Zusammenbruch der habsburgischen Herrschaft in Mitteleuropa bestanden hätte, eine Anlehnung an die Partei der Sieger vorzubereiten.

Solange er aber den Eintritt dieses schlimmsten Falls nicht als zweifellos bevorstehend anzusehen hatte, konnte er es kaum ehrlich mit dem Uebergang zu den Schweden meinen. Von Anfang an war er als Vorkämpfer der Katholiken emporgekommen, und nur als zwar toleranter, jedoch gut katholischer General und Fürst durfte er hoffen, während des fürchterlichen Krieges in Glück und Glanz sich zu behaupten. Mit Gustav Adolf sich zu vereinigen, konnte er in Wahrheit erst dann wünschen, wenn er, dem Ertrinkenden gleich, nach einem Strohhalm zu greifen sich genöthigt fühlte. So bedenklich stand es aber mit ihm in der kritischen Zeit — Herbst 1630 bis Herbst 1631 — ganz und gar nicht. Der schwedische König, der die Verhandlung anfangs lebhaft betrieben hatte, zögerte deshalb schließlich, auf die „phantastischen" Anträge des Friedländers einzugehen; und dieser selber erklärte, daß die Berichte von seinem Treiben, welche dem kaiserlichen Hofe zu Gesicht kamen und nach denen er die Bahn des Hochvorraths beschritten habe, „gar zu alberne Possen" enthielten.

Mochte er übrigens zu dieser höhnischen Abfertigung innerlich berechtigt, oder mochte ihm wirklich der Wunsch erwacht sein, in dem erwähnten schlimmsten Fall sich innig mit den Schweden zu verbinden, so ist jedenfalls zu beachten, daß die Allianz mit Gustav Adolf, obwol sie gewöhnlich als eine hochverrätherische bezeichnet wird, diesen Namen zunächst keineswegs verdient hätte; denn Wallenstein stand in dieser Zeit nicht im Dienste des Kaisers und war nicht blos österreichischer Vasall, sondern außerdem, und gerade seiner höchsten Rechtsstellung nach, freier deutscher Reichsfürst, der Bündnisse schließen und lösen durfte genau ebenso wie der Herzog von Pommern oder der Kurfürst von Sachsen. Behaupteten die Katholiken, daß die Verbindungen dieser Fürsten mit außerdeutschen protestanti-

schen Mächten wider Kaiser und Reich gerichtet und schlechthin rechtswidrig seien, so konnten die Evangelischen den Vorwurf damit erwidern, daß sie, durch hundertfältige Gewaltthaten der Ligisten und Habsburger zur Verzweiflung gebracht, nur im Stande der bittersten Nothwehr handelten. So stand Recht gegen Recht und Macht gegen Macht, und Wallenstein durfte nicht verwehrt sein, was jedem seiner Standesgenossen erlaubt war.

Seiner persönlichen Haltung merkte die Welt nicht an, welche Sorgen und Gedanken ihn erfüllten. Seit dem regensburger Tage lebte er theils im Herzogthum Friedland, theils in seinem herrlichen prager Palast. Nur der Genuß des Daseins schien ihn hier zu beschäftigen, da er rastlos an der Ausschmückung seiner Residenzen und an der Entfaltung fürstlichen Prunks arbeitete. In seinem Marstall fraßen 300 erlesene Pferde aus marmornen Krippen; seine Gärten, Vogelhäuser und Fischteiche erregten die Bewunderung der Kenner. Zu seiner Bedienung wählte er Pagen aus den vornehmsten Geschlechtern und Kämmerer, von denen mancher den kaiserlichen Dienst verlassen hatte, weil der Herzog von Friedland reichlicher zahlte. In einem seiner glänzenden Festsäle hat er sich darstellen lassen als triumphirender Feldherr, von vier Sonnenrossen gezogen, einen Stern über dem lorberbekränzten Haupte.

Aber die äußerste Gefahr rückte ihm täglich näher. Vor der breitenfelder Schlacht hatte er Mecklenburg verloren; nach derselben büßte er für eine kurze Weile auch Sagan und Friedland ein; denn während der Siegeslauf der Schweden sich im Spätherbst 1631 auf die Main- und Rheinlande richtete, überschritten die Sachsen Böhmens Grenzen, breiteten sich, ohne vielen Widerstand zu finden, in der Nordhälfte dieses Landes aus und besetzten am 15. November sogar die Hauptstadt Prag. In Wien gerieth man hierüber in tödlichen Schrecken und flehte, da man sonst nicht zu helfen wußte, Wallenstein an, er möge nicht etwa vor den Sachsen nach Oesterreich fliehen, sondern um Gottes willen, solange es die Sicherheit seiner Person erlaube, in Böhmen bleiben; er könne dort wenigstens mit

gutem Rathe Hülfe leisten. Der Herzog erfüllte diesen Wunsch, indem er nur langsam vor dem anrückenden Feinde wich, und selbst nachdem die Hauptstadt gefallen war, seinen Aufenthalt noch im mittlern Böhmen nahm. War er hier jedoch in der Lage, für seine eigene oder für die Rettung des Kaisers irgendwelche Schritte zu thun?

Seine alten Gegner meinten, daß er viel Gutes ausrichten könne, aber seine Absicht gehe offenbar nur dahin, für seine Person und sein Eigenthum, nicht jedoch für etwas anderes zu sorgen. Ein Beweis davon liege in dem heimlichen Verkehr, den er seit einiger Zeit mit sächsischen Agenten unterhalte, und in der höchst auffallenden Rücksicht, deren seine Territorien sich von seiten des Feindes erfreuten, sodaß, wie man sagte, den Soldaten bei Todesstrafe verboten sei, auch nur ein friedländisches Huhn zu stehlen. Den Feldherrn der Sachsen, Hans Georg von Arnim, einen ausgezeichneten Offizier, der wenige Jahre vorher in kaiserlichem Dienst gestanden hatte, berief Wallenstein überdies Ende November zu einer Unterredung in das Schloß Kaunitz, zwischen Prag und Nimburg, und hierauf entwickelte sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem Herzog von Friedland, dem General von Arnim und dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen.

In diesen wallensteinisch-sächsischen Beziehungen war jedoch, um von Hochverrath zu schweigen, nicht einmal irgendein Element von Zweideutigkeit enthalten; denn der Kaiser selber beauftragte den Herzog von Friedland, Verhandlungen mit Arnim und Johann Georg zu führen, und der Herzog sah in denselben nichts anderes als eine Bethätigung derjenigen Politik, die er seit Jahr und Tag zum Wohl Oesterreichs und Deutschlands überall empfohlen hatte. Die schwedische Macht für sich allein hatte Wallenstein ja stets hochgeschätzt, aber nicht eigentlich gefürchtet; der Verbindung Gustav Adolf's mit den deutschen Protestanten hatte er dagegen immer mit schwerer Sorge entgegengesehen. Diese Verbindung war es nun auch, die bei Breitenfeld gesiegt und seitdem alle deutschen Territorien vom Rhein bis zur Moldau unterworfen hatte. Sie zu

sprengen, erschien daher als die Hauptaufgabe der kaiserlichen Politik, und um dies zu erreichen, mußte vor allem der mächtigste protestantische Fürst, eben Johann Georg von Sachsen, den Schweden entfremdet und um jeden erschwingbaren Preis auf die habsburgische Seite hinübergezogen werden. Wallenstein betheuerte deshalb den Sachsen, daß „der Kaiser nichts anderes als den Frieden suche, das Restitutionsedict (welches die Protestanten in Schwedens Arme getrieben hatte) cassiren, die Religion freilassen und dem Kurfürsten alle Satisfaction geben“ wolle. Er fügte sogar hinzu, kein Geringerer als der Fürst von Eggenberg, des Kaisers „rechte Hand“, verbürge sich dafür, daß an „der kaiserlichen Majestät beständiger Friedensmeinung“ schlechterdings nicht zu zweifeln sei. Aber wie „hart er auch den Frieden urgirte“, so bemühte er sich doch ganz vergebens. Das Treiben der Ligisten und Jesuiten hatte viel zu schlimm gewirkt, als daß auf protestantischer Seite das Vertrauen schnell wieder Wurzel schlagen konnte. Sachsen und Schweden blieben verbündet, und Wallenstein wie der Kaiser durften deshalb nur von glücklicherer Fortsetzung des Krieges Rettung und Wiedergewinn des Verlorenen hoffen.

An glücklichere Fortsetzung des Krieges war jedoch nicht eher zu denken, als bis der Kaiser den schwersten Fehler des regensburger Tages gut gemacht und abermals ein großes, tüchtiges und selbständiges Heer ins Feld gestellt hatte. Dazu schien vor allem ein Wechsel im Obercommando erforderlich zu sein; denn Tilly genoß jetzt, im Unglück, so geringe Achtung, daß man ihn, selbst wenn er nach Niederlegung des ihn mannichfach hemmenden Oberbefehls über die ligistischen Truppen nur noch kaiserlicher Generalissimus bleibe, dennoch für unfähig hielt, die habsburgischen Banner zum Siege zu führen. An seiner Stelle das schwere Werk zu unternehmen boten sich viele Generale und Prinzen an, unter ihnen Herzog Victor Amadeus von Savoyen, Herzog Karl von Lothringen und der Sohn des Kaisers, der junge König Ferdinand von Ungarn. Der letztere zog natürlich die Aufmerksamkeit des wiener Hofes in so hohem Grade auf sich, daß nach kurzer Frist von den andern Bewerbern kaum

noch die Rede war. Der junge Fürst versprach überdies, daß er sich „aufs äußerste befleißen“ werde, um die Pflichten seiner Stellung und die Aufgaben des Generalats richtig zu erfassen; auf guten Erfolg dürfe er hoffen, weil „er genug Offiziere haben werde, die ihm mit getreuem Rath und That beistehen“ würden; und so wurde wirklich der Beschluß gefaßt, dem König Ferdinand von Ungarn das ersehnte Commando zum Kampf mit den Sachsen und Schweden zu übertragen.

War es aber möglich, diesen Beschluß auszuführen, d. h. in der furchtbarsten Krisis, die das Haus Habsburg seit langem erlebt hatte, einen Generalissimus einzusetzen, der nichts Empfehlendes für sich vorzubringen vermochte, als daß er des Kaisers Sohn war? Nur in ganz sanguinisch dynastischer Stimmung, in der man von den „herfürblühenden“ Gaben des königlichen Jünglings träumte, durfte eine so verkehrte Maßregel ins Auge gefaßt werden. Diese Stimmung hielt jedoch um so weniger an, als am wiener Hofe „niemand war, der einen beständigen Trost oder Consolation gewähren konnte; die da waren, waren timidi et pusillanimi; bald im Luft, bald im Keller, nie auf der Erden“.

So blieb denn nichts weiter übrig, als auf Wallenstein, den großen Heereskünstler, zurückzugreifen und damit denjenigen Schritt zu thun, den die Männer der Eggenberger Clique schon wenige Monate nach dem regensburger Tage für unvermeidlich erklärt hatten. Im October 1631 versuchte der Herr von Questenberg, den Herzog von Friedland zu abermaliger Uebernahme des Generalcommandos zu bewegen, erlebte aber dabei zu peinlichster Ueberraschung des wiener Hofs einen vollkommenen Miserfolg. Einige Wochen später schrieb deshalb der Fürst von Eggenberg an Wallenstein die seltsam gewundenen, von der Besorgniß vor einem wiederholten Miserfolg dictirten Sätze: Kaiserliche Majestät wünsche, daß sie beide an einem dritten Ort zusammenkämen. Er (Eggenberg) habe sich zwar unterschiedliche male in und außer Raths entschuldigt; der Kaiser sei jedoch so in ihn gedrungen, daß er habe obediren müssen. „Was meine Tractation mit Euer Liebden sein wird, haben Sie leicht

zu erachten. Ich aber werde mich befleißigen, Ihrer Majestät zwar zu dienen, aber Euer Liebden nicht zu undienen."

Die Ursachen für Wallenstein's zähe Zurückhaltung liegen auf der Hand. Er wollte, obwol er aus eigenem Interesse dringend wünschen mußte, von neuem Capo d'Armada zu werden, dennoch nach dem, was er in Regensburg erlebt, seinen Preis aufs höchste steigern; und er hatte am wenigsten Lust, gemeinsam mit dem jungen König Ferdinand, der diese Allianz sehr gern geschlossen hätte, ins Feld zu ziehen. Dem Fürsten von Eggenberg bewilligte er zwar die erbetene Zusammenkunft — zu Znaim im December 1631 —; die Uebernahme des Oberbefehls lehnte er jedoch zum zweiten male ab, weil er in der That nur aufgefordert wurde, als „General-Oberst-Feldhauptmann des Königs zu Ungarn Liebden im Felde zu assistiren", und obgleich ihm dabei im Namen des Kaisers fest versprochen wurde, daß der junge König und seine Räthe „seine consilia stets ästimiren", überdies auch der Beichtvater (Lamormaini) und andere Geistliche in Zukunft niemals wieder — denn der Kaiser werde es nicht dulden — „seine actiones mit ungleich und übel fundirten Maximen travesiren, hindern und aufhalten würden".

Indessen bei der bloßen Ablehnung des Oberbefehls konnte und mochte Wallenstein nicht stehen bleiben. Er wollte handeln und nur den Eintritt in irgendeine seinem Ehrgeiz nicht genügende Stellung vermeiden. Dies ließ sich erreichen, wenn er sich allein dazu anheischig machte, ähnlich wie er schon einmal im Jahre 1625 gethan, mit seinen Hülfsmitteln und auf seinen großen Namen ein starkes Heer zu werben und ins Feld zu stellen. Erwarb er sich hierdurch ein neues unschätzbares Verdienst um das Haus Habsburg, so durfte er in Ruhe abwarten, ob man es fernerhin noch wagen werde, ihm einen durch irgendwelche Maßregeln beschränkten Oberbefehl anzubieten. Als er sich demgemäß bei der Unterredung in Znaim bereit erklärte, zur Einleitung und Durchführung des Werbegeschäfts auf drei Monate in den kaiserlichen Dienst zurückzukehren, fand er nicht blos beim Fürsten Eggenberg, der schwerlich ein grö-

ßeres Entgegenkommen erwartet hatte, sondern auch bei dem verzweiflungsvoll nach Hülfe und Rettung verlangenden Kaiser die dankbarste Anerkennung seiner Bereitwilligkeit.

Sofort begann er zu rüsten, und der Ruf seiner Werbetrommel bewährte diesmal wol noch ausgiebiger als früher seine verlockende Gewalt. Scharenweis strömten Rekruten und alte Soldaten, hohe und niedere Offiziere zu den kaiserlichen Fahnen. Der General wählte aus ihnen mit kundigem Auge die tüchtigsten, kleidete und bewaffnete sie vortrefflich, indem er seine Bestellungen auf die Schneiderwerkstätten, Waffenschmieden und Pulvermühlen ganz Oesterreichs und halb Europas ausdehnte, und sorgte mit unermüdlicher Aufmerksamkeit für das Exercitium, die Disciplin und die Verpflegung der Truppen. Im Frühling 1632 stand, fast wie durch einen Zauber ins Leben gerufen, das gewaltige Heer, welches durch „Wallenstein's Lager" den unvergänglichsten Nachruf gewonnen hat, schlagfertig im Felde, und gleichzeitig schrieb Eggenberg dem genialen Schöpfer dieser Armada: „Was Euer Liebden diese Zeit her operirt und noch fort operiren, siehet jedermann; die Guten und Wohlmeinenden werden dadurch aufgerichtet und getröstet, die Widerwärtigen verhindert und confundiret, und muß endlich ein jeder, nach Gott, Euer Liebden Ihrem Valor und Emsigkeit alles zuschreiben." Er könne deshalb auch nicht glauben, daß der Herzog nach Ablauf der drei Monate sich wirklich zurückziehen wolle; denn das würde ihn wie der Tod kränken, und er wage vielmehr von neuen Verhandlungen Gutes zu hoffen.

Die Entscheidung verzögerte sich gleichwol noch bis in den vierten Monat. Eggenberg erkrankte, und unter allen Staatsmännern Oesterreichs befand sich keiner, der ihn im Verkehr mit Wallenstein ersetzen konnte. Inzwischen richtete jedoch Gustav Adolf seinen Siegesmarsch vom Rhein nach der obern Donau, schlug abermals das ligistische Hauptheer bei Rain am Lech, wo der alte Tilly die Todeswunde empfing, und besetzte in wenigen Wochen mehr als die Hälfte von Baiern. Unter solchen Umständen blieb dem wiener Hofe nichts anderes übrig, als den Herzog von Friedland um Uebernahme des Oberbefehls

flehentlich zu bitten und daher auch jede Bedingung, an welcher der General bisher Anstoß genommen hatte oder noch nehmen mochte, vollständig fallen zu lassen. Mitte April fand denn auch zwischen dem wieder genesenen Eggenberg und Wallenstein in Göllersdorf, südlich von Znaim, eine zweite Zusammenkunft statt, in welcher der erstere seiner Instruction gemäß sich äußerst entgegenkommend zeigte und der andere „so sehr Meister über sich wurde", daß ihm endlich das Directorium bei der Armada für die ganze Dauer des Krieges übertragen werden konnte.

In welcher Weise dies geschehen, darüber glaubte man bis vor kurzem ganz genau unterrichtet zu sein; denn es hieß, Wallenstein sei für seine Lebenszeit zum höchsten und einzigen Generalissimus sowol des Hauses Oesterreich wie der Krone Spaniens dergestalt ernannt worden, daß neben ihm im Reiche irgendein anderer unabhängiger Heerführer, vornehmlich also der König von Ungarn, weder ein Commando habe behalten noch auch annehmen dürfen. Die Bestimmung der strategischen Operationen sei lediglich dem Gutdünken des Herzogs von Friedland überlassen und in den Gebieten, die er erobern würde, sei ihm das Recht der Confiscationen und Begnadigungen zugesprochen worden, damit er nach seinem Ermessen die Gegner strafen und die Getreuen, namentlich seine Offiziere und Soldaten, belohnen könne. Für die Anknüpfung von Friedensverhandlungen mit den deutschen Reichsfürsten habe er freie Hand erhalten, unter der Hinzufügung, daß die von ihm so scharf getadelte Richtung der Politik, welche Ferdinand II. seit Zurückforderung der geistlichen Güter eingeschlagen hatte, ganz und gar aufgegeben werden solle, ja daß alle Befehle des Kaisers, die hinsichtlich der geistlichen Güter ergangen waren, zurückgenommen und die Protestanten in dieser Angelegenheit durch eine vollkommene restitutio in integrum beruhigt werden sollten. Als Lohn für seine großen Opfer und Auslagen seien dem Herzog überdies die Assecuration auf ein österreichisches Erbland und die Anwartschaft auf das höchste Regale im Reiche (die Oberlehnsherrlichkeit?) ertheilt worden.

Wieviel von alledem richtig ist, läßt sich heute nicht mit Bestimmtheit sagen, da die älteste Erzählung, der das soeben Mitgetheilte entnommen ist, sich als nur bedingt glaubwürdig erwiesen hat und eine eigentliche Urkunde über die göllersdorfer Abmachungen nie an den Tag gekommen ist. Immerhin aber kann man aus vielen Ereignissen, die diesen Abmachungen vorangingen und folgten, mit voller Sicherheit schließen, daß Wallenstein den Oberbefehl in Oesterreich und Deutschland mit „absoluter kaiserlicher Plenipotenz" erhielt, daß er ferner beauftragt wurde, die Schweden zu schlagen, mit den deutschen Protestanten aber, wenn irgend möglich, gegen Aufhebung des Restitutionsedicts Frieden zu schließen, und daß ihm endlich als Ersatz für Mecklenburg „interimsweis und hypothecae loco" das Fürstenthum Großglogau überlassen, außerdem auch Hoffnung auf reichlichere Belohnung erweckt wurde.

In den Hauptpunkten decken sich also die beglaubigten und die nicht beglaubigten Nachrichten von jenen verhängnißvollen Abmachungen; denn nach beiden trat Wallenstein nicht wie ein Unterthan in den Dienst seines Kaisers, sondern verband sich mit demselben fast wie ein ebenbürtiger Souverän; nach beiden machte er sich zum Vorkämpfer einer Politik, die den Ligisten und Römlingen ein Greuel war; und zuverlässig forderte er auch einen sehr hohen, je nach dem Gange der Dinge vom Deutschen Reiche oder auch von den österreichischen Erblanden zu zahlenden Lohn.

Seine Wiederanstellung eröffnete ihm daher wol großartige Aussichten, brachte ihn aber zugleich in eine äußerst bedenkliche Lage. Errang er fortan glänzende Erfolge im Felde, so brauchte er freilich den Grimm seiner alten wiener und münchener Feinde nicht zu fürchten. Blieb er sieglos, so drohten ihm dagegen die göllersdorfer Abmachungen mehr zu schaden, als es alle Waffen der Schweden je vermocht hätten. Die ihm gewährte kaiserliche Plenipotenz erbitterte, sobald er sie nicht als triumphirender Feldherr zu rechtfertigen vermochte, den Thronfolger und eine lange Reihe anderer Generale, die sich sämmtlich höchst ungerecht hinter ihm zurückgestellt wähnten.

Seine tolerante Gesinnung empörte die Beichtväter und die zahlreichen großen und kleinen Herren, die bei gewaltsamer Durchführung der Gegenreformation im Trüben für sich zu fischen dachten; und sein rücksichtsloses Streben, unter allen Umständen durch Abtretung ganzer Fürstenthümer ausgiebig belohnt zu werden, machte ihn gleichsam zum gefährlichsten Gegner des ungeschmälerten Bestandes der österreichischen Erblande.

Indessen im Frühling 1632 bemerkten nur wenige Menschen, welche Conflicte in den göllersdorfer Abmachungen verborgen lagen. Mochte auch auf gegnerischer Seite das gehässige Wort fallen, es fehle nur noch, daß der Teufel den General mit sich auf die Zinnen des Tempels führe, so sah in diesem Augenblick die ungeheuere Mehrzahl der Oesterreicher wie der Ligisten in Wallenstein doch nur den unbesiegbaren Helden, von dessen Genie sie Trost und Rettung zuversichtlich erwarteten.

Die militärische Lage war für den Herzog von Friedland, um solche Erwartungen zu erfüllen, insofern ungemein günstig, als ihn die Feinde bei Vollendung seiner Rüstungen nicht im geringsten störten. Die Sachsen, die ihm die größten Schwierigkeiten hätten bereiten können, machten in strafbarer Saumseligkeit mit dem böhmischen Kriege nicht rechten Ernst, und Gustav Adolf entfernte sich während seines Triumphzuges durch West- und Süddeutschland viel zu weit von den österreichischen Erblanden, um gegen die kaiserliche Neubewaffnung rechtzeitig einschreiten zu können. Die Fehler, welche die Protestanten somit begingen, sollten für sie selber verhängnißvoll werden: aber dem Herzog von Friedland gewährten sie noch mehr als die bloße Muße, sein Heer schlagfertig ins Feld zu stellen; denn die gewaltige katholische Armada, die sich im Frühling 1632 in Mähren und Südböhmen sammelte, besaß nun auch, weil sie von den Gegnern bisher ganz unbeachtet gelassen war, die vollkommenste Actionsfreiheit. Ihr Anführer sah sich unbehindert, „das stolze Vorrecht der Initiative“ für sich in Anspruch zu nehmen, und Wallenstein hätte, um sich dieses Vortheils zu begeben, nicht er selber, nicht ein so kühner und

weitschauender Feldherr sein müssen. In der That bildeten seine Maßregeln, nicht blos im Frühling 1632, sondern während des ganzen Feldzugs dieses Jahres den festen Mittelpunkt, um den sich alle strategischen Operationen von Freund und Feind drehten.

Anfang Mai rückte er, um vor allem den Kaiser wieder zum Herrn in den Erblanden zu machen, gegen die Sachsen vor. Hand in Hand mit seinen kriegerischen Anordnungen gingen noch immer jene Verhandlungen, durch welche er die deutschen Protestanten mit dem Haus Habsburg zu versöhnen wünschte, worüber er sogar zum zweiten mal persönlich mit General von Arnim conferirte. Aber da er hiermit auch jetzt nichts erreichte, so griff er endlich — am 25. Mai — Prag an, besetzte nach kurzem Kampf die Stadt und verdrängte in wenigen Wochen die Sachsen aus ganz Böhmen.

Gustav Adolf wurde durch die Nachrichten von der Noth seiner Bundesgenossen so beunruhigt, daß er, um denselben zu Hülfe zu kommen, seine Truppen aus Baiern, wo sie von Sieg zu Sieg geschritten waren, abrief und nach Norddeutschland zurückzuführen begann. Er war aber kaum bis nach Mittelfranken gekommen, als er sich plötzlich zur Unterbrechung seines Marsches genöthigt sah; denn Wallenstein, der keineswegs gewillt war, in Sachsen zugleich mit den deutschen Protestanten und den Schweden zu schlagen, hatte sich inzwischen in Eger mit dem Ueberrest des bairischen Heeres vereinigt und brach nun selber mit großer Uebermacht in die fränkischen Gebiete ein. Kurfürst Maximilian nahm an diesem Zuge in eigener Person theil, und als hierbei er und Wallenstein einander von Angesicht zu Angesicht entgegentraten, da waren, nach dem Bericht eines Zeitgenossen, „aller Augen auf sie gerichtet; denn jedermann wußte, daß der Herzog von Friedland dem Kurfürsten seine Absetzung zur Last legte, und daß der Kurfürst sich einbildete, der Herzog werde ihm dies nicht vergessen und es nicht ungerächt lassen. Allein beider Interessen und die Erhaltung von Land und Leuten hat aus der Noth eine Tugend gemacht; beide haben ihre Leidenschaft unterdrückt und sind

einander freundlich entgegengekommen. Doch haben die Neugierigen vermerkt, daß der Kurfürst die Kunst zu dissimuliren weit besser verstanden habe als der Herzog von Friedland".

Gustav Adolf gerieth beim Anmarsch der feindlichen Massen in peinliche Verlegenheit. Er durfte ihnen weder aus dem Wege gehen, um nicht die fränkischen Protestanten der Rache der katholischen Soldateska preiszugeben, noch durfte er sie angreifen, da sein Heer augenblicklich viel zu schwach an Zahl war. Er beschloß deshalb, bei dem reichen und wehrhaften Nürnberg ein festes Lager aufzuschlagen, die ansehnlichen Verstärkungen, die er erwarten durfte, dorthin zu beordern und bis zu deren Eintreffen die Schanzen des Lagers und die Mauern der nahen Stadt gegen den Ansturm der Verbündeten standhaft zu behaupten; denn er wie alle Welt erwartete nichts anderes, als daß Wallenstein den Schweden mit Hülfe seiner Uebermacht so schnell als möglich den Garaus zu machen suchen werde. Der Herzog von Friedland hegte aber ganz andere Gedanken, erklärte kurzweg, er werde den König eine neue Art Kriegführung lehren, und bezog, nachdem er die Umgegend von Nürnberg erreicht hatte, bei Fürth ebenfalls ein Lager, in dem er sich nach und nach bis an die Zähne verschanzte.

Was ihn hierzu bewog, ist zum Theil in dem Gegensatz der alten und der neuen Schule der Kriegskunst zu suchen, der schon beim Kampfe Tilly's mit Gustav Adolf so bedeutsam hervortrat. In den Kriegen des 16. Jahrhunderts waren, vornehmlich bei den spanischen Heeren, die tiefen Vierecke der Infanterie, die „spanischen Bataillone", und die ähnlich gestalteten Gewalthaufen der Reiterei entstanden, die zwar nur wenige Bewegungen auszuführen vermochten, aber, einmal im Vorgehen begriffen, mit ihrem Elefantentritt jeden Widerstand zermalmten. Bei diesen fürchterlichen Klumpen war alles massig und schwer: Helm und Harnisch, Spieß und Feuerrohr. Die Schweden waren die ersten, die es wagten, auf die todte Masse der beim Angriff in den hintern Gliedern nachdrängenden Menschen- und Pferdeleiber zu ver-

zichten und an deren Stelle eine lange und verhältnißmäßig dünne Front aufzustellen, in der jedermann am Feuergefecht wie am Handgemenge theilnehmen konnte und in der nun alles beweglicher und leichter wurde. Der Gegensatz der beiden Kriegsweisen griff aber noch weit tiefer; denn die Söldnerheere, welche die meisten Schlachten am Ende des Mittelalters und am Anfang der neuen Zeit schlugen, waren ein viel zu kostbares Material, als daß man sie bei opferreichen Kämpfen dreist hätte „hasardiren" dürfen. Dem Kriegsherrn war die Erhaltung seiner Truppe oft wichtiger als ein vereinzelter Sieg im freien Felde oder die Eroberung einer feindlichen Stadt. So bildete sich die Lehre aus, daß die höchste Generalsweisheit verlange, nicht etwa das Heer des Gegners mit wuchtigem Schlage zu zersprengen, sondern in das feindliche Land sich geschickt hineinzumanövriren, die Hülfsquellen desselben sich möglichst vollständig anzueignen, den Gegner hierdurch zu erschöpfen, ohnmächtig zu machen und zum Frieden zu zwingen. Große Schlachten und langwierige Belagerungen seien ein Uebel, welches man freilich nicht ganz umgehen könne, aber doch möglichst vermeiden müsse. Von dieser dumpfen Weisheit hatte sich Gustav Adolf natürlich ganz und gar befreit. Er war ein Held der stürmischsten Offensive, richtete sich stets auf Heer und Hauptstadt des Gegners und strebte, mit schmetternden Hieben durchgreifende Entscheidungen zu erreichen.

Anders Wallenstein! Ein Zögling der spanischen Schule, gestaltete und ordnete er sein Heer nicht blos im Ganzen ebenso wie Tilly, sondern er operirte auch vornehmlich mit Rücksicht auf das Land und nicht auf die Armee des Gegners. Beim Zusammenstoß mit den Truppen desselben verstand er es freilich vortrefflich, sich an das Terrain anzuschmiegen und jede Waffengattung am geeignetsten Platze zu verwerthen; überdies legte er auf die leichte Reiterei der Kroaten und Ungarn, die er aus den Erblanden bezog, sehr hohen Werth, weil ihm dieselbe ermöglichte, den Schrecken seiner Waffen schnell in die weiteste Ferne zu tragen; aber die größten Feldschlachten, die er lieferte, waren doch nur reine Defensivkämpfe, in denen

er den Feinden mit den „spanischen Bataillonen“ und den wuchtigen Massen der Kürassiere Trotz bot.

Indessen niemals war solche Strategie berechtigter als im Sommer 1632 vor dem Schwedenlager bei Nürnberg. Die Hälfte der Macht Gustav Adolf's ruhte auf dem Glauben an seine Unbesiegbarkeit, den er Freunden und Feinden eingeflößt hatte. Solchen Gegner ohne dringende Noth angreifen hieß den Stier tollkühnerweise an den Hörnern packen. Mochten die Schweden auch an Zahl weit schwächer sein, so waren dafür Wallenstein's Truppen erst seit kurzem zu einem einheitlichen Heere zusammengeschweißt, einstweilen also zu unerprobt und zu ungelenk, um den Sturm auf die feste Stellung der gewandten, sieggewohnten Gegner wagen zu dürfen. Viel räthlicher war es, eine Zeit lang die Schlacht zu verweigern und schon dadurch den stolzen Schweden einen Theil ihres Nimbus zu rauben. Vielleicht ließen dann diese sich zu einem Angriff hinreißen, welchen man in den seit alters üblichen Formen zäher Defensive blutig zurückweisen konnte. Glückte dies, so war alles erreicht, was man fürs erste billigerweise irgend erwarten durfte.

Der Erfolg bewies, daß Wallenstein richtig gerechnet hatte; denn die Ruhe im nürnberger Lager wurde dem thatendurstigen Schwedenkönig bald unerträglich. Vergebens versuchte er jedoch einmal ums andere, den vorsichtigen Feind zur Offensive zu verlocken; vergebens zürnte sogar Kurfürst Maximilian über die „erbärmliche“ Kriegführung, welche nach seiner Meinung die besten Gelegenheiten, einen sichern Sieg zu erringen, nicht zu benutzen wußte — Wallenstein blieb unerschütterlich. Inzwischen rückten freilich die Verstärkungen heran, die Gustav Adolf nach Nürnberg entboten hatte. Die Zahl des schwedischen Heeres erreichte allmählich die der kaiserlich-bairischen Armee. Aber die Lage wurde hierdurch nicht zu Ungunsten der letztern verändert, weil der Mangel an Lebensmitteln, der auf beiden Seiten sich geltend zu machen begann, den Schweden, die nicht blos sich selber, sondern auch die Bürger Nürnbergs zu ernähren hatten, besonders drückend fühlbar wurde. Gustav

Adolf beschloß deshalb endlich, denjenigen Schritt zu wagen, der seinem Gegner der willkommenste war. In der Morgenfrühe des 3. September führte er seine ganze Macht zur Erstürmung des feindlichen Lagers ins freie Feld. Ein mörderischer Kampf begann sofort und dauerte ununterbrochen den ganzen Tag hindurch bis in die Nacht. Dem begeisterungsvollen Heldenmuth der Schweden glich die unbeugsame Festigkeit der Wallensteiner. Die Entscheidung hing ab von dem Besitz eines dominirend gelegenen verlassenen Burgstalls, der „alten Veste", nach der die Schlacht genannt wird. Dreimal nahmen die Schweden das verfallene Gemäuer und die an dasselbe sich anschließenden Schanzen und Verhacke; dreimal wurden sie von den Kaiserlichen unter schweren Verlusten zum Rückzug aus der eroberten Stellung gezwungen. Als nach Sonnenuntergang der Kampf erlosch, war noch nichts entschieden; aber am nächsten Tage zwang Wallenstein mit geringer Mühe die von übermenschlicher Anstrengung erschöpften Schweden, in ihr eigenes Lager zurückzukehren.

Gustav Adolf siegte also nicht, und dies war für ihn fast gleichbedeutend mit einer schweren Niederlage. Mit vollem Rechte schrieb deshalb Wallenstein dem Kaiser: „Der König hat sich bei dieser Impressa gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er Allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen oder kein König sein; er hat auch seine Truppen damit über die Maßen discouragirt, daß er sie so tollkühn (hazardosamente) angeführt, daß sie ihm in künftigen Fällen desto weniger trauen werden. Und ob zwar Eurer Majestät Volks Tapferkeit und Muth zuvor überflüssig, so hat doch dieses Ereigniß es mehr versichert, indem es gesehen, wie der König, so alle seine Macht zusammengebracht, rebutirt worden ist, daß das Prädicat invictissime nicht ihm, sondern Eurer Majestät gebührt."

Nicht lange nach dem erfolglosen Kampfe verließ der König das nürnberger Lager und machte verschiedene Versuche, die Initiative der strategischen Operationen wieder an seine Fahnen zu fesseln. Bald that er einige Schritte, um „die Donau hinab zu arbeiten" und somit den Kaiser in seinen Erbländern

zu bedrohen, bald wendete er sich nach Oberschwaben. Aber es glückte ihm nichts mehr; denn Wallenstein zog nun, unbekümmert um die umhertastenden Bewegungen der Schweden, von Fürth geradenwegs nach Norden, in der deutlich erkennbaren Absicht, die Sachsen, wie er schon am Anfang des Feldzugs gewünscht hatte, mit Güte oder Gewalt zu Paaren zu treiben. In Koburg verließen ihn freilich die Baiern, die sich nicht so weit von ihrer Heimat entfernen wollten; er aber marschirte trotzdem rastlos weiter, überschritt die östlichen Abdachungen des Thüringerwaldes und drang, fast ohne Widerstand zu finden, in Sachsen ein. Die Avantgarde, die er dem von ihm selber geführten Heere vorausschickte, stand unter dem Commando des schneidigen Generals Holk. Die Aufgabe desselben war weniger, den Feind zu schlagen, als das Land zu verheeren, damit der Kurfürst jetzt durch jede Art von Noth und Schrecken zur Aufgabe des schwedischen Bündnisses gebracht werde. Gräßlich wurde darauf in Sachsen gehaust; Raub und Mord dehnten sich weithin aus; die Ortschaften wurden angezündet, und während die Häuser prasselnd zusammenstürzten, bliesen die Trompeter einen Siegesmarsch.

Gustav Adolf erschrak wie nie zuvor, als er der Bedrängniß seines Bundesgenossen inne wurde; denn wenn die Kaiserlichen „dort unten" einen durchschlagenden Erfolg errangen, so konnte den Schweden Oberdeutschland zum Gefängniß gemacht, ihnen der Rückzug an die See und zur Heimat abgeschnitten werden. Der König beschloß deshalb nicht blos, die weitere Verfolgung der österreichischen und schwäbischen Pläne aufzugeben, sondern „in Person nach Sachsen hinunter zu eilen, alldieweil die Sachen allda in Malheur gehen und von keinem andern redressirt werden können". Indem er nun aber allen verfügbaren Truppen gebot, „en diligence auf Erfurt zu marschiren", hoffte er, noch mehr als die Rettung Sachsens vor gänzlicher Bewältigung durch die katholische Armada zu erreichen. Der Schimpf, den ihm diese in der Schlacht bei der Alten Veste angethan, brannte ihm auf der Seele. Er sehnte sich, die Scharte auszuwetzen, und meinte, die Gelegenheit sei gün-

stig, „dem von Wallenstein, der durch den Abzug des Baierfürsten trefflich geschwächt sei, eins beizubringen".

Der Herzog gebot augenblicklich in der That nur über eine mäßige Zahl von Truppen, die auch nicht ohne Mühe zur Schlacht vereinigt werden konnten; denn er hatte wohl kaum erwartet, daß der König ihm so schnell auf dem Fuße folgen und ihn in so später Jahreszeit — der November war inzwischen herangekommen — zum entscheidenden Kampfe herausfordern werde. Eine Wahl, das Treffen anzunehmen oder abzulehnen, hatte er gleichwol nicht. Er mußte schlagen, falls er nicht alles bisher Gewonnene aufs Spiel setzen wollte, und so rüstete er sich denn in Eile, den Stoß, der ihm zugedacht war, ähnlich wie bei der Alten Veste, kaltblütig zu pariren.

Es war am 16. November in der weiten lützener Ebene, als die Schweden zum Angriff schritten. Die Kaiserlichen standen in einer gutgewählten Stellung, vornehmlich darauf bedacht, den Platz, den sie innehatten, fest zu behaupten. Gustav Adolf „chargirte sie mit allen Waffen auf das halsstarrigste", gewann auch während der ersten Kampfesstunden etwas Terrain und glaubte schon den Sieg in Händen zu haben, da selbst Pappenheim's Regimenter, durch den Fall ihres kühnen Führers erschreckt, in Unordnung zurückwichen. Aber die feindlichen Reihen schlossen sich wieder zusammen; an Stelle Pappenheim's trat, mit Heldenmuth kämpfend, Octavio Piccolomini: Sturmlauf auf Sturmlauf der Schweden prallte an den Eisenmassen der kaiserlichen Gewalthaufen ab. Da sprengt der König selber in das dichte Getümmel, geräth, von Dampf und Nebel geirrt, mitten unter die Feinde und fällt. Ueber seiner Leiche rast der Kampf ärger als zuvor; denn die Schweden, außer sich über den Tod des geliebten Herrschers, setzen den letzten Hauch von Mann und Roß daran und zwingen endlich die Feinde, mit sinkender Nacht die Walstatt zu verlassen.

Diesmal bewährte sich mithin die Wallenstein'sche Defensive nicht so vollkommen wie bei der Alten Veste, und die ernsteste Folge des Zurückweichens vor dem letzten Angriff der Schweden bestand darin, daß der Herzog sich nun überhaupt nicht in

Sachsen behaupten konnte, vielmehr nach Böhmen in die dortigen Winterquartiere zurückkehren mußte.

VI.

Krieg und Politik im Jahre 1633.

In bescheidenem Aufzug, nur von wenigen Getreuen begleitet, kehrte Wallenstein im December 1632 nach Prag zurück. Der Prunk, den er sonst um sich zu verbreiten pflegte, schien ihm diesmal vielleicht ungeeignet, da er als Besiegter die Heimat wiedersah; denn wohl hatte ihm der Feldzug eine Fülle unverwelklicher Lorbern um die Stirn gewunden — die Befreiung der Erblande von den eingedrungenen Feinden, die glänzende Abwehr Gustav Adolf's beim Sturm auf die Alte Veste und die zähe Vertheidigung der lützener Stellung, die ohne seine Umsicht und Kaltblütigkeit schwerlich bis zu dem letzten, leidenschaftlichsten Angriff der Schweden gehalten worden wäre —, aber besiegt war er dennoch. Das Bündniß der Sachsen und der Schweden bestand nach wie vor; die letztern beherrschten fast das ganze außerösterreichische Deutschland; und die kaiserlichen Truppen sahen sich auf die Erblande zurückgeworfen, für welche die abermalige Einlagerung so großer Heeresmassen fast gleichbedeutend war mit vollem Ruin.

Indessen so drückend das alles für Wallenstein war: es gab doch etwas, das in diesem Augenblick nicht blos sein Selbstgefühl, sondern auch sein Vertrauen auf die Zukunft unversehrt aufrecht erhalten konnte, und das war der Tod Gustav Adolf's; denn daß der gefürchtete Gegner im Kampf gefallen, erregte bei Habsburgern wie Ligisten lauten Jubel: der lützener Tag entwickelte sich in deren Augen eben deshalb aus einer halben Niederlage zum strahlendsten Triumph, und auch Wallenstein fühlte sich seit dem Ende dieses mächtigen Feindes wie von einer schweren Last befreit, weil es ja, wie er derb und treffend be-

merkte, nicht möglich sei, daß sich zwei Hahnen auf Einem Mist vertrügen.

Um aber die Gunst der Lage, daß dem kaiserlichen Generalissimus fortan kein ebenbürtiger Gegner hindernd im Wege stand, kräftig ausnutzen zu können, war für die zunächst bevorstehende winterliche Waffenruhe rastlose Thätigkeit behufs militärischer und diplomatischer Vorbereitung des neuen Feldzugs dringend geboten. Wallenstein wußte sehr wohl, was für ihn auf dem Spiele stand, falls es ihm auch jetzt noch nicht glückte, die Entscheidung der deutschen Geschicke allein von seinem Geist und seinem Schwert abhängig zu machen. In seinem prachtvollen prager Palast, dem vielgerühmten „Friedländer Hause", gönnte er sich während des ganzen Winters kaum die nothdürftigste Erholung. Von früh bis spät beschäftigte ihn, wenn er nicht gerade in dem hohen, königlich ausgeschmückten „Rittersaale" Audienzen gab, die fast unübersehbare Correspondenz, die er mit den österreichischen Staatsmännern, den Offizieren des kaiserlichen Heeres, seinen eigenen Beamten und politischen Agenten an vielen Höfen Europas unterhielt. Nach den arbeitsreichen Tagen versuchte er oftmals des Nachts, unterstützt von seinem Hausastrologen Johann Baptist Zenno, die rechte Stunde für jedes neue Beginnen der „Conjunctur" der Gestirne zu entnehmen.

Seine nächste Sorge betraf die Ergänzung oder, wie man fast sagen darf, die abermalige Neuschöpfung der Armee. Die Schlachten und weiten Märsche des Jahres 1632 hatten unter Menschen und Thieren, Waffen und Geräthen furchtbar aufgeräumt: es galt, das Werk des vorigen Frühlings beinahe ganz und gar zu wiederholen. Wallenstein entsendete daher seine Werbeoffiziere durch ganz Oesterreich und Ungarn, nach Polen und Rumänien, Italien und Süddeutschland. Für jede Waffengattung, für die Infanterie wie die Artillerie, für Kürassiere wie Husaren, suchte er überall die geeignetsten Leute zu gewinnen. Harnische, Kanonen und Kugeln ließ er in Masse anfertigen, Tausende von Pferden aufkaufen und sogar 12000 Uniformen, deren man nicht sogleich bedurfte, im voraus herstellen und „an

trockenen und saubern Orten deponiren". Ringsum an den Grenzen Oesterreichs wurden Proviantshäuser errichtet, mit Getreide, Mehl und Zwieback (biscoto) gefüllt, und die Truppen wurden angewiesen, sich, Regiment für Regiment, mit einer genügenden Zahl von Handmühlen zu versehen, weil sie weder vom Obercommando regelmäßig Mehl und Zwieback erhalten, noch mit Sicherheit darauf rechnen könnten, in den vom Feinde ruinirten Gegenden Mühlen zu finden.

Die weitschauende Umsicht, die sich in solchen Anordnungen zeigt, führte Wallenstein auch dazu, mit altgewohnter Strenge über die Zucht und Tapferkeit jedes einzelnen Heeresgenossen zu wachen. „Wir begehren", so rief er einmal aus, „ehender wenig und gehorsam als viel und undisciplirtes Volk zu haben." Mehrere in Polen geworbene Reiterregimenter, die in ihren Quartieren greuliche Gewaltthaten verübten, schickte er bis auf einen geringen Rest, der sich gebührlich benahm, ohne Zaudern und mit der Erklärung heim, sie seien „ein Haufe Canaglien", von dem weder der Oberst noch die Mannschaften etwas werth seien. Seine alten Truppen unterwarf er überdies einem Kriegsgericht, weil in der lützener Schlacht nicht jedermann seine volle Schuldigkeit gethan haben sollte. Das Gericht verurtheilte in der That achtzehn zum Theil vornehme Männer zum Tode, und Wallenstein ließ dieselben, unbekümmert um hohe Fürsprache, die einzelne von ihnen fanden, vor dem Rathhause der prager Altstadt am 14. Februar 1633 sämmtlich enthaupten oder henken. Dafür aber belohnte er jeden, Offizier oder Soldaten, der durch eine rühmliche That seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, in der freigebigsten Weise mit einem Geldgeschenk, einer goldenen Kette, oder durch Beförderung zu einer höhern Stellung. Den zartesten Ausdruck fand der hohe Werth, den er tapferm Verhalten beimaß, in der rührenden Fürsorge, die er für die Hinterbliebenen manches gefallenen Helden, z. B. des Generals Pappenheim, an den Tag legte.

Durch alles dieses glückte es ihm, das kaiserliche Heer noch einmal so stark und schlagfertig zu machen, daß es die höchste Bewunderung jedes Kenners erweckte. Trotzdem aber schädigte

er durch diese Rüstung sich selber schon sehr empfindlich. Denn vergebens bestritt er zahllose Bedürfnisse der Soldaten aus seinen Geldmitteln oder aus den Producten des Herzogthums Friedland, vergebens nahm er spanische Subsidien zu Hülfe, die ihm von Madrid, wo man ihm ungemein gewogen war, wie schon früher so auch jetzt bereitwillig gewährt wurden; er mußte daneben doch noch sehr große Leistungen von den österreichischen Erblanden verlangen. Hierdurch brachte er Bürger und Bauern, Stände und Beamten zu leidenschaftlichen Klagen, die bei seinen Feinden am wiener Hofe ein überlautes Echo fanden. Empört darüber, richtete er dann seinerseits heftige Vorwürfe nach Wien, die von dem Fürsten von Eggenberg sehr übel aufgenommen wurden und, wenn auch noch keinen Bruch zwischen den beiden engverbundenen Männern, so doch eine unheilverkündende Spannung erzeugten.

Die Besorgniß, welche ihm dieselbe erregen durfte, wog nur dann nicht schwer, wenn es ihm nunmehr gelang, namhafte Vortheile über die Feinde zu erringen. Indessen hierauf war wenig zu rechnen; denn die Macht der verbündeten Protestanten und der ihnen den Rücken deckenden Franzosen war den Habsburgern und Ligisten mindestens gewachsen; und hatte Wallenstein schon im Vorjahre die Sachsen und die Schweden zu veruneinigen gesucht, so meinte er jetzt noch entschiedener nach demselben Ziele und im weitern Verfolg nach der Versöhnung der deutschen Protestanten mit dem Kaiser, d. h. nach der Wiederherstellung des Reichsfriedens streben zu müssen. Gleich im Anfang des Winters hatte er deshalb erklärt, „er wolle während der nächsten Monate den Krieg durch Praktiken führen und allerhand dissensiones unter dem Feind zu erwecken suchen". Bald darauf aber sagte er sogar, daß er „zwar niemals größere Vorbereitungen zum Kriege gemacht habe als eben jetzt, jedoch auch niemals von heißerer Begierde, Frieden zu schließen, erfüllt gewesen sei. Von dem, was er persönlich prätendiren könne, sei er bereit, einiges nachzulassen, um das große und nothwendige Werk nicht zu hindern".

Im Frühjahr 1633 regten sich ähnliche Stimmungen am

wiener Hofe, da man auch hier für eine kurze Zeit an der Niederwerfung der Gegner verzweifelte. Die Worte des Königs Christian von Dänemark und des Landgrafen Georg von Hessen, die sich zur Friedensvermittelung anboten, fanden deshalb eine gute Statt; und in Leitmeritz kam es Mitte März zu einer Besprechung zwischen diesem Landgrafen und einigen kaiserlichen Bevollmächtigten, die in dem Wunsche nach Berufung eines wirklichen, in Prag oder Breslau abzuhaltenden Friedenscongresses gipfelte und somit eine schwache Aussicht auf Beendigung des schrecklichen Krieges eröffnete.

Aber nur eine ganz schwache Aussicht, weil die streitenden Parteien in Wahrheit noch voll bittern Grolles einander gegenüberstanden. Auf habsburgischer Seite zögerte man, eingedenk der herrschenden Stellung, die man noch vor zwei Jahren eingenommen hatte, sich ernstlich auf die großen Zugeständnisse zu verpflichten, durch die allein die Protestanten beruhigt werden konnten; und von diesen waren die meisten durchaus nicht geneigt, sich die Frucht der Siege, die sie unter Gustav Adolf's Führung errungen, irgendwie schmälern zu lassen. Nur eine allgewaltige Kraft, die beide Theile mit eiserner Faust unter das Gesetz ihres Willens beugte, durfte schon damals hoffen, den gequälten deutschen Ländern das lange entbehrte Glück des Friedens wiederzugeben. Wallenstein fühlte einen Anflug dieser Kraft in seinen Adern und konnte auch seiner Lebensbahn und seiner Stellung nach allenfalls die Meinung hegen, zum Mittelsmann zwischen Nord- und Süddeutschland, zwischen Protestanten und Römlingen berufen zu sein. Ob sein Talent ihn zu so Großem befähige, die Gunst des Geschicks ihm treu genug bleibe, das war nun die Hauptfrage des Jahres 1633.

Am 3. Mai verließ er, um seinen letzten, halb diplomatischen halb militärischen Feldzug zu beginnen, den stolzen prager Palast. Sein Auszug zu dem Hauptwerk seines Lebens „war über die maßen herrlich und prächtig, sodaß der Römische Kaiser es nicht stattlicher und ansehnlicher hätte haben können. Er führte vierzehn Kutschen mit sich, jede von sechs Pferden; vierzig

Cavaliere und vornehme Hofoffiziere warteten ihm auf, neben zehn Trompetern mit silbernen und vergüldeten Trompeten und zwölf Lakaien, welche alle sammt dem ganzen Hofgesind in Roth und Blau von neuem bekleidet waren. Die Bagagewagen waren alle mit rothem preußischem Leder bedeckt und auf das allerstattlichst und köstlichst ausgerüstet. Er, Herr Generalissimus, ist in einem ledernen Koller und rothen Mantel aufgezogen und führt in seiner Armada mit sich 90 Compagnien Pferd und 70 Compagnien zu Fuß".

Die Armada, die er selber führte, war nur der Kern des kaiserlichen Heeres. Ansehnliche Abtheilungen desselben waren über weite Räume verstreut. In Nordwestdeutschland lag zum Schutz der dortigen katholischen Reichsstände General von Gronsfeld. Den Kurfürsten von Baiern unterstützte General von Aldringen mit einem beträchtlichen Corps. Im Westen Böhmens, bei Eger, hielt der tapfere Holk treue Wacht. Wallenstein aber wendete sich mit der Hauptmacht nach Osten, gen Schlesien; denn dort waren im vorigen Jahre, während der Kämpfe um Nürnberg, die Sachsen eingebrochen und beherrschten jetzt, verbündet mit brandenburgischen und schwedischen Heerhaufen, einen großen Theil der Provinz. Dieses Stück der kaiserlichen Erblande vom Feinde zu befreien, lag selbstverständlich dem Generalissimus am Herzen. Außerdem aber hoffte er hier auch eine gute Gelegenheit zur Verständigung mit den Sachsen und den Brandenburgern zu finden und dadurch so weit Herr der Lage zu werden, daß er nach seinem Ermessen mit dem Schwert oder mit der Feder für die Begründung des Friedens und die Neugestaltung Deutschlands zu wirken vermöge.

Das eigenmächtige Auftreten, welches ihn von diesem Augenblick an wenn möglich noch entschiedener als früher kennzeichnet, hat nun freilich schon damals und fortdauernd bis auf den heutigen Tag die entgegengesetztesten Urtheile über seine Absichten hervorgerufen. Sehen wir ab von ältern Aeußerungen über diese Frage, so faßt Hermann Hallwich in verschiedenen Schriften und vornehmlich in seinem Hauptwerk: „Wallenstein's Ende. Ungedruckte Briefe und Acten" (2 Bde., Leipzig

1879), das Wirken des Feldherrn als ein ernstlich und redlich auf eine billige Ausgleichung zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, zwischen Katholiken und Protestanten gerichtetes und insofern eminent patriotisches auf, während Anton Gindely in seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ (3 Abtheilungen, Leipzig 1882) Wallenstein mit voller Bestimmtheit zum Verräther an seinem Kaiser stempelt. Der Behauptung des letztern ist zwar aus dem Grunde schwer entgegenzutreten, weil derselbe die Belege für seine Ansicht bisher noch nicht beigebracht, vielmehr erst in einer spätern Publication zu veröffentlichen versprochen hat. Es dürfte ihm aber nicht leicht fallen, glaubwürdig nachzuweisen, daß Wallenstein nichts anderes geplant habe, als der Bethätigung seines Hasses gegen Habsburger und Baiern freien Raum zu schaffen und sich selber mit Hülfe der protestantischen Reichsstände, der Franzosen oder Schweden irgendeinen phantastisch riesenhaften Gewinn zu sichern. Einstweilen können wir ruhig daran festhalten, daß nach den von Hallwich und andern neuern Autoren veröffentlichten Wallenstein'schen Briefen die wesentlichsten Einzelheiten weder des diplomatischen noch des militärischen Feldzugs im Jahre 1633 dem kaiserlichen Hofe in verrätherischer Absicht vorenthalten wurden.

Ein peinliches Bedenken ergibt sich hier höchstens aus der Frage, was wol Wallenstein, der seit seinen Jünglingsjahren so scharf selbstsüchtig zu rechnen gewohnt war, bei seinen Friedensbestrebungen für sich habe herausschlagen wollen. Der Sage nach hat er seinen ländergierigen Blick auf die verschiedensten Gebiete gerichtet. Bald ist es die seit dem Anfang des Dreißigjährigen Krieges an Kursachsen verpfändete Lausitz, die er mit seinen böhmisch-schlesischen Territorien vereinigen wollte; bald die Rheinpfalz, deren Kurfürst seit langen Jahren in der Verbannung lebte und aus der sammt den benachbarten protestantischen Landschaften Würtemberg und Baden-Durlach er ein großes und reiches Kurfürstenthum für sich und seine Erben zu machen wünschte; oder es ist nichts Geringeres als das Königreich Böhmen, in dessen Besitz er die vornehmste Stelle im Kurcollegium einzunehmen, ja sich zur Würde des

Römischen Königs aufzuschwingen gedachte. Aber nichts von alledem ist sicher erweisbar, und nur hinsichtlich des böhmischen Plans darf man sagen, daß derselbe, so wenig Friedland ihn jemals ausdrücklich billigte, dennoch seinen Gedankenkreis eine geraume Zeit lang streifte; denn Graf Wilhelm Kinsky, ein intriguanter böhmischer Exulant und entfernter Verwandter Wallenstein's, suchte seit dem Frühling 1633 den Marquis de Feuquières, französischen Gesandten in Dresden, auf eigene Faust für eine innige Verbindung mit dem Herzog von Friedland zu gewinnen und sprach dabei die Meinung aus, daß Böhmen der Preis sei, um welchen der Generalissimus gern vom Kaiser abfallen und auf die Seite der Gegner treten würde. Der Franzose griff dies auf: es kam zu einer lebhaften Correspondenz zwischen König Ludwig XIII., dem Marquis de Feuquières und dem Grafen Kinsky, und Wallenstein wurde hiervon sofort in Kenntniß gesetzt; aber die glänzenden Anerbietungen, die man ihm machte, verlockten ihn keineswegs. Es war ihm lieb, von den Franzosen, deren antihabsburgische Politik ihm große Sorgen erregte, eine Zeit lang mit Freundlichkeiten überschüttet zu werden. Die Frage, ob er im Bunde mit ihnen sich die böhmische Krone aufs Haupt setzen wolle, beantwortete er jedoch weder bejahend noch ablehnend. Und dem kaiserlichen Hofe meldete er sogar, es seien ihm von feindlicher Seite die höchsten Würden angetragen worden; aber von diesen Stößen könne seine Gesinnung nicht durchlöchert werden, denn er sei durch die Pflicht gewappnet, welche ihm sein Dienst und sein Gewissen auferlegten.

Die Ansicht, daß er es in dieser Sache trotzdem nicht ehrlich gemeint habe, findet nicht blos in dem bisher bekannt gewordenen urkundlichen Material keine ausreichende Stütze, sondern leidet auch an starker innerer Unwahrscheinlichkeit. Nicht deshalb zwar, weil er sein Herzogthum Friedland auf alle Weise von Böhmen zu trennen gesucht; denn das Interesse, welches er an dieser Trennung hatte, verschwand vollständig, sobald er das ganze Königreich in seinen Besitz brachte; aber durfte er jemals hoffen, in Prag eine dauerfähige Herr=

schaft begründen zu können? Er war ja, wie schon bei jenen Verhandlungen mit Gustav Adolf zur Zeit der breitenfelder Schlacht beachtet werden mußte, als Feind des einstigen antihabsburgischen Böhmen emporgekommen. Seine Machtstellung in diesem Lande ruhte deshalb auf der Erhaltung der seitherigen Zustände, auf der Anlehnung an die Politik des wiener Hofes. Ein Bruch mit dem letztern, eine Verbindung mit den Exulanten und Protestanten, mit Franzosen und Schweden konnte zwar den Umsturz aller böhmischen Regierungs-, Confessions- und Besitzverhältnisse zur Folge haben: wer bürgte aber dem Herzog dafür, daß nicht in diesem Fall anstatt der Krone schließlich Verbannung und Armuth sein Lohn sein würden?

Von den „Recompensen", die Wallenstein im Jahre 1633 begehrte, wissen wir also nichts Sicheres, und wir dürfen wol die Vermuthung aussprechen, daß der Feldherr in dieser Beziehung selber keine ganz bestimmten Absichten gehegt hat. Die Lage war nicht der Art, daß er sein persönliches Interesse nachdrücklich hervorzuheben vermochte. Erst galt es, mit dem ganzen Aufgebot diplomatischer und strategischer Künste die gewaltige Macht der Feinde wesentlich herabzumindern: danach ließ sich ernstlich davon reden, welcher Lohn dem Generalissimus für seine Mühen und Opfer gebühre. Wallenstein war keineswegs der Mann, trotz der großen Worte, die er so sehr liebte, um das Fell des Bären zu hadern, ehe derselbe erlegt war. So erwartete er seine Zeit, die dann freilich nie mehr kommen sollte.

Sein Marsch nach Schlesien, den er also am 3. Mai von Prag aus antrat, ging über Glatz geradenwegs auf die Feinde los. Anfang Juni debouchirten seine Colonnen aus dem Gebirge und erstürmten schon am 4. des Monats das feste Nimptsch. Seine Absicht war jedoch weit weniger auf Kämpfen als auf Verhandeln gerichtet. Nach allen Seiten eilten fort und fort seine Agenten, theils um die Gegner mit listigen Worten hinzuhalten oder auszuforschen, theils um sie untereinander zu veruneinigen, theils auch um sie für die ersehnte gemeinsame

Friedensarbeit zu gewinnen. In Schlesien war vornehmlich das letztere der Fall; denn hier stand nicht blos außer einigen schwedischen Abtheilungen die Hauptmacht der Sachsen und Brandenburger, sondern überdies war der vornehmste Offizier dieses Bundesheeres kein anderer als Hans Georg von Arnim, der Anführer der Sachsen, der alte Mittelsmann zwischen dem friedländischen Hauptquartier und der sächsischen Regierung. Halb durch freundliches Entgegenkommen, halb durch den Schrecken, den der Fall von Nimptsch im protestantischen Lager erregte, bewog Wallenstein den sächsischen General zu einer vertraulichen Unterredung, die am 5. Juni in Heidersdorf stattfand und einen Waffenstillstand begründete, demzufolge „die Hostilitäten zwischen beiden Armeen aufgehoben und die Waffen conjunctis viribus wider dieselben, so sich unterfangen, den statum imperii noch weiter zu turbiren und die Freiheit der Religion zu hemmen, gebraucht werden sollten". Unter dem status imperii, der nicht weiter turbirt werden dürfe, faßte man hierbei nicht einmal den augenblicklichen Zustand ins Auge, sondern daß „im deutschen Reiche, außerhalb der kaiserlichen Erblande, alles, was Ehre, Würden, Privilegien und Immunitäten, vornehmlich auch die Religion betreffe, soweit nur möglich in den Stand, wie es anno 1618 gewesen, restituirt und in solchem erhalten werden solle". So schien ein glücklicher Anfang zur Wiederherstellung des Friedens gemacht zu sein. Wallenstein faßte deshalb schon die frohe Hoffnung, die schlesischen Verhandlungen schnell beendigen, dann sich „ins Reich incaminiren" und dort die entscheidenden Schritte zur Versöhnung der hadernden Parteien, zur Abstellung der vorgekommenen Gewaltsamkeiten und zur Verdrängung der Fremden vom Boden Deutschlands thun zu können.

Aber er hatte dabei außer Acht gelassen, welche Macht die Römlinge am wiener Hofe besaßen; denn wenn ihm der Kaiser auch vor Jahr und Tag versprochen hatte, daß ihn „der Beichtvater oder andere Geistliche durch Angeberei oder sonst in seinen Unternehmungen nicht im geringsten mehr stören sollten", so war der Einfluß der Kirchenmänner damit entfernt

noch nicht gebrochen. Der päpstliche Nuntius verwarf die beabsichtigte „Freiheit der Religion“ und schlechtweg jegliche Verabredung mit den Ketzern. Eggenberg setzte dem zwar die Bemerkung entgegen, auch der Kaiser habe seine Theologen, durch die er unterrichtet werde, daß es ihm sehr wohl freistehe, mit den Andersgläubigen Verträge zu schließen. Darauf rief aber der Nuntius den Beichtvater Lamormaini zu Hülfe und erreichte mit dessen Unterstützung, daß die heidersdorfer Abmachungen scharf misbilligt wurden und Wallenstein dieselben nicht in ihrem vollen Umfang aufrecht zu halten vermochte.

Sie gänzlich fallen zu lassen, war jedoch nicht die Meinung des Generals. Sein Friedenswerk wollte er vielmehr durchführen, es koste was es wolle. Die Jesuiten, die ihm so schlimme Hemmungen bereiteten, „hätte er am liebsten aus dem Reiche verjagt; nur deren Doctrin sei es, daß man den Ketzern keine Treue zu halten brauche; er sei weit entfernt davon; Gott möge keinen Theil an seiner Seele haben, wenn er es anders meine“. Was halfen aber stolze und heftige Worte, da er den Protestanten nun doch keine ausreichende Sicherheit zu gewähren vermochte! Sie „spürten seine Alteration“ und zögerten, endgültig mit ihm abzuschließen.

Seiner Art nach meinte er hierauf, durch einen Schlag, den er dem feindlichen Heere beibringe, einen bessern Boden für die Fortsetzung der Verhandlungen gewinnen zu können. Am 4. Juli warf er sich plötzlich mit aller Macht auf das feste Schweidnitz; aber der Energie seines Angriffs entsprach der entschlossene Widerstand der Besatzung und der Bürgerschaft, die sich erst kürzlich „wiederum zur evangelischen Wahrheit begeben“ hatte. Ueberdies verdarb endlos strömender Regen die Munition und Gewehre, und nach wenigen Tagen erschien Arnim mit dem ganzen Bundesheere zum Entsatz, sodaß Wallenstein sich genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben. In der Nähe von Schweidnitz errichteten dann sowol er wie die Protestanten feste Lager und begannen abermals, Friedenswünsche und Friedenshoffnungen miteinander auszutauschen. Die neue Waffenruhe, die hiermit eintrat, dauerte volle drei Monate, und sogar

der Vorstoß, den General Holk in der Mitte dieser Zeit von Eger nach dem westlichen Sachsen unternahm, veränderte nichts an der friedlichen Haltung der in Schlesien befindlichen Heere; denn Holk handelte zwar im Auftrage Wallenstein's, aber sein Zug bezweckte weniger, die Gegner zu demüthigen und dadurch etwa für die Friedensverhandlungen gefügiger zu machen, als vielmehr, Geld und Lebensmittel, an denen es in Böhmen empfindlich zu fehlen anfing, im feindlichen Lande zusammenzuraffen. Die schlimme Heimsuchung, welche dieser General durch die nothgedrungene Jagd nach Beute über Sachsen brachte, hat in Verbindung mit seinen grimmen Kriegsthaten vom Herbst 1632 seinen Nachruf übler gestaltet, als er verdiente. Er war keineswegs der roheste unter Wallenstein's Kriegskapitänen, im Gegentheil ein ausgezeichnet tüchtiger und strenger Offizier, und entfernt nicht so grausam, selbstsüchtig oder gar raubgierig wie z. B. die meisten italienischen und spanischen Obersten des kaiserlichen Heeres. Auf dem Rückwege aus Sachsen erkrankte er an der Pest und starb „zum größten Schmerze" Wallenstein's, der ihn als einen seiner fähigsten und treuesten Untergebenen sehr hoch schätzte, in Adorf am 9. September.

Die Friedenswünsche und Friedenshoffnungen hatten sich inzwischen in der Fortsetzung jener Bemühungen, eine unmittelbare Verständigung zwischen dem wiener Hofe und den protestantischen Mächten anzubahnen, bethätigt. Der im Frühling in Aussicht genommene breslauer Friedenscongreß sollte nun wirklich zusammentreten, und Wallenstein interessirte sich anfangs ernstlich für denselben. Bald aber erkannte er, daß die Stimmung der Cabinete, die sämmtlich sich nicht schnell und bereitwillig genug entgegenkamen, von allgemeinen Friedensverhandlungen noch immer nichts Gutes erwarten ließ, und er versuchte deshalb von neuem, für sich allein mit den Protestanten zu einem Abkommen zu gelangen. Sein Augenmerk richtete sich hierbei wiederum auf die deutschen Protestanten, in erster Linie auf deren Vormächte, Sachsen und Brandenburg. Mit ihnen vereinigt glaubte er stark genug zu sein, um die Fremden durch Güte oder durch

Gewalt zum Abzug aus Deutschland zu nöthigen und dann endlich den Frieden im ganzen Reiche wiederherzustellen.

Beschritt er aber hiermit nicht denselben Weg, den bis ans Ende zu gehen der wiener Hof ihn erst vor kurzem verhindert hatte? Er wußte sehr genau, daß dem so war; indessen er hoffte zuversichtlich, den Widerstand, den ihm die Friedensfeinde in Ferdinand's Umgebung entgegensetzten, durch die Wucht vollendeter Thatsachen allmählich erdrücken zu können. Zählte er doch am wiener Hofe noch immer treue und mächtige Freunde, die sein „reales und deutsches Procedere" mit Freude begrüßten, weil seine „hochvernünftige Direction" gewiß alles in einen guten Stand setzen werde. Ja der Kaiser selber gab ihm gleichsam von neuem unbedingte Vollmacht, zu verhandeln, wie er für geeignet halte; denn er allein wisse, ob man sichere Hoffnung hegen dürfe, daß „in kurzem mit Sachsen und Brandenburg zu einem beständigen, unverweislichen Frieden möchte zu gelangen sein".

Die Römlinge waren jedoch schließlich abermals die Stärkern. Wallenstein's Verfahren wurde als ein hochverrätherisches oder wenigstens Hochverrath drohendes bezeichnet. Daneben wurde schon geäußert, man müsse sich bei den vornehmsten Generalspersonen dessen versichern, daß sie, wenn mit dem Oberfeldherrn „um seiner Schwachheit willen (Wallenstein litt wiederholt und empfindlich am Podagra) oder sonst eine Veränderung erfolgen sollte", für alle Fälle stets treu und beständig bleiben würden. Und der Kaiser forderte plötzlich, nicht mehr nach einem Frieden mit Sachsen und Brandenburg zu streben, sondern „die Waffen gegen den Feind mit allem Ernst fortstellen und keine Zeit hierunter verlieren zu wollen".

Wallenstein besaß noch ein, freilich äußerst bedenkliches Mittel, diesem Befehl zu gehorchen und zugleich seine eigenen Wünsche zu erfüllen. Er brauchte sich nur mit Sachsen und Brandenburg zu möglichst schneidiger Bekämpfung der Schweden zu verbinden, und in der That verlangte er deshalb nun von General Arnim, sogleich mit ihm vereinigt „die Schweden zu schmeißen". Aber dieses Mittel verfing nicht; denn die

Sachsen und noch entschiedener die Brandenburger hatten bisher schon Bedenken getragen, einen Separatfrieden mit den Kaiserlichen abzuschließen und sich dadurch von den Schweden und deren Freunden, den Franzosen, zu trennen. Die Mahnungen des französischen Gesandten in Berlin, sich nicht länger „durch die betrüglichen Vorschläge des Herzogs von Friedland amüsiren zu lassen“, waren bei ihnen auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen; und trotzdem muthete nun Wallenstein diesen Protestanten rücksichtslos den jähesten Parteiwechsel zu! Das hielt selbst Arnim, der stets versöhnlich Gestimmte, für ein Schelmenstück. Die brandenburgischen Offiziere aber erklärten, Wallenstein habe sie mit seinen Tractaten nur schwächen und mit den „Sachverwandten“ im Reich in unversöhnlichen Streit verwickeln wollen, man müsse sich dafür sogar an ihm rächen.

Von Friedensverhandlungen durfte hiernach einstweilen nicht mehr die Rede sein. Das Scheitern derselben war aber für Wallenstein ein schwerer Schlag, da schon das Ende der für den Feldzug geeigneten Jahreszeit herannahte und sein ganzer Ruf, seine Stellung, sein Leben vielleicht auf dem Spiele stand, wenn es ihm nicht noch vor Wintersanfang gelang, in Schlesien wie im Reich den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Mit tiefer Bitterkeit empfand er, daß er eine unersetzliche Zeit täuschenden Hoffnungen gewidmet hatte. Die letzten Ursachen des Miserfolgs lagen zum Theil zwar in seinem eigenen, zugleich hinterhaltigen und herrischen Wesen, zum größern Theil aber darin, daß der wiener Hof stets darauf zurückkam, nur diejenigen Friedensbestimmungen des Herzogs von Friedland „zu approbiren, die nicht gar zu präjudicirlich; jedoch, da derselbe die Freiheit der Religion bewilliget, dawider solenniter zu protestiren“.

Indessen zäh, unbeugsam, thatendurstig, wie Wallenstein noch immer war, hatte er in dieser beklommenen Lage keinen andern Gedanken, als das ihm treulos gewordene Glück mit dem Schwert in der Faust zu neuer Gunst zu zwingen.

Die Feinde selber boten ihm hierzu eine vortreffliche Gelegenheit, indem sie nach dem Abbruch der Verhandlungen ihr

großes schlesisches Heer auflösten. Die Hauptmasse der Sachsen unter Arnim marschirte in ihre Heimat, um diese gegen einen, wie man meinte, nahe bevorstehenden Angriff der Kaiserlichen zu schützen. In Steinau an der Oder blieben die Schweden nebst kleinen Abtheilungen der Brandenburger und Sachsen in einem befestigten Lager zurück. Dieses machte Wallenstein zu seinem Kampfobject und umschloß dasselbe, nachdem er die Vortruppen des Feindes in freiem Felde geschlagen hatte, so schnell und vollständig, daß den in die Enge Getriebenen nichts anderes übrigblieb, als sich — am 11. October — dem Willen des unwiderstehlichen Gegners zu unterwerfen. Die gemeinen Soldaten, die hier die Waffen streckten, wurden in die kaiserlichen Regimenter gesteckt, die Offiziere aber zu einem schlauen Tauschgeschäft benutzt, indem sie nur gegen Uebergabe sämmtlicher noch von ihren Parteigenossen besetzter schlesischer Festungen frei entlassen wurden. In wenigen Tagen war ganz Schlesien in Wallenstein's Händen, und über die Grenzen dieses Landes ging der Siegeslauf in die Lausitz, nach Brandenburg, bis in die Nähe von Pommern. Görlitz und Bautzen, Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warthe, eine unübersehbare Reihe großer und kleiner Orte öffnete den Kaiserlichen die Thore. Staunend hörte die Welt von solchen Erfolgen, die in diesem Augenblick niemand erwartet hatte und die an die glänzenden Erstlingszeiten des Wallenstein'schen Kriegsruhms erinnerten. Der spanische Resident im friedländischen Lager schrieb sogar dem Kaiser: „Nun wird sich der Feind zum Frieden genöthigt sehen, und die Angelegenheiten der Religion, Eurer kaiserlichen Majestät und des Hauses Oesterreich werden zu einer Höhe emporgehoben werden, welche sie bisher noch nie erreicht."

Vom Frieden war in der That noch einmal die Rede; denn Wallenstein hoffte, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, wenn nicht aus andern Gründen, so doch wenigstens aus Furcht vor der Uebermacht der Kaiserlichen sich jetzt endlich seinen Wünschen fügen würden. Nicht mit Arnim, aber mit einem andern sächsischen General, dem Herzog Franz Al-

brecht von Sachsen-Lauenburg, verabredete er deshalb im Feld vor Guben, „daß beider Ihrer Durchl. Heer den Kaiserlichen conjungirt, des Herrn Generalissimi fürstl. Gnaden Commando untergeben, und also mit zusammengesetzter Macht die Restabilirung des Religions- und Profanfriedens, wie derselbe vor dem bei jetziger kaiserlicher Regierung entstandenen Unwesen sich befunden, gegen diejenigen, so denselben ferner zu turbiren obstinirt, wiedergebracht und manutenirt werden solle". Arnim hörte jedoch mit tiefem Mistrauen von diesem „großen Begehren", und wenn auch die sächsische Regierung vielleicht für Wallenstein's Pläne zu gewinnen gewesen wäre, so erklärten doch die Brandenburger: „Uns sieht das Werk also an, daß es blos dahin gerichtet, uns von unsern Conföderirten und Mitassistirenden zu separiren, auch uns unsere eigenen Waffen aus der Hand zu bringen, nachmals uns nach Gefallen zu subjugiren und um Libertät, Lande und Leute zu bringen." Bei solchem Werke sei deshalb weder Sicherheit noch Glück, weder Ehre noch Gottes Segen zu erwarten, und man müsse vielmehr darauf vertrauen, daß Gott, der zwar zu Zeiten die Seinigen züchtige, dennoch endlich die Feinde und insonderheit die Hochmüthigen, Blutgierigen und Falschen züchtigen werde.

Diesen Gesinnungen gegenüber war weder an Friedensschluß noch an Conjunction der Heere zu denken, und es blieb nichts anderes übrig, als den Kampf mit allen Feinden und nach jeder Seite rastlos fortzusetzen. Darin lag eine Aufgabe, die dem Herzog von Friedland immerhin eine Art von Trost nach so schweren Enttäuschungen gewähren mochte, und so ist es wol gemeint, wenn er, anstatt zu klagen, kaltblütig äußerte, er sehe es von Herzen gern, daß sich das Werk auf diese Weise zerschlagen, in der ungezweifelten Hoffnung, daß viel Gutes darauf folgen werde.

Es war aber damals schon sehr fraglich, ob ihm noch genügende Zeit vergönnt sein werde, auf neuen Bahnen „viel Gutes" zu erreichen. Denn seit dem Frühling 1633 hatte die Lage sich auf den übrigen deutschen Kriegsschauplätzen, außerhalb Schlesiens und Sachsen-Brandenburgs, außerordentlich un-

günstig für ihn gestaltet, sodaß er kaum noch hoffen durfte, seine Machtstellung ungeschmälert aufrecht zu halten.

Anfang Juli hatte Graf Gronsfeld an der Weser eine schwere Niederlage erlitten, und gleich darauf waren in den oberrheinischen Gegenden Unfälle eingetreten, die an französische Verhältnisse anknüpften; denn König Ludwig XIII. lag seit ein paar Jahren im Kampf mit seinem Bruder Herzog Gaston von Orléans, den Herzog Karl von Lothringen unterstützte. Die beiden Herzoge hatten Wallenstein mehrmals um Hülfe gebeten, und dieser war ihnen so weit entgegengekommen, als es, ohne einen unmittelbaren Zusammenstoß mit Ludwig XIII. hervorzurufen, irgend thunlich erschien. Die Franzosen erfochten aber trotzdem Sieg um Sieg, bemächtigten sich Lothringens und drangen sogar, mit den Schweden vereinigt, am Oberrhein vor. In diesen Kämpfen kam einer der tüchtigsten Generale Wallenstein's, Graf Montecuculi, ums Leben.

Noch schlimmer waren die Nöthe, die Maximilian von Baiern dem Herzog von Friedland bereitete. In der Angst, daß die Schweden im Jahre 1633 nichts anderes beabsichtigten, als „eine neue Execution wider Baiern zu richten", hatte er in großem Maßstab zu einem Hauptkampf unterstützt zu werden begehrt. Darauf war zwar General von Aldringen beauftragt worden, mit einem starken Corps dem Kurfürsten zu „assistiren", jedoch nur „in terminis defensivis und ohne seine Truppen in einer unnöthigen Schlacht oder langwierigen Belagerung zu hasardiren", weil der Feind in Wahrheit Baiern weit weniger als andere Gebiete bedrohe. Maximilian war hiermit nicht zufrieden, verlangte vielmehr einmal ums andere von Aldringen, „er solle und müsse an den Feind gehen und große Streich verrichten", und begann, als der General sich — unter Berufung auf Wallenstein's Befehl — dessen weigerte, bitterlich „über dies widerwärtige Procedere des Herzogs von Friedland" zu klagen. In Wien gab man anfangs seinen Worten kein Gehör; als er aber immer von neuem bat, schalt und drohte, und vor allem behauptete, das Gemeinwohl erfordere, daß Aldringen's Corps und dazu noch ein Theil der

Holk'schen Regimenter unmittelbar unter sein Commando gestellt würden: da vermochte Kaiser Ferdinand's schwächliche Gutmüthigkeit nicht länger Widerstand zu leisten; denn wenn auch kaum zweifelhaft war, daß dem Kurfürsten hierbei mehr „die Beförderung seines Eigennutzes als des boni publici" am Herzen lag, und obgleich dem Herzog von Friedland „absolute Plenipotenz über alle kaiserlichen Armaden" zugesichert war, so nahm es Ferdinand sich doch nicht übel, Aldringen zuerst anzuweisen, daß er Maximilian's „Ordinanzen" möglichst berücksichtigen solle, und ihm schließlich rundweg zu befehlen, „in allem dem Kurfürsten von Baiern nachzukommen, zu geleben und kein andres zu thun".

Das Aergste aber war, was Wallenstein durch die Spanier erlitt. König Philipp IV., die madrider Staatsmänner und die spanischen Gesandten in Wien gehörten zwar seit langen Jahren zu seinen besten Freunden, weil sie auf seine kriegerische Energie ungemeinen Werth legten und ihn deshalb bei seinen Rüstungen mit ansehnlichen Subsidien unterstützten. Einzelne Reibungen, zu denen eine Stockung in den versprochenen Geldzahlungen oder irgendeine persönliche Gereiztheit Anlaß gegeben hatte, waren bisher noch nicht im Stande gewesen, das gute Verhältniß ernstlich zu trüben. Nun aber — im Frühling 1633 — kam König Philipp auf den Einfall, den deutschen Krieg mehr als bisher geschehen zu seinem Sondervortheil auszubeuten. Den Anstoß hierzu gab die Anordnung, daß der Cardinal-Infant Don Fernando durch Italien und Deutschland nach den Niederlanden reisen solle; denn der Prinz bedurfte zu seiner Begleitung ein Heer, welches schon unterwegs nutzbringend für die spanische Politik verwendet werden konnte, und so entstand der Plan, durch Einmarsch und Einlagerung spanischer Truppen unter dem Herzog von Feria eine großartige „Defensionsanstalt im Elsaß" zu begründen, welche die Franzosen an weiterm Vordringen verhindern und den Herzogen von Orléans und Lothringen zur Unterstützung dienen sollte. Aber dieser Plan konnte wiederum nicht ausgeführt werden, ohne Wallenstein schwer zu verletzen, da dessen Plenipotenz sich auf alle

Kriegsoperationen im Reich erstreckte und seine Absicht überdies dahin ging, den Franzosen möglichst geringen Anlaß zu nachdrücklicherer Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu bieten. Die Spanier versuchten ihn freilich für ihre Pläne zu gewinnen, indem sie ihm von einer sehr ausgedehnten Vollmacht, die ihm König Philipp behufs einer neuen engen Vereinigung zugedacht, Mittheilung machten. Er war aber so maßlos empört, daß er kaum auf ihre Worte hörte, und als er später, in ruhigerer Stimmung, die Vollmacht dennoch zu erhalten wünschte, hielt man nicht mehr für rathsam, sie ihm auszuhändigen.

Der Zug des Herzogs von Feria ging dann in der That vor sich, weil Kaiser Ferdinand die feierliche Zusage, die er seinem Generalissimus gegeben, auch den Spaniern gegenüber völlig hintansetzte. Ein stattliches Armeecorps überschritt von Mailand aus die Alpen und vereinigte sich in Oberschwaben mit Aldringen's Regimentern, die nach dem Wunsch des madrider und dem Befehl des wiener Hofes zur Aufrichtung der „Defensionsanstalt im Elsaß" mitwirken sollten. Das verbündete Heer stellte durch eine Reihe siegreicher Gefechte das kaiserliche Ansehen am Oberrhein wieder her und befreite vor allem das wichtige Breisach von einer harten Belagerung, welche die Festung dem Fall schon sehr nahe gebracht hatte.

Die Nachricht von diesen Erfolgen traf in Wien fast gleichzeitig mit der Meldung von Wallenstein's Triumphen bei Steinau, in der Lausitz und im Brandenburgischen ein. Lauter Jubel ertönte: man meinte, den Generalen die zweckmäßigsten Weisungen ertheilt zu haben. In Wahrheit aber hatte man nur den Anstoß zu einem verhängnißvollen Wandel des Kriegsglücks gegeben; denn zwischen den beiden Hauptkampfplätzen, dem Nordosten und dem äußersten Südwesten Deutschlands, klaffte nun eine allzu weite Lücke, in der die Feinde ohne Mühe die größten Vortheile erringen konnten. Der fähigste protestantische Feldherr, Herzog Bernhard von Weimar, erkannte die ungemeine Gunst der Lage und versuchte sofort, sie aufs beste auszunutzen.

Es kam ihm dabei zu statten, daß ihm Wallenstein, dank einer irrigen Voraussetzung, völlig freie Hand ließ. Bisher nämlich war das Hauptaugenmerk der Protestanten darauf gerichtet gewesen, eine möglichst große Masse ihrer süd- und mitteldeutschen Streitkräfte zu einem Vorstoß gegen Böhmen zu vereinigen, um sowol den Kaiser in diesem Lande unmittelbar zu bedrohen, als auch Friedland von Schlesien, Sachsen und Brandenburg abzuziehen. Noch jetzt, nach den Tagen von Steinau und Breisach, hielt Bernhard von Weimar allem Anschein nach an diesem Plane fest, indem er seine Truppen von Franken und Schwaben aus gegen das nördliche Baiern richtete, von wo er nach Böhmen hätte einbrechen können. Während des Marsches aber entdeckte er, daß an der Donau weit leichter zu pflückende Lorbern seiner warteten als im böhmischen Thalkessel. Vor allem lockte ihn das große Regensburg, welches nur von geringer bairischer Mannschaft besetzt war und dessen Eroberung das höchste Aufsehen erregen, Wallenstein's und Feria's Siege wett machen, den „ins Sinken gerathenen evangelischen Staat“ schnell wiederherstellen mußte.

Tödlicher Schrecken ergriff Kurfürst Maximilian, als ihm klar wurde, wohin die Waffen Bernhard's von Weimar sich richteten. Nicht weniger entsetzte sich Kaiser Ferdinand, da er schon Oesterreich selber bedroht glaubte. Boten auf Boten gingen an Wallenstein ab, schleunigst Hülfe zu senden, Regensburg zu entsetzen, den Weimarer, der so gefährlich wie kein anderer Feind, zu vernichten. Der Generalissimus sah aber in diesen Worten nur wieder den alten Ausdruck bairischer Angst und Selbstsucht, weil seine Kundschafter ihm noch fortwährend „Zeitungen und Avisen“ brachten, daß der Feind sich vielmehr gegen Böhmen richte. „Ich will meinen Kopf, ich will meine Ehre zu Pfande setzen“, so erklärte er deshalb, „daß der von Weimar nach Eger und nicht nach Regensburg gehen wird.“ Und noch an demselben Tage, an welchem Regensburg fiel — am 15. November —, schrieb er dem Kaiser: „Daß der Herzog von Weimar seine Intention auf Regensburg gerichtet, hat auf der Welt keine Apparenz, der Feind

thut nur der Enden ein solch Alerma anrichten, um mich von Kurbrandenburg zu divertiren, hernach Vorhabens, mit dem Generallieutenant von Arnim, welcher von Dresden aufgebrochen, zusammenzustoßen und auf den egerischen Kreis zu gehen, so ich aber mit der Hülfe Gottes dergestalt empfangen will, daß sie verhoffentlich in Böhmen zu irrumpiren vergessen werden."

Daß Wallenstein den Kurfürsten von Baiern absichtlich im Stich gelassen, wäre thöricht zu behaupten, da der Fall Regensburgs, wie er vorauswissen mußte, ihm selber sehr schweren Schaden zufügte. Es war nur eben sein Verhängniß, daß er sich in der Zeit, in der seine militärische Plenipotenz schon aufs bedenklichste in Schwanken gerathen war, eines ernsten strategischen Irrthums schuldig machte. Er erkannte, als er dessen inne geworden, ganz genau, daß er sofort alle verfügbaren Streitkräfte zusammenraffen müsse, um das Geschehene so schnell wie möglich durch neue Siege aus der Erinnerung der Menschen zu tilgen. In reißendem Marsche durchzog er Böhmen, überschritt den Böhmerwald und näherte sich Regensburg; aber die Schlacht mit Bernhard von Weimar, nach der er sich sehnte, durfte er gleichwol nicht zu liefern wagen; denn nur mit den beweglichsten Truppen, Reitern und Infanterie, ohne Bagage, ohne schwere Geschütze, hatte er die eilige „Cavalcade" zu unternehmen vermocht. Seine Rüstung zu vervollständigen, blieb ihm bei der vorgeschrittenen Jahreszeit, bei dem Winter, der die Bergwälder ungangbar machte, keine Muße mehr übrig. Eine Niederlage in offenem Felde, die unter solchen Umständen in Rechnung gezogen werden mußte, wäre für ihn wie für die kaiserliche Sache schlechthin verderblich gewesen. So begnügte er sich, für die Deckung der österreichischen Grenzen ausgiebig zu sorgen und, nachdem dies erreicht, mit der Hauptmacht nach Böhmen zurückzukehren.

Daß er nicht schlug, erregte aber in Wien bitterböses Blut. In so ungnädigem Tone wie noch nie schrieb ihm Kaiser Ferdinand: „er habe ungern vernommen, daß der Generalissimus seine Gedanken dahin verändert habe, sich wiederum

zurück in Böhmen zu wenden und gegen den Herzog von Weimar allein eine bloße Defensionsanstalt zu hinterlassen. Er versehe sich unfehlbarlich, daß es nicht hierbei bleibe, sondern ohne einige längere Cunctation der schädliche Feind mit aller forza angegriffen, geschwächt, vertilgt, oder wenigstens aus den von ihm occupirten Posten gänzlich vertrieben werde. Wenn aber der Herzog von Friedland sich etwa nit selbst mit der Armada zurückbegeben möchte, solle er dieselbe einem genugsam qualificirten und tauglichen Capo, welcher dem Werk gewachsen, anvertrauen und untergeben; denn daß vor allem andern der Feind verfolgt werde, das ist nochmals mein ernstlicher kategorischer Befehl und Meinung, von welcher ich nicht abweichen kann."

Dieser strenge und gänzlich ohne Berücksichtigung der militärischen Lage erlassene Befehl reizte Wallenstein um so mehr, als ihm gleichzeitig kund wurde, daß man bei Hof allgemein „von seinen actionibus sinistre discurire. Das Gute, so von ihm verrichtet werde, eigne man dem lautern Glück zu, die widrigen accidentia seiner Nachlässigkeit". Er warf deshalb schon das Wort hin, „er habe sich sein Leben lang nie mehrer offendirt befunden als jetzo, und begehre auch bei dem Carico (Oberbefehl) nicht zu verbleiben". Wolle die wiener Kriegspartei die Sache nach ihrem Sinn führen, so sei wohl zu bedenken, daß, „wenn auch der Kaiser zehn victorias gewinne, damit doch nichts gewonnen sei; der Feind habe allezeit Mittel, sich aus eigenen Kräften und benachbarten Mitteln zu erholen. Werde nicht Fried, so wolle er mit acht oder zehn Personen nach Danzig gehen und dort alles Ends erwarten".

Einstweilen aber mußte er zu dem kaiserlichen Befehl bestimmte Stellung nehmen, und da er die Verweigerung des ihm unausführbar erscheinenden Vormarsches gegen Herzog Bernhard nicht allein verantworten mochte, so wagte er den ungewöhnlichen Schritt, seine Generale und Obersten über die Streitfrage debattiren und abstimmen zu lassen. Deren Votum ging dann mit voller Entschiedenheit dahin, daß, ohne das ganze Heer aufs Spiel zu setzen, „jetziger Zeit die Execution

höchstgedachter kaiserlicher Ordinanz eine pur-lautere Unmöglichkeit sei; doch könne der Feind diesen Winter über weder gegen Seine kaiserliche Majestät noch den Kurfürsten von Baiern mehre Progressen thun; und noch einmal sei zu erinnern, daß in Conservirung des exercitus tota salus Seiner kaiserlichen Majestät und dero hochlöblichen Hauses consistire".

Der drohende Zwiespalt, der sich hiermit zwischen der wiener Regierung und dem Hauptquartier aufthat, beunruhigte einen von Wallenstein's Freunden unter den kaiserlichen Räthen, den Herrn von Questenberg, so sehr, daß er Ferdinand vorstellte, „der Generalissimus werde, wenn er Gelegenheit habe, Seiner Majestät Dienst in Acht zu nehmen, eher zu Fuß selbst hinlaufen und die Nothdurft in Acht nehmen. Der Kaiser möge deshalb dem Generalissimus trauen und alles an ihn remittiren. Derselbe habe Seiner Majestät noch wenig vergeben und werde gewiß nichts verwahrlosen". Aber diese begütigenden Worte waren in den Wind geredet. Ferdinand empfand jetzt Wallenstein's Macht und Selbständigkeit wie eine drückende Fessel, und obwol er selber sie sich angelegt, so klagte er doch laut, „daß wir gleichsam einen corregem (Mitkönig) an der Hand und in unsern Landen keine freie Disposition mehr haben".

So ging das Jahr 1633 unter sehr trüben Zeichen zu Ende. Der diplomatische Feldzug Wallenstein's war gescheitert; seine kriegerische Thätigkeit hatte eine empfindliche Niederlage nicht verhindern können. Sein Heer mußte abermals in Böhmen überwintern und auf Kosten der Erblande ernährt werden. Die Jammerrufe, welche die Prager über „die äußerste Noth, den Ruin, vor Augen schwebenden Untergang und Verderben des allbereit enervirten" Böhmerlandes erhoben, bildeten den grausigen Chor zu den giftigen Anklagen, mit denen Römlinge, Baiern und Spanier den Generalissimus überschütteten.

Fürwahr, Friedland's Sterne, denen er so fest vertraut, neigten sich sichtlich dem Untergang zu.

VII.

Die Katastrophe.

Am wiener Hofe zählte man gegen Ende des Jahres 1633 kaum mehr Personen als Feinde Wallenstein's. König Ferdinand von Ungarn grollte dem Generalissimus, weil dieser die von ihm selbst ersehnte Stelle des Capo der kaiserlichen Armaden fortdauernd innehatte. General Graf Schlick, ein hervorragender Offizier, theilte diese Stimmung, da er als „Adlatus" des jungen Königs und somit als eigentlicher Commandirender ins Feld zu ziehen gehofft hatte und durch das Amt des Hofkriegsrathspräsidenten, welches er hierfür erhalten, sich nicht hinreichend entschädigt fühlte. Andere, notorisch unfähige Generale schmähten darüber, daß ihnen der Herzog, trotz ihrer hohen Verdienste und Talente, nicht den geringsten Theil seines Heers anvertraue. Viele hohe Beamte, unter ihnen jener Vetter Wallenstein's, Graf Wilhelm von Slavata-Neuhaus, barsten fast vor Neid über den Friedländer, den „Emporkömmling", der ihnen allen über den Kopf gewachsen war und dessen rücksichtslos zugreifende Art allerdings auch manchem von ihnen wehe gethan hatte.

Diesen einheimischen Feinden schlossen sich die Agenten Baierns, Spaniens und der römischen Curie an. Kurfürst Maximilian besaß an seinem Rath Richel einen geschickten Vertreter, der mit der gleichen Unermüdlichkeit wie sein Herr gegen Wallenstein's unerträgliche Plenipotenz, gegen dessen gesammte Politik und Kriegführung zu agitiren und allerorten mit seinen Klagen und Verdächtigungen Boden zu gewinnen wußte. Von den Spaniern bemerkte zuerst der Gesandte Marquis Castañeda, daß Friedlands Politik mit der des madrider Hofes nicht mehr übereinstimme. Weil aber die Berichte, die er deshalb in die Heimat schickte, dort allzu feindselig gefärbt erschienen, so wurde ein zweiter Gesandter, Graf Oñate, mit dem Auftrag, gegen Wallenstein alle nur mögliche Rücksicht zu üben, nach Wien gesendet. Indessen auch er überzeugte sich bald, daß der Herzog

keineswegs daran denke, den spanischen Interessen so gehorsam zu dienen, wie man in Madrid von den Generalen und Staatsmännern Oesterreichs unbedingt verlangte. Unter den Geistlichen waren der päpstliche Nuntius Rocci, der spanische Kapuziner Quiroga und der Beichtvater Lamormaini die einflußreichsten Gegner des Feldherrn. Ihre Vorstellungen, die in der ersten Zeit nach Wallenstein's Wiederanstellung wirkungslos geblieben waren, fanden bei Kaiser Ferdinand jetzt wieder offene Ohren.

Den Feinden des Herzogs standen freilich noch dessen alte Freunde, die Männer der Eggenberger Clique, gegenüber. Aber diese waren viel zu schwach an Zahl und gelähmt von dem Gefühl, einen verlorenen Posten zu vertheidigen. Ihr Oberhaupt, Fürst Eggenberg, empfand um so weniger Neigung, einen Heldenkampf für seinen einstigen Schützling zu wagen, als dessen gewaltsames Gebaren ihn selber mehr als einmal peinlich berührt hatte. Er gab die Schlacht von vornherein verloren, indem er den bairischen Agenten unumwunden zugestand: „Dem Herzog von Friedland mangelt es an dem ingenio nicht, aber an der Patienz sehr viel, da er Niemanden hören und zu Rath ziehen mag, sondern allein seinem Kopf folgt und daher auch öfters fehlt."

Unter solchen Umständen hatten die Gegner geringe Mühe, ihr Ziel zu erreichen. Berechtigten Klagen über Wallenstein's Härte, Trotz und Eigensinn fügten sie schmähliche Verleumdungen hinzu, denen sie mit Hülfe der wilden Reden, die der Feldherr so oft „schießen" ließ, einen Schein von Wahrheit zu geben wußten. Der Baier drohte überdies, daß sein Herr, wenn der Kaiser nicht endlich das Kriegsdirectorium der Armaden ändere, sich genöthigt sehen werde, zu seiner Rettung ein Bündniß mit Schweden und Frankreich zu schließen. Die Spanier fragten, ob Ferdinand noch länger die Extravaganzen des Herzogs der Freundschaft ihres Königs vorziehen wolle: in diesem Fall würde ein Bruch zwischen den Höfen von Wien und Madrid unvermeidlich sein. Und die geistlichen Herren redeten vom Zorne des Himmels, wenn nach den Abmachungen Wallenstein's, die gegen Gott und die menschliche Vernunft gingen, mit den Ketzern Friede geschlossen würde.

Infolge dieses allseitigen Drängens flüsterte man in Wien schon Anfang December 1633, daß demnächst „etwas Wichtiges mit Qualitätspersonen vorfallen“ würde. Deutlicher redete sodann Eggenberg: „Seine Majestät werde sich nunmehr resolviren und also bezeugen, daß männiglich sehen soll, daß Ihro Majestät Herr, und der Herzog von Friedland ein Diener sei; denn Seine Majestät wolle sich um dieses Mannes willen nicht zu Grunde richten lassen, und ebenso wolle er (Eggenberg) die Freundschaft, durch die er bisjetzt mit demselben verbunden gewesen, fahren lassen, dieweil es heiße: amicus Plato, amicus Socrates, amicior autem religio et patria.“ In den letzten Tagen des Jahres aber erfuhr der bairische Agent Richel und mit ihm die ganze Schar seiner Parteigenossen, „der Kaiser habe heimlich gegen etlich Wenige, welche der friedländischen Faction nicht zugethan, allergnädigst erklärt, dem Herzog von Friedland die Kriegsdirection und das Generalat nehmen zu wollen, und sei bereits im völligen Werk, noch vorher, ehe dies öffentlich kundgethan werde, der vornehmsten Generalspersonen bei der Armada sich also zu versichern, daß sie dem Herzog hernach, wenn er seiner Entsetzung halber was anfangen wollte, kein Gehör geben, sondern Seiner Majestät in allem devot und gehorsam bleiben“.

Ferdinand hielt mithin in diesem Augenblick den General, dem er so tief zu Dank verpflichtet war und der ihm in der That „noch wenig vergeben oder verwahrloset“ hatte, nicht blos für einen untauglichen Diener, sondern auch für einen gefährlichen Gegner, von dem man sich alles Bösen zu versehen habe. Heimlich sollte sein Sturz vorbereitet werden; wie aus dem Hinterhalt sollte die kaiserliche Ungnade über ihn kommen, und wenn er es wagen würde, sich hiergegen zu erheben, sollte er plötzlich zur Erkenntniß seiner Ohnmacht gebracht werden.

Trotz des festen Entschlusses zu diesem schnöden Verfahren wurde übrigens noch ein Versuch gemacht, den General auf glimpflichere Weise zu beseitigen. Anfang Januar 1634 reiste Pater Quiroga nach Pilsen, wo sich das Hauptquartier befand. Er überbrachte mehrere Anträge, welche dem Herzog, da er auf

sie nicht einzugehen vermochte, den schon öfter ausgesprochenen Gedanken, gutwillig den Platz zu räumen, besonders nahelegen konnten. In der Hauptsache gingen dieselben dahin, daß die Spanier von neuem und ohne Zaudern durch kaiserliche Truppen unterstützt werden müßten; denn jene „Defensionsanstalt im Elsaß" zu begründen, war bisher nicht geglückt. Aldringen war auf die Nachricht vom Falle Regensburgs vom Rhein wieder ostwärts zurückgegangen. Feria hatte ihm folgen müssen: sein spanisches, des harten deutschen Winters ungewohntes Heer hatte sich dabei fast gänzlich aufgelöst: er selbst starb soeben, und damit war auch die Hoffnung des Cardinal-Infanten Don Fernando, im Schutze starker Truppenmacht durch Deutschland nach den Niederlanden reisen zu können, einstweilen völlig vereitelt. Um dem abzuhelfen, sollte nun Wallenstein eine tüchtige Schar, etwa 6000 Reiter, dem Infanten zum Marsch an den Niederrhein zur Verfügung stellen.

Daß er sich hierauf einlassen werde, daran war kaum zu denken. Hatte er doch während des Winters keinen Theil seines Heeres in voreiligem Kampf mit Bernhard von Weimar hasardiren wollen. Durfte man daher erwarten, er werde eine ansehnliche Schar für ein Unternehmen hergeben, welches dem deutschen Kriege ganz fremd war? In der That lehnte er die unerfüllbare Zumuthung rundweg ab, verband aber auch seine Weigerung mit der Erklärung, daß er gern bereit sei, vom Generalat abzudanken. Nur, so fügte er jetzt hinzu, müsse man ihn in Stand setzen, diesen Schritt wirklich zu thun. Die Obersten hätten bei Werbung und Erhaltung ihrer Regimenter auf seine Bürgschaft bedeutende Vorschüsse gemacht. Diese müßten bezahlt, oder die Offiziere bewogen werden, ihn des Wortes, das er ihnen gegeben habe, zu entlassen.

War dies ein Vorwand, oder wünschte er ernstlich, den Oberbefehl niederzulegen? Ist seiner, vornehmlich seit dem Falle Regensburgs oftmals betheuerten Sehnsucht nach Befreiung von der Bürde des Generalats Glauben beizumessen?

Leichten Herzens konnte er sich keinenfalls von dem Heere trennen, da seine Lage Ende 1633 weit übler war als bei seiner ersten

Dienstesentlassung im Sommer 1630. Damals stand er noch auf der Höhe seines Ansehens als gefürchtetster Kriegsherr Europas, im Besitz seiner sämmtlichen Territorien: in Glanz und Ehren, mit großen Aussichten in die Zukunft hatte er von dem Directorium der kaiserlichen Armaden zurücktreten können. Anders jetzt. Schlachten wie Verhandlungen hatten ihm während der letzten Jahre keine einzige der ersehnten Früchte getragen: sein militärischer Ruf hatte trotz heldenhafter Kämpfe gelitten: Mecklenburg war verloren und bisher kein vollwichtiger Ersatz dafür gefunden. Räumte er trotzdem den Platz, so mußte er gleich einem entthronten Herrscher im Dunkel des Privatlebens versinken. Seine weltgeschichtliche Rolle war alsdann ausgespielt, und die Entschädigung für Mecklenburg wie für die schweren Opfer, die er auch in den letzten Jahren fort und fort gebracht, mochte knapp genug ausfallen.

Dennoch aber erscheint es nicht ganz unmöglich, daß sein Wunsch nach Abdankung ehrlich gemeint war, und daß der wiener Hof auf dieser Grundlage in Güte sich hätte mit ihm auseinandersetzen können. Wohin der Herzog auch blickte, es bot sich ihm nirgendwo eine hinreichend gesicherte Aussicht, größere Vortheile zu erlangen, als ihm bei friedlicher Verständigung mit dem Kaiser hätten zutheil werden können. Unentbehrlich jedoch war hierzu das entsprechende Entgegenkommen von seiten Ferdinand's und aller maßgebenden Männer seiner Umgebung. Fehlte es an diesem Entgegenkommen, verwandelte sich dasselbe sogar in tückische Feindschaft — wie in jenen heimlichen, aber dem General nicht unbekannt gebliebenen Vorbereitungen zu seinem Sturz geschehen ist —, so war für ihn an schlichte Unterwerfung nicht mehr zu denken. Die Meute der haßerfüllten Gegner würde ihn von Stufe zu Stufe erniedrigt haben. Solchem Schicksal durfte er den Versuch vorziehen, ob er sich nicht, gestützt auf sein Heer, seine reichsfürstliche Würde, seine Verhandlungen mit den deutschen Protestanten und, schlimmstenfalls, selbst mit Schweden und Franzosen eine stolzere Zukunft sichern könne.

Deshalb sprach er dem Pater Quiroga zwar seine Bereit-

willigkeit zur Abdankung aus; aber die Bedingung, die er hinzufügte, zeigte deutlich, daß er vor Ungebühr sich zu schützen versuchen werde.

Seine nächste Hoffnung setzte er auf erneute Verhandlungen mit Sachsen und Brandenburg. Mit dem erstern gelang ihm sofort wieder in nahe Verbindung zu treten. Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg reiste als Vermittler unermüdlich zwischen Dresden und Pilsen hin und her, und General Arnim suchte in Dresden wie in Berlin für schnellen und festen Abschluß des Bündnisses zwischen den Kurfürsten und dem Generalissimus zu wirken. Das Hauptziel der Verhandlungen war das alte: die Begründung einer überwältigend starken Macht zur Herstellung des Friedens im deutschen Reiche auf Grundlage der Zustände, in denen man vor dem großen Kriege gelebt hatte. Neu war nur, daß Wallenstein jetzt von den Protestanten Zusicherungen für seine „Recompens" begehrte, und daß als muthmaßliche Gegner des Friedenswerkes, die man alsdann bekämpfen müsse, nicht sowol Frankreich und Schweden als vielmehr Baiern und Oesterreich bezeichnet wurden. In Sachsen kam man dem Herzog diesmal ziemlich bereitwillig entgegen. Man empfand die dringende Nothwendigkeit, das „in höchsten Gefahren schwebende Vaterland" in Ruhe zu setzen, und man hoffte, bei der halben Schwenkung, die Wallenstein aus dem katholischen ins protestantische Lager vollzogen hatte, ohne zu große eigene Gefahr hierfür eintreten zu können. An der Recompens nahm man keinen Anstoß, vorausgesetzt daß sie auf billige und rechtmäßige Weise ad terminos honestatis et possibilitatis reducirt werde. Hinsichtlich der Aufgabe, „die Katholischen zur Annehmung des Vertrags zu zwingen", erwog man zwar sorgenvoll, „ob eine frembde Person an des Herzogs Stelle, wenn etwa ein Todesfall dazwischenkomme, zu gleichem Zweck zielen möchte"; indessen man näherte sich doch Schritt um Schritt den Anschauungen Wallenstein's, und auch Brandenburg gab, nachdem es anfangs Schwierigkeiten gemacht hatte, schließlich die Erklärung ab, es wolle sich in dieser Sache von Sachsen nicht sondern.

Im Hauptquartier zu Pilsen soll aber der Herzog nicht blos mit den norddeutschen Kurfürsten, sondern auch mit Schweden und Frankreich ein unbedingt feindselig gegen den Kaiser gemeintes Bündniß abzuschließen versucht haben. Richtig ist, daß schon am 26. December 1633 sein Schwager, General Graf Adam Erdmann Trcka, ein einflußreicher Mann, der aus eigenen Mitteln eine stattliche Zahl von Regimentern geworben hatte und als Abkömmling des hohen evangelischen Czechenadels zur Erhebung gegen das Haus Habsburg sehr gern bereit war, dem alten Intriguanten Grafen Kinsky schrieb, „der Generalissimus sei nicht allein resolvirt, mit beiden Kurfürsten, Sachsen und Brandenburg, sich zu veraccordiren, sondern auch mit Schweden und Frankreich. Des französischen Volkes werde man wohl nicht von Nöthen haben, wohl aber seines Geldes. Der Herr (Kinsky) eile, ehest anher zu kommen, damit die Zeit nicht verabsäumt werde; denn man sei im Werk, das Volk innerhalb 14 Tagen zusammen zu führen, die Mascara ganz abzulegen und mit Gottes Hülfe der Sache von Grund aus einen Anfang zu machen. Eile aber thue Noth, denn wofern dies neglegieret, werde sich in Ewigkeit dergleichen Occasion nicht präsentiren". Kinsky unterrichtete hiervon sogleich den französischen Gesandten Feuquières in Dresden, reiste dann nach Pilsen und schrieb von dort aus dem Gesandten, er habe sich alle Mühe gegeben, seinen „Herrn" in dem bewußten Geschäft zu erforschen, und es sei ihm auch gelungen, die „Hauptperson" so weit zu bringen, daß sie bereit sei, sich dem Wunsch des Gesandten zu fügen, sodaß dem Vollzug des Vertrages nichts mehr im Wege stehe. Außerdem richtete Kinsky noch an den schwedischen Reichskanzler Oxenstierna die Bitte um eine persönliche Besprechung, weil er ihm „ein wichtiges negotium vertraulich zu communiciren habe".

Es ist jedoch völlig ungewiß, wieviel von alledem auf Wallenstein's Rechnung gesetzt werden darf. Vielleicht hat zwar der General seine Vertrauten förmlich beauftragt, für den äußersten Nothfall bei Frankreich und Schweden vorbereitende Schritte zu thun, vielleicht aber hat er auch nur in Aufwallungen des Unmuths jähe Worte ausgestoßen, die dann von Trcka und

Kinsky nach ihrem Gutdünken diplomatisch verwerthet wurden. Für das letztere spricht, daß die beiden Grafen und außer ihnen noch der stolze und hitzige Feldmarschall Ilow, ein Brandenburger von Geburt, leidenschaftlich zum offenen Bruche mit dem undankbaren Kaiser drängten, sodaß es dem Generalissimus, der ohnehin durch schmerzliche Podagraanfälle damals tief erschöpft war, wol schwer genug wurde, die politische Linie, die er sich vorgezeichnet hatte, im Gespräch genau einzuhalten. Und fest steht jedenfalls, daß Wallenstein seinen eigenen Worten nach bis Mitte Februar jede Allianz mit Schweden und Frankreich weit von der Hand wies. Hinsichtlich Frankreichs erklärte er sogar, er wolle mit demselben keine Tractate haben und niemals zulassen, daß der französische König über den Rhein komme, denn „sonst stünde er den drei geistlichen Kurfürsten auf dem Halse".

Von seinen Verhandlungen mit Sachsen und Brandenburg setzte er überdies den wiener Hof ohne Zaudern in Kenntniß und knüpfte den Wunsch daran, daß ein tüchtiger Beamter, der Reichshofrath Gebhard, um dem Kaiser über den Gang des Friedenswerkes stets Bericht erstatten zu können, nach Pilsen geschickt werde. Ganz redlich vermag man des Herzogs Verfahren in diesem Fall freilich nicht zu nennen, weil ja in seinem Verkehr mit den Kurfürsten eine starke antihabsburgische Tendenz zu deutlichem Ausdruck gekommen war; aber ein Betrug war es deshalb noch lange nicht. Denn sobald der Kaiser den Spaniern und Römlingen sein Ohr entzog und Wallenstein's pacificatorische Bemühungen billigte, fiel für den General jeder Grund zum Bruche fort. Viel schlimmer ist daher die Heuchelei, die Ferdinand und die leitenden wiener Staatsmänner verübten, indem sie trotz des festen Entschlusses, Wallenstein zu verderben, dennoch jenen Gebhard zur Betheiligung an den Friedensverhandlungen nach Pilsen schickten und bis Mitte Februar einen freundschaftlich gefärbten brieflichen Verkehr mit dem Herzog unterhielten.

Der letztere wußte auch, daß er, um sich zu behaupten, weit mehr nöthig habe als den schwachen Rückhalt, den ihm die

nur ganz allmählich sich wärmer gestaltenden Beziehungen zu den Kurfürsten boten. Aber in die peinlichste Defensivstellung zurückgeworfen, konnte er bei keiner Macht der Erde Schutz finden außer bei dem Heere, welches er durch sein Talent geschaffen und erhalten, zugleich jedoch auf den Namen des Kaisers geworben und vereidigt hatte. Sollte es ihm möglich sein, das Netz, in dem ihn seine wiener Feinde zu fangen gedachten, mit dieser Waffe zu zerreißen?

Er war ja ein geborener Kriegsfürst, der „bei der militia die höchste Autorität" genoß. Der letzte Knecht im Heere wußte, daß der General nach Geburt oder Rang, nach Nationalität oder Confession niemals fragte, nur nach militärischer Brauchbarkeit. Geschenke und Beförderungen, die Wallenstein für tapferes Verhalten freigebig gewährte, entzückten kaum so sehr wie ein kurzes Lobeswort, welches aus diesem herben Munde als höchste Auszeichnung erschien. Seine Strenge, seine grausame Härte erfüllten zwar manches kühne Herz mit Schrecken; aber seine stolze Armada fühlte doch mit ihm, als er den Antrag, den ihm einst Gustav Adolf machte, daß beim Zusammentreffen von sehr verschiedenen Streitkräften die schwächere Partei sich, ohne zu schlagen, ergeben dürfe, mit den trotzigen Worten verwarf: „sie mögen combattiren oder crepiren". Er besaß somit eine Soldateska, ausschließlich dem Waffenhandwerk ergeben und nach seinem Befehl zu jedem wilden Wagestück bereit.

Ein innigeres Band verknüpfte ihn jedoch nicht mit den Truppen. In seiner herrischen Seele lebte kein Zug von vertrauenerweckender Offenheit: er konnte niemals populär werden, wie es Gustav Adolf stets war. Seine heftige Laune, die oft in tobende Wuth ausartete, traf unterschiedslos jeden, der in seine Nähe kam. Die Extravaganzen seiner Rede, die astrologischen Grillen, denen er nachhing, seine bizarren Gewohnheiten, z. B. jene Grabesstille, in der seine Umgebung ruhen mußte, riefen Scheu und Grauen vor seiner Person hervor. „Sein Ruf schwankte zwischen zwei Extremen: daß er das wildeste Unthier sei, welches Böhmen hervorgebracht habe; oder der größte Kriegskapitän, dessen gleichen die Welt noch nicht gesehen."

Was ihm die dauernde Herrschaft über sein Heer am ehesten zu sichern schien, das war die finanzielle Abhängigkeit, in der sich die meisten Offiziere von ihm befanden. Sie fürchteten nicht blos die Vorschüsse einzubüßen, die sie bei Anwerbung der Regimenter auf sein Glück, auf seine Bürgschaft hin gemacht, sondern sie meinten überhaupt, in dem glänzenden Leben, das sie bisher geführt hatten, geschmälert zu werden, sobald sie nicht mehr des Friedländers Fahnen folgten. Deshalb berief der Herzog, als die Spannung zwischen ihm und dem Hofe immer drohender wurde, die Regimentsinhaber zu einer Zusammenkunft nach Pilsen. Es vereinigten sich dort am 12. Januar neunundvierzig „Generale, Obersten und sonstige Regimentscommandanten". Der hitzige Ilow, der die Entscheidungsstunde in seinem Sinne gekommen wähnte, erläuterte den Genossen, was für unausführbare Anträge kürzlich der Pater Quiroga gestellt habe, und wie die spanisch-jesuitische Hofpartei gegen den Herzog intriguire, sodaß dieser abzudanken entschlossen sei. Aber dürfe man dies geschehen lassen? Wüßten die Herren nicht, daß ihnen nur das Wort des Generalissimus, der ihnen für so viele Auslagen eine Belohnung zugesagt, den Bestand ihres Vermögens sichere? Sie würden alle ruinirte Leute sein, wenn der Feldherr sie verließe.

Dies wirkte so weit, daß die Versammlung beschloß, Ilow und vier Obersten zum Herzog zu schicken. Die Deputation erschien am Bett des fortdauernd leidenden Generals und beschwor ihn, nicht, wie er gewillt war, abzudanken, „sondern weiters mit seiner Gnade, Huld, Protection und väterlichen Fürsorge dem Heere beizuwohnen". Ihr „unablässiges, sehnliches Flehen und Bitten" bewog Wallenstein zu dem Zugeständniß, daß er sich ohne Vorwissen der Offiziere von der Armee nicht trennen wolle, aber er müsse dann auch von ihrer Seite die Zusage erhalten, daß sie standhaft bei ihm aushalten würden, damit ihm nicht etwa ein Schimpf widerfahre.

Die Bedingung, an die der Feldherr sein Verbleiben im Dienste knüpfte, war eine äußerst verfängliche, und zwar um so mehr, als nun ein Revers vorgelegt wurde, durch dessen Unter-

zeichnung alle in Pilsen anwesenden Commandeure aufs feierlichste an Statt eines körperlichen Eides geloben sollten, an ihrem Generalissimus „ehrbar und getreu zu halten, auf keine Weise sich von ihm zu trennen noch trennen zu lassen, vielmehr für ihn und für die Erhaltung der Armee all das Ihrige bis auf den letzten Blutstropfen ungespart aufzusetzen“.

Daß in diesem Revers anfangs die bekannte Clausel gestanden habe, die Verpflichtung der Offiziere gelte nur für so lange, als der Feldherr im Dienste des Kaisers sei, kann höchstens in der Weise richtig sein, daß diese Worte im Entwurf des denkwürdigen Schriftstückes gestanden haben, dort aber von Wallenstein selbst sofort getilgt worden sind. Ihm war nur mit einer unbedingten Gehorsamserklärung seiner Untergebenen gedient, und nur zu einer solchen hat er ihre Unterschrift verlangt.

Die Obersten empfanden recht wohl, um was es sich handle; aber ihre Stimmung war so erregt, daß abkühlende Bedenken spurlos vorübergingen. Erst unterschrieben einige; dann, bei einem glänzenden Banket, welches Feldmarschall Ilow gab, wurde der Revers allseitig gut geheißen. Nachdem dies geschehen, berief Wallenstein die Offiziere noch einmal zu sich. Die Ehre, so sagte er, die er durch achtundzwanzig Kriegsjahre rühmlich erhalten, gerathe in Gefahr, was er nicht verdiene. Er wolle lieber todt sein, als so leben. Niemand aber dürfe besorgen, daß er etwas wider den Dienst des Kaisers oder die katholische Religion im Sinne habe. Er denke nur, selbst dem Widerspruch, den er dabei erfahre, zum Trotz, den Frieden mit den beiden Kurfürsten zu Stande zu bringen. Auch wiederhole er hiermit, daß er einem jeden für seine Zahlung gutstehe.

Hatte aber der Herzog sich hiermit in der That der Treue des Heeres versichert? Oder war es nicht den Gegnern ein Leichtes, ihn gerade mit der Waffe, die er für sich zu zücken vermeint hatte, tödlich zu treffen?

Schon im Sommer 1633 hatte der wiener Hof begonnen, die vornehmsten „Generalspersonen“ für den Fall einer Veränderung im Kriegsdirectorium an sich zu ketten. Rastlos wurde

seitdem in dieser Richtung weiter gearbeitet. Und wenn Wallenstein nun versprach, den Offizieren für ihre Zahlungen gutzustehen, so konnte der Kaiser diese Verheißung unendlich weit überbieten. Den Ehrgeiz einzelner vermochte er durch das Versprechen von Beförderungen zu befriedigen; die Habgier der übrigen war er im Stande, durch die Aussicht auf das glänzendste Zahlungsmittel zu ködern, indem er den reichen Besitz des Herzogs nach dessen Sturze unter sie vertheilen zu wollen erklärte. So glückte es dem Hofe, einen nach dem andern, erst von den Generalen, dann auch von den Obersten, auf seine Seite zu ziehen, bis nur noch eine kleine Minorität von Offizieren dem Herzog treu ergeben blieb. Für den letztern mag dabei von verhängnißvoller Bedeutung gewesen sein, daß ihm der Tod seine hervorragendsten Anhänger — Pappenheim, Holk und Montecuculi — erst kurz vorher geraubt hatte.

An der Spitze der kaiserlich Gesinnten standen unter andern Gallas, Piccolomini, Aldringen, Marradas, Carretto de Grana, von denen wenigstens die erstern hochbegabte Offiziere waren, die sich jedoch durchaus nicht scheuten, ihren Feldherrn in tückischer Weise umgarnen zu helfen. Octavio Piccolomini brachte es z. B. über sich, kurze Zeit nachdem er den pilsener Revers unterschrieben und obgleich ihm Wallenstein stets besondere Gunst erwiesen hatte, mit der widerlichsten Hinterlist am Sturz des Unglücklichen zu arbeiten. Ueberblickt man die Liste der Männer, die zu Wallenstein und die zum Kaiser hielten, so macht man überdies die charakteristische Bemerkung, daß, so bunt auch die Nationalitäten in beiden Lagern sich mischten, auf der Seite des Generals vornehmlich Deutsche oder Oesterreicher aus irgendeinem der kaiserlichen Territorien standen, auf Seite Ferdinand's dagegen die „Landfremden", Italiener, Spanier, Belgier und Iren. Unter ihnen befanden sich die Leute, die in dem deutschen Kriege seit langen Jahren nur eine vortreffliche Gelegenheit gesehen hatten, zu Rang, Macht und Reichthum zu kommen, „die italienisch-spanischen Diebe und Räuber", deren scheußliches Gebaren das meiste dazu beigetragen hat, dem Wallenstein'schen Heere den fluchwürdigsten

Nachruf in der Geschichte jener Zeiten zu erwerben. Namentlich Carretto de Grana war bei Freund und Feind als einer „der durch teuflische Bosheit und Habsucht berüchtigtsten Heerführer“ bekannt.

Die Nachricht von den pilsener Vorgängen brachte mithin die wiener Verschwörung gegen Wallenstein zur Reife. Einzelne milder Gesinnte meinten zwar damals noch, das Ilow'sche Banket, „die volle Mette“, bei der es schließlich sehr wüst zugegangen, beweise genugsam, daß es sich mehr um „eine Confusion der Interessen als um eine Conspiration“ gehandelt habe; und Eggenberg wagte deshalb den Vorschlag, daß dem Uebel nur durch „eine Einschränkung der Vollmachten des Herzogs“ gesteuert werde. Aber von den Spaniern und, wenn möglich, noch entschiedener vom Beichtvater Lamormaini wurden nicht blos radicalere, sondern die allerradicalsten Maßregeln zur Bestrafung des „verbrecherischen“ Generalissimus gefordert, weil die ganze Armee, wie diese Männer behaupteten, sich in Pilsen zum Umsturze des Throns und der heiligen katholischen Religion verschworen habe.

Der arme Kaiser Ferdinand schwankte kläglich zwischen den Anwandlungen dankbarer Zuneigung zu dem Feldherrn, der ihn zweimal aus großer Noth befreit, und den grausigen Schreckbildern, mit denen die fanatischen Gegner Wallenstein's seine schwache Seele ängstigten. Er klagte laut, „dieses Werk gehe mit ihm nieder und stehe mit ihm auf, er könne nit davor schlafen; er sei wo er wolle, so sei es allezeit in seinen Gedanken“. Sein Schwanken endete aber begreiflicherweise mit gehorsamer Unterwerfung unter den Willen der Römlinge und ihrer Genossen.

Zuerst wurde hierauf ein vom 24. Januar datirtes, wahrscheinlich aber etwas später verfaßtes und einstweilen noch streng geheim gehaltenes Patent erlassen, durch welches alle hohen und niedern Befehlshaber zu Roß und zu Fuß von jeder Verpflichtung gegen den „gewesenen“ General-Obersten-Feldhauptmann freigesprochen und die pilsener Conspiranten bis auf zwei, die als Rädelsführer keiner Gnade würdig seien (Ilow und Trcka),

pardonnirt wurden. Dann erhielten — immer noch in tiefem Geheimniß — Gallas, Aldringen, Piccolomini, Marradas, Carretto de Grana und viele andere Generale und Obersten theils Beförderungen, theils selbständige Commandos, während König Ferdinand von Ungarn seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt sah, zum „bestellten Generalhaupt" aller Armaden erklärt zu werden. Und schließlich wurden mehrere vornehme Boten an die zuverlässigsten Generale ausgesandt, denselben den kaiserlichen Befehl „zur Execution gegen Wallenstein" zu überbringen. Unter diesen Boten wird besonders genannt ein Herr von Walmerode, der, vor kaum einem Jahre auf Ehrenwort gegen Wiederstellung aus sächsischer Gefangenschaft entlassen, eidbrüchigerweise trotz dem schärfsten Befehle Wallenstein's nicht mehr zurückgekehrt war. Der Hof hatte sich des Elenden angenommen, der nun die günstigste Gelegenheit fand, sich für des Herzogs Drohungen, ihm „für solch schmählichen Bruch von Treu und Glauben den Kopf abzureißen und denselben zum Feinde hinüberzuschicken", schrecklich zu rächen.

Denn, so unglaublich es klingt, der kaiserliche Executionsbefehl ging dahin, sich Wallenstein's lebendig oder todt zu bemächtigen. Eggenberg, der die glimpflichsten Worte gebrauchte, deutete dies schon verständlich genug an, indem er sagte, „der Kaiser habe nicht vorgeschrieben, wann und wie der Befehl exequiert werden solle; dieses müßten die Executoren ex re nata schließen und sich darnach richten, ob es ohne Erweckung größerer Gefahr gewaltsam oder in anderem Weg sicherer könne exequiert werden". Unumwunden aber bekennen die Generale, z. B. Piccolomini und Aldringen: „die bewußte Person, die von Wien zu ihnen gekommen sei, habe ihnen die Resolution des Kaisers gebracht, sich Friedlands zu bemächtigen durch Gefangennahme oder Tod." Das heißt thatsächlich nichts anderes, als daß Kaiser Ferdinand die Ermordung Wallenstein's befahl.

Dem Herzen des gutmüthigen Herrschers mag die entsetzliche Resolution schwer genug gefallen sein. Auch stammt sie schwerlich aus seinem Kopfe, sondern allem Anschein nach müssen der Gesandte Oñate und Pater Lamormaini als die Väter des

Mordgedankens bezeichnet werden. Sie mögen sich dabei auf alte machiavellistisch-jesuitische Lehren, wonach es einem Fürsten wohl anstehe, einen gefährlichen Gegner zum eigenen wie zum gemeinen Nutzen durch Gift oder Dolch aus dem Wege zu räumen, geschickt bezogen und hierdurch die Gewissensbedenken des Kaisers beschwichtigt haben. Bei den Generalen erregte der Mordbefehl zwar insofern Bestürzung, als eine Zeit lang keiner von ihnen energische Maßregeln gegen den noch immer gefürchteten Feldherrn zu ergreifen wagte; die geheimen Verhandlungen, die zwischen ihnen, ihren Untergebenen und dem wiener Hofe in immer ausgedehnterer Weise geführt wurden, brachten dagegen klar an den Tag, daß Wallenstein's Widerstandskraft in keinem Falle mehr von großer Bedeutung sein werde.

Der Kaiser wagte daher endlich offen gegen den Herzog aufzutreten. Am 18. Februar erließ er das zweite, sogleich publicirte Patent, durch welches Wallenstein „meineidiger Treulosigkeit“ und „barbarischer Tyrannei“ beschuldigt wurde, weil er „Krone und Scepter sich selbst eidbrüchigerweise zuzueignen Vorhabens gewesen“. Alle Generale (natürlich mit Ausnahme Ilow's und Trcka's), alle Obersten und selbständigen Oberstlieutenants, die hierbei sämmtlich zu Obersten avancirten, wurden durch Eilboten von dem Erscheinen dieses Patentes benachrichtigt. Zwei Tage später erging der Befehl zur Einziehung der reichen Güter Wallenstein's, Ilow's und Trcka's, und zwar, wie der Kaiser sagte, „zu Unserem und Unserer Armada Besten, als die wir hierauf vertröstet“. Von dieser Zeit an wurde außerdem gegen „den Tyrannen und Verräther“ Wallenstein in Wien von den Kanzeln gepredigt.

Der Unglückliche hatte den Sturm kommen sehen, wenn ihm auch die Einzelheiten der gegnerischen Intrigue verborgen geblieben waren. Noch vor dem Erlaß des zweiten Patents hatte er deshalb, theils um sich besser zu sichern, theils um Nachgiebigkeit zu zeigen, die Generale und Obersten zu einer zweiten Zusammenkunft nach Pilsen entboten. Es folgten ihrer diesmal — am 19. Februar — nur noch etwa dreißig dem Befehl. Der Herzog erklärte ihnen, man habe das Gerücht ausgesprengt,

er denke etwas gegen den Kaiser oder die Religion zu versuchen; aber er habe ebenso gut ein Gewissen wie andere; er wolle nur den Frieden zu Stande bringen, der einzig dem Kaiser zum Besten gereiche, und er wünsche nur deshalb mit den „Herren" verbunden zu bleiben, damit ihm nicht von seinen Feinden am Hofe ein Schimpf angethan werden könne. Hiermit waren die Offiziere in diesem Augenblick noch einverstanden und unterschrieben am 20. Februar einen zweiten Revers, in dem sie auch ihrerseits feierlich in Abrede stellten, jemals, d. h. bei dem ersten Revers, etwas wider die Hoheit des Kaisers oder die Religion im Sinne gehabt zu haben; nur weil der General verspreche, zum gemeinen Besten bei der Armee zu bleiben, seien sie ebenfalls gesonnen, bis zum letzten Blutstropfen bei ihm auszuhalten.

Durch diesen Revers, der, mit dem ersten verglichen, sehr bescheiden lautete, wollte Wallenstein offenbar seinen Gegnern beweisen, daß er, ohne geradezu die Waffen zu strecken, dennoch zur Versöhnung vom Herzen geneigt und bereit sei. In den nächsten Tagen ging er noch viel weiter, indem er einen seiner Obersten nach dem andern an den Kaiser und den Fürsten Eggenberg entsendete und um eine persönliche Besprechung nachsuchte, weil „durch dergleichen Diffidenzen sowol Seiner Majestät Dienst als das bonum publicum leiden müsse". Der letzte dieser Boten erhielt sogar den Auftrag, rückhaltlos zu erklären, „der Herzog sei bereit, sich zurückzuziehen, dem Kaiser die Armee zu überlassen und sich mit seinen Herzogthümern zu begnügen".

Vergebens aber, daß er im Gefühl des beginnenden Zusammenbruches seiner Macht sich von Stufe zu Stufe demüthigte. Seine Gesandten wurden von Gallas und Piccolomini aufgefangen und festgehalten, damit durch ihre Worte der Kaiser ja nicht etwa dem Feldherrn wieder günstig gestimmt werde. Die Generale fürchteten, auf die Beute, die ihnen der Sturz des Friedländers gewähren sollte, sonst noch in letzter Stunde verzichten zu müssen.

Die entscheidenden Schicksalsschläge hatten sich inzwischen schon über dem Haupte Wallenstein's zu entladen begonnen.

Am 21. Februar wollte er sich von Pilsen nach Prag begeben, um auf der alten Walstatt vor den Thoren der böhmischen Hauptstadt, auf dem Weißen Berge, sein Heer zu versammeln; aber in demselben Augenblick erfuhr er, daß er abgesetzt, daß die Armee des Gehorsams gegen ihn entbunden, und daß die Besatzung von Prag nebst vielen andern Garnisonen schon von seinen Gegnern gewonnen sei. Furchtbare Nachrichten, die ihn jedoch noch nicht gänzlich zu Boden warfen! Denn sofort beschloß er, die ihm noch treuen Truppen im nordwestlichen Böhmen zusammenzuziehen, selbst aber bis nach Eger zurückzuweichen, wo er am ehesten von den Sachsen und den Schweden unterstützt zu werden hoffen durfte. Sein fester Wille war, wenn der Kaiser seine zur Versöhnung weit ausgestreckte Hand fortdauernd zurückweise, von dem Recht der Nothwehr Gebrauch zu machen und den „Hochverrath", den ihm die Gegner so oft angedichtet hatten, nun insofern wirklich zu begehen, als er mit jedem, der ihm Beistand leisten könne, sich zu verbinden wünschte. Durch den Mund vertrauter Boten wie durch drängende Schreiben beschworen er und Ilow den General Arnim, den Reichskanzler Oxenstierna und den Herzog Bernhard, in dieser kritischen Lage volles Vertrauen zu hegen und vor allem militärische Hülfe so schnell als möglich nach Eger zu senden. Die Schweden erstaunten zwar über diese Zumuthung, da ihnen der Bruch zwischen dem Kaiser und dem Generalissimus noch immer unglaublich erschien; allmählich erkannten sie jedoch den wahren Stand der Dinge, und Bernhard von Weimar setzte deshalb seine Truppen gegen die böhmische Grenze in Marsch. Wallenstein aber faßte die Hoffnung, mit diesen Genossen den Spaniern und Jesuiten an Ferdinand's Hofe zu seinem und zu Deutschlands Heil siegreich die Spitze bieten zu können. Sein Trotz, seine Unternehmungslust, seine von Miserfolgen und Krankheit schon so tief erschöpfte Lebenskraft flammten noch einmal hoch empor. „Wolle der Kaiser", so rief er aus, „ihn nicht mehr als seinen General erkennen, so wolle auch er ihn nicht mehr zu seinem Herrn haben; er würde leicht einen andern Fürsten finden, dem er sich anschließen könne; aber er wolle überhaupt

keinen Herrn mehr über sich haben; er wolle selbst Herr sein, und habe Mittel genug, um sich als solcher zu behaupten."

Am 24. Februar nachmittags rückte er mit einem kleinen militärischen Gefolge in Eger ein. Der einzige höhere Offizier, der außer Ilow und Trcka mit ihm die Stadt betrat, war Oberst Walter Butler, den er, bald nachdem er Pilsen verlassen, auf offener Straße angetroffen und zur Mitreise nach Eger bewogen hatte. Butler war aber Irländer, Katholik, von Fanatismus für die Sache der wiener Camarilla erfüllt. Nachdem er sich Wallenstein angeschlossen, hatte er seinen Beichtvater Patrik Taaffe mit der Versicherung unverbrüchlicher Treue an Piccolomini gesendet und von diesem den Auftrag erhalten, falls ihm an kaiserlicher Gnade und Beförderung gelegen sei, Wallenstein todt oder lebendig herbeizuschaffen. Es hätte aber dieser Anmahnung nicht bedurft, da Butler fest entschlossen war, den Feldherrn und alle, die es mit ihm hielten, ohne weitern Zeitverlust „unschädlich" zu machen.

In Eger commandirten zwei protestantische Schotten, Gordon und Leßley, die nach Ilow's und Trcka's Meinung leicht für Wallenstein zu gewinnen waren. Aber der Anhänglichkeit, die Butler aus confessionellen Gründen für den Kaiser hegte, kam bei diesen Schotten der puritanische Eifer für den Fahneneid gleich. Als sie — am 25. Februar — von den Generalen aufgefordert wurden, sich unbedingt zum Dienst des Herzogs zu verpflichten, antworteten sie: sie hätten dem Kaiser geschworen; wer binde sie von diesem Eide los? Ilow und Trcka erschraken über den Widerspruch, hofften aber, ihn bei guter Gelegenheit noch überwinden zu können, und luden sich deshalb, leichtfertig genug, für den Abend bei Gordon zu Gast.

Ehe die Nacht herabsank, verständigten sich sodann Butler und die Schotten. Die letztern wünschten anfangs, den Herzog und seine Anhänger nur gefangen zu nehmen. War man aber sicher, daß dies glücken, daß nicht irgendeine Wallenstein'sche oder schwedische Schar die Verhafteten wieder befreien werde? Da brach Leßley in die Worte aus: „Laßt uns sie tödten, die Verräther." Butler, der schon längst nichts anderes geplant

hatte, stimmte mit Freuden bei, und auch Gordon billigte endlich die Mordthat, weil „nur auf diese Weise das hochlöbliche Haus Oesterreich wahrhaft und stracks gesichert werde“. So vereinigten sich diese verschiedenartigen und sonst immer einander feindlichen Naturen, die protestantischen Schotten und der katholische Ire, die „Execution“ an dem Herzog und dessen vornehmsten Genossen schonungslos zu vollziehen.

Auf der Burg zu Eger, in der eigenen Wohnung Gordon's, fand das Gastmahl statt, an dem, außer den drei Verschworenen, Ilow, Trcka, Kinsky und Rittmeister Neumann, Wallenstein's gewandter Secretär, theilnahmen. Die Generale waren guter Dinge und tranken Hochs auf den Herzog und dessen glänzende Zukunft. Beim Nachtisch aber drang eine Schar handfester irischer Dragoner vom Butler'schen Regiment mit den Worten „Viva Kaiser Ferdinando!“ in den Saal. Butler, Gordon, Leßley sprangen mit dem gleichen Ruf empor. Die Eingeladenen griffen zu den Degen, fielen jedoch unter den Streichen ihrer Feinde, ehe sie sich ernstlich zur Wehr zu setzen vermochten.

Unten in der Stadt Eger, am Marktplatz derselben, im Pachelbel'schen Hause, wohnte Wallenstein. Er war schon zur Ruhe gegangen, als die Mörder, ebenfalls Butler'sche Dragoner, unter der Führung des Hauptmanns Deverour mit dem Geschrei „Rebellen, Rebellen!“ die Treppe zu seinem Schlafzimmer hinaufstürmten. Bei diesem Lärmen erhob er sich und versuchte an das Fenster zu gelangen, wahrscheinlich um die Wache herbeizurufen. Aber in demselben Augenblick wurde die Thür des Gemachs aufgesprengt. Deverour schrie ihn an „Schelm und Verräther!“ Er selbst vermochte nicht mehr zu reden. Schweigend, in aufrechter Haltung empfing er den Stoß der Hellebarte, der seinem Leben ein Ende machte.

In allen Kreisen der Verschworenen entstand lauter Jubel, daß die „Niedermachung des Verräthers“ endlich gelungen war. Die egerer Mörder prahlten mit dem von ihnen bewiesenen Patriotismus, um den Lohn, den sie erwarteten, möglichst hoch zu steigern. Piccolomini, Oñate und Genossen ergingen sich in pharisäischen Versicherungen, daß die Hand der Fremden der

Sache Gottes und des Kaisers einen sehr wichtigen Dienst geleistet, oder gar daß Gott selbst dem Hause Oesterreich eine große Gnade erwiesen habe. Kaiser Ferdinand empfing in Wien den Hauptmörder Butler mit den Worten „Gott erhalte und segne unsern theuern Oberst Butler“ und vertheilte, wie er es versprochen, mit überströmender Freigebigkeit die Güter der Ermordeten unter alle hohen wie niedern Helfershelfer an dem grausen Werk.

Für den Protestantismus und die deutsche Nation war der Untergang Wallenstein's ein schwerer Schlag; denn nun raffte sich die katholisch-habsburgische Hälfte Deutschlands zu neuer Energie empor, erfocht den blutigen Sieg bei Nördlingen und faßte danach die Hoffnung, ihre alten kirchlich-politischen Pläne in vollem Umfang durchzuführen. Hierdurch wurde aber die Einmischung der Franzosen in den deutschen Krieg, die bisher ja nicht weit gereicht hatte, in verderblichster Weise befördert. Seitdem raste der Kriegsbrand noch verheerender als zuvor durch unser unglückliches Vaterland und erlosch erst zugleich mit fast tödlicher Erschöpfung des deutschen Volks.

Wir beklagen also in Wallenstein einen Märtyrer der guten Sache. Wir dürfen uns aber dadurch nicht bewegen lassen, den merkwürdigen Mann allzu günstig zu beurtheilen; denn wenn wir auch seine Talente und die Bemühungen um den Frieden, durch den er während seiner letzten Jahre Deutschland zu beglücken versuchte, noch so hoch schätzen, so bleibt uns doch beim Rückblick auf sein Leben, wie David Strauß von Voltaire sagt, ein Rest in Händen, der nicht reinlich ist. Sein schrankenloser Ehrgeiz, seine Verachtung fremder Rechte, seine rohe Habgier, seine Härte und Grausamkeit bilden unleugbar tiefdunkle Flecken in seinem Bilde. War er auch aufgewachsen in staatlicher Anarchie und in wüstem Kriegstreiben, zeigten auch die meisten und zwar gerade die kräftigsten Staatsmänner und Feldherren jener Jahre dieselben Fehler — wie z. B. Maximilian von Baiern seinen eigenen Vortheil oft genug rücksichtslos zu fördern suchte —, so reicht dies doch kaum hin, um ein milderes Urtheil über Wallenstein's Wesen zu begründen.

Aber daß er ein Verräther war, ist hiermit noch nicht gegeben. In den listigen Verhandlungen, die er vor dem Anfang des Jahres 1634 mit Sachsen, Schweden und Franzosen führte, mag ein criminalistisches Auge vielleicht hier und da eine Wendung entdecken, die seine Loyalität gegen den Kaiser zweifelhaft machen könnte — ernstlich verfolgt hat er doch niemals, solange ihn Ferdinand als seinen General betrachtete, eine seinem Kriegsherrn in strengem Sinne feindliche Politik. Seine Thaten bewegten sich stets innerhalb des weiten Gebiets, welches er dank seiner reichsfürstlichen Würde und seiner Generalatsvollmacht rechtmäßig beherrschte. Die gegen ihn gerichtete nichtswürdige wiener Verschwörung nahm ihren Ursprung auch nicht aus seinen „hochverrätherischen" Verhandlungen, sondern aus seiner Abneigung gegen die Herrschaftstendenzen der Spanier, der Baiern und der Klerikalen.

Zum Verständniß seines ganzen Strebens mag die Bemerkung dienen, daß in demselben wol von Freund wie Feind bisher allzu viel gesucht worden ist. Er war ja „der Mann der Fama", dem man alles zutraute und der sich selbst, wenn auch nur mit tönenden Worten, vermaß, Deutschlands Verfassung neu zu gestalten, die Klerikalen durch einen Kriegszug nach Rom zu bändigen und die Türken aus Europa zu verjagen. Mindestens, so meint man, muß er deshalb stets und bis an sein Ende mit grandiosen Aufgaben beschäftigt gewesen sein. Den Frieden im ganzen Reiche wiederherzustellen, habe er in freier Erkenntniß, welches Heil daraus erblühen werde, sich zum erhabensten Ziele gesetzt. Den Deutschen, Protestanten wie Katholiken, den Schweden, Franzosen und Spaniern habe er einem jeden die Stelle anzuweisen gesucht, in der er, den Nachbar achtend, in ruhigem Glück leben könne, und für sich selbst habe er nach einer Macht gestrebt, die ihm die Mittel gewähren sollte, künftige Störer des neuen Rechtszustandes niederzuschlagen.

Aber seine Fähigkeiten, wie groß sie auch waren, reichten in der That weder für so ungeheuere Unternehmungen hin, noch hat er dieselben jemals eigentlich geplant.

Er verstand es zwar, fürstliche Besitzungen meisterhaft zu verwalten, furchtbare Heere gleichsam aus der Erde zu stampfen, der strategischen Kunst der Gegner mit noch vollendeterer Kunst zu begegnen; als Staatsmann folgte er jedoch weniger den Schöpfungen des eigenen Genius als dem Zwange der Noth und handelte keineswegs immer nach klarer Beurtheilung der Sachlage, sondern versuchte sich, wie Oxenstierna von ihm sagte, an Dingen, denen seine Kräfte nicht gewachsen waren.

Während seines ersten Generalats meinte er, in Deutschland den Willen des Kaisers schlechthin durch die Gewalt des Säbels zu höherer Geltung bringen zu können als bisher. In üppiger Siegerlaune wagte er zugleich, eine protestantische Landschaft, die einer ihm fremden Machtsphäre angehörte, als Lohn für seine Thaten sich zuzueignen. Kaum jedoch war dies geschehen, so erkannte er, daß er die Fülle der Feinde, die noch zu bekämpfen übrigblieb, nicht genügend gewürdigt habe. Der Unwille der deutschen Fürsten und der Klerikalen raubte ihm seine militärische Stellung: die Landung Gustav Adolf's vernichtete seine junge Herrschaft in Mecklenburg. Hierbei kam er freilich zu der naheliegenden Beobachtung, daß der Fanatismus der Klerikalen die Hauptschuld trage nicht blos an seinem eigenen Unglück, sondern ebenso an schwerer Schädigung der kaiserlichen Macht. Er gewann mithin die Ueberzeugung, daß die österreichische Politik nur durch Milde gegen die Protestanten, durch eine friedliche Verständigung mit denselben das eingetretene Unheil gutmachen und ihr Ansehen in Deutschland wiederherstellen könne. Da er von jeher confessionell indifferent war, so berührte diese Ueberzeugung einen Grundzug seines Wesens. Als er nun aber von neuem zum Generalate berufen wurde, verlangte er eine Vollmacht, die ihm selbst verderblich werden mußte. Nicht deshalb gerade, weil er bei derselben die friedliche Verständigung mit den Protestanten im Auge hatte, sondern weil er die Entscheidung der deutschen Geschicke sich in solchem Umfange anmaßte, als ob er der Siege, die erst erfochten werden sollten, unfehlbar sicher sei. Die kriegerischen Erfolge, auf die er gerechnet hatte, blieben dann aus. Seit dem Rückzuge, den er

nach der Schlacht von Lützen antreten mußte, war seiner Politik der Boden unter den Füßen weggezogen. Mochte er nun auch erst recht davon reden, wie er das Reich in Frieden setzen, die Klerikalen zur Duldsamkeit zwingen und die Fremden aus Deutschland verjagen wolle: es fehlte ihm dennoch die Macht, um die widerstrebenden Gewalten der habsburgisch-jesuitischen und der protestantischen Parteien zu aufrichtiger Annäherung zu bringen. Seine Worte enthielten mehr gutgemeinte, durch seine mitten zwischen den Parteien in peinlicher Schwebe befindliche Stellung veranlaßte politische Träumereien als klar erwogene, durchführbare Pläne. Vereinzelte kriegerische Anläufe verbesserten nichts an der hoffnungslosen Lage, in der er sich seit dem Ende des Jahres 1632 befand. Weil er jedoch als unvergleichlicher Heeresschöpfer und Heereserhalter immerhin eine bedeutende Potenz unter den europäischen Mächten war, so behauptete er sich wenigstens so lange, als sein militärischer Ruf unangetastet blieb. Beim ersten „strategischen Irrthum" dagegen, den er sich zu Schulden kommen ließ, endete sein Glück, und in kläglichster Weise erlag er seinen lauernden Feinden.

Indessen auch nach Maßgabe dieser geminderten Werthschätzung sichern Wallenstein's Friedenspläne ihrem Urheber einen ehrenvollen Platz in der deutschen Geschichte. Der große Feldherr hatte doch eine Ahnung davon, daß es eine würdige Aufgabe sei, Deutschland vor wüster Vergewaltigung zu bewahren, und indem er sich an die bedeutendsten protestantischen Territorien des deutschen Nordens anzulehnen suchte, nahm er die Stellung ein, die vor und nach ihm jeder ähnlich Strebende, nur mit besserm Erfolg, behauptet hat. Er steht in der Mitte zwischen Kurfürst Moritz von Sachsen, dem Befreier Deutschlands von dem spanisch-römischen Joche Karl's V., und Friedrich Wilhelm dem Großen Kurfürsten, dem Begründer der norddeutschen Großmacht.

Zu seiner vollen Würdigung ist schließlich noch zu beachten, daß er kein Deutscher, sondern ein Czeche war und, obwol einer der begabtesten Söhne dieses Volks, doch mit seinen Landsleuten manchen wunderlichen Zug theilte. Nach den weit aus-

greifenden Worten, die er so sehr liebte, vollbrachte er noch unendlich viel mehr, als er in der That vollbringen konnte oder auch nur vollbringen wollte. Im Handeln war er besonnen und praktisch, im Reden dagegen springend, tollkühn, alle Schranken des Wünschenswerthen und des Möglichen durchbrechend. Die phantastische Unruhe, die Ruhmredigkeit, die ins Maßlose schweifenden Gedanken, die den Czechen seit alters eigen sind, haben auch in seiner Brust gewohnt.

Torquato Tasso.

Von

Otto Speyer.

Torquato Tasso.

Von

Otto Speyer.

Fast drei Jahrhunderte sind dahingeschwunden, seit Torquato Tasso die Ruhe, die er im Leben vergeblich gesucht, in der stillen Klosterkirche auf dem Janiculus fand. Aber das Interesse für den Dichter erscheint durch die Länge des Zeitraums, der uns von ihm trennt, kaum vermindert. Seit sein Freund und Zeitgenosse Manso Tasso's Leben schrieb, ist vielleicht kaum ein Jahrzehnt vergangen, wo nicht neue Schriften über ihn ans Licht gekommen wären; ja, wenn wir die Flut von Büchern und Broschüren überschauen, welche das letzte Jahrhundert über diesen Gegenstand hervorgebracht hat, so möchte es fast scheinen, als sei dieses Interesse noch immer im Wachsen begriffen. Nicht nur daß des Dichters Hauptwerk, „Das befreite Jerusalem", im Original weit über fünfhundert Auflagen erlebt hat, daß es in fast alle Dialekte Italiens und in dreizehn fremde Sprachen — in die französische allein achtundzwanzigmal — übertragen worden ist; daß Commentare und Kritiken ohne Zahl dazu erschienen sind; daß es einer Menge nachgeborener Dichter zum Vorbilde gedient hat; daß auch von Tasso's übrigen poetischen und prosaischen Schriften immer neue Ausgaben mit immer sorgfältigerer Textkritik veröffentlicht werden: auch ihr Verfasser selbst, sein inneres wie sein äußeres Leben, reizt fortwährend die Gelehrten, ihn zum Gegenstande ihrer Forschungen, reizt Dichter und Künstler, ihn immer von neuem zum Helden ihrer Schöpfungen zu machen. Wie der Italiener Serassi und der Engländer Black sich die Forschungen über ihn gleichsam zur Lebensaufgabe gesetzt, so haben ihn, abgesehen von zahlreichen kleinern

und größern Gedichten geringerer Geister, Byron und Leopardi, Silvio Pellico und Prati besungen, haben ihn außer Goethe noch Zedlitz, Raupach, Goldoni, Giacometti, Terese Gnoli u. a. als dramatischen Helden verwerthet; so ward er in Opern und Melodramen auf die Bühne gebracht; so hat Liszt seine Todtenklage und seinen Trauertriumph ihm zu Ehren componirt; so werden Maler, Bildhauer und Medailleure nicht müde, uns die mehr oder weniger idealisirten Züge des Dichters zu überliefern.

Bei uns in Deutschland ist freilich die Zeit längst vorüber, wo schon unreife Knaben wie Wilhelm Meister oder Goethe das „Befreite Jerusalem“ mit Begeisterung lasen, für Tancred und Clorinde, für Erminia und Rinaldo, für Sophronia und Olinto schwärmten und die wohllautenden Strophen ihrem Gedächtnisse einprägten. Unser raschlebiges und realistisches Geschlecht, das kaum noch bei den eigenen Classikern aus dem vorigen Jahrhundert verweilen mag, findet natürlich noch weniger Muße für die italienischen Dichter des Cinquecento und vermag weder den heroischen noch den religiösen, weder den idyllischen noch den sentimentalen Elementen derselben Geschmack abzugewinnen. Wenn es aber je eins ihrer Meisterwerke zur Hand nimmt, so greift es gewiß immer noch eher zum „Rasenden Roland“ als zum „Befreiten Jerusalem“. Die üppige, immer Neues in unendlichem Wechsel gebärende Phantasie Ariost's ist ihm entschieden sympathischer als Tasso mit seinem hochfliegenden Idealismus, seiner religiösen Begeisterung, seinen breit angelegten, aufs feinste ausgearbeiteten Erzählungen und Schilderungen und dem symmetrischen, langsam fortschreitenden Aufbau des Ganzen. Schon die Zahl der Deutschen, die das „Befreite Jerusalem“ ganz gelesen haben, dürfte keine allzu große sein: wie viele von uns aber kennen den „Amyntas“, den „Rinaldo“, den „Torrismondo“, die „Sieben Schöpfungstage“ oder die zahlreichen philosophischen Abhandlungen? Wie viele selbst die Sonette und Canzonen, die doch zum Theil zu dem Schönsten, was in dieser Gattung geschaffen worden, gehören?

Anders ist es in den Ländern romanischer Zunge, vor allem natürlich im Vaterlande des Dichters selbst. Tasso ist der

populärste Poet Italiens. Sehen wir doch noch heute in Venedig und Rom, in Neapel und Palermo einen dichten Kreis von Männern, Frauen und Kindern den Recitator umstehen, der mit den lebhaftesten Gesten, oft nicht ohne absichtliche oder unabsichtliche Veränderungen, die schönsten Stellen und Episoden des „Befreiten Jerusalem", meist durch mündliche Tradition in den Dialekt des Orts übertragen, declamirt; sehen wie die Zuhörer mit gespanntester Theilnahme seinen Worten lauschen, voll jubelnder Begeisterung die Heldenthaten Gottfried's und Rinaldo's beklatschen und bei Clorinden's Schicksal heiße Thränen vergießen. Jeder Gebildete weiß zahlreiche Stellen der Dichtung auswendig; ihre Gestalten sind ihm so vertraut wie die seiner Jugendgespielen.

„In der Hütte wie im Palast findet man Tasso's Geisteskinder; ihre rührenden Affecte, ihre Klagen, ihre Sehnsucht trösten den armen Schiffer, der unter brennender Sonnenhitze das Ruder schlägt, wie den Landmann, der in rauher Winterszeit den Boden umgräbt, entzünden die Begeisterung des Dichters wie des Künstlers, wecken den Geist des Philosophen, und an dem Lächeln seiner hohen Ideale richten sich ermattete Seelen nach stürmischen Lebenstagen wieder auf."

So ruft einer der neuesten Biographen Tasso's aus. Seltsam fremdartig gemahnt uns der stürmische Enthusiasmus des heißblütigen Südländers. Wenn der Name des Dichters noch heute allen gebildeten Deutschen beider Geschlechter vertraut ist, so ist der Tasso, den sie kennen und lieben, meist nicht der historische Poet des 16. Jahrhunderts, sondern die Idealfigur des Goethe'schen Dramas, eine wunderbare Verschmelzung der mit genialer Intuition in ihrem innersten Kerne erfaßten geschichtlichen Gestalt des Helden mit der des Dichters selbst, der sie, freilich nicht ohne sorgfältiges Studium der ihm zugänglichen Quellen, frei aus dem eigenen Geiste wiedererzeugte. Und doch hat auch der geschichtliche Tasso selbst eine unendliche Anziehungskraft für jeden, der ihm durch das Labyrinth seines Lebens folgt. Es ist keineswegs nur der hohe Name des zweitgrößten Dichters, den die Hesperische Halbinsel seit dem Alterthum hervorgebracht, was Gelehrte und Künstler

immer von neuem zu ihm heranlockt: es ist der wunderbare Reiz eines Lebens voll dramatischer Wechselfälle, eines Wesens voll seltsamer Widersprüche, eines Menschen, in welchem Verstand, Gefühl und Phantasie in endlosem Kampfe liegen, in dem das gewaltige Ringen des Jahrhunderts zwischen Altem und Neuem, zwischen Freiheit und Geistesknechtung gleichsam personificirt erscheint; es ist endlich der noch immer über sein inneres wie sein äußeres Leben gebreitete Schleier, den aller Fleiß und Scharfsinn der Tasso-Forscher noch nicht vollkommen zu lüften vermocht hat.

I.

Wie uns in Tasso's Aeltern des Sohnes körperliches und geistiges Wesen zum großen Theile unverkennbar vorgebildet erscheint, so finden wir auch in ihrem äußern Leben voll steten Wechsels, voll bitterer Enttäuschungen, voller Noth und Krankheit ein nur allzu getreues Vorbild seiner eigenen Schicksale. Sein Vater Bernardo, einer edeln, aber unbegüterten bergamaskischen Familie entsprossen, jedoch in Venedig geboren, das er stets als Heimat liebte und verehrte, war ein schöner, hochbegabter Mann von feinsten Sitten, würdevollem Benehmen, unerschütterlicher Pflichttreue, hohem, fast übertriebenem Ehrgefühl, aufbrausend, leicht verletzlich, nicht ohne Stolz auf seine adelige Geburt und streng festhaltend an den Vorrechten seines Standes. Durch seine Armuth genöthigt, seine Unabhängigkeit aufzugeben, trat er erst in die Dienste des Königs von Frankreich, dann als diplomatischer Agent und Minister in diejenigen Sanseverino's, Fürsten von Salerno, dessen Geschäfte er 23 Jahre lang mit treuestem Eifer führte, wenn auch der stolze, geradsinnige Edelmann dem Ränkespiel und Intriguenkampf, in dem die Diplomatie des Jahrhunderts gipfelte, kaum gewachsen war, und seiner phantasiereichen Dichternatur die trockenen Arbeiten seines Berufs widerstrebten. Seine poetischen Werke, zumal das Heldengedicht „Amadis", wurden von der Mitwelt höchlich bewundert, und wenn der weit überstrahlende Ruhm des Sohnes seine Werke bei der Nachwelt in Vergessenheit gebracht hat, so

hören wir doch Torquato selbst in kindlicher Verehrung ausrufen: „Ich habe den Ruhm des Vaters vor den Augen und über dem Haupte — durch ihn lebe ich, durch ihn athme ich, durch ihn bin ich, und was ich Schönes habe, ist nur sein Geschenk.“

Erst spät, schon ein hoher Vierziger, vermählte sich Bernardo Tasso mit einer jungen edeln Neapolitanerin, der schönen Porzia de' Rossi. Sie hing an dem alternden Gatten mit unerschütterlicher Liebe und Treue, und er lohnte ihr Gleiches mit Gleichem. „Ich liebe sie wie das Licht meiner Augen, und meine höchste Freude ist, von ihr in gleicher Weise wiedergeliebt zu werden.“ Nach ihrem frühen Tode ruft er aus:

Wie selig lebte ich, wie hoch beglückt,
Als noch mein treues Weib die Welt geschmückt;
In süßer Eintracht, fest und unverwandt
War all mein Denken ihr nur zugewandt.

Ungleich den meisten Edelfrauen ihrer Zeit, die nur dem Putz, dem Prunk, der Gesellschaft, dem Genusse lebten, und denen oft die Ehe nur der nothwendige Durchgangspunkt zu zügelloser Freiheit des Lebens war, fand sie ihre volle Befriedigung im häuslichen Kreise, in der treuen Sorge für den Gatten und die Kinder. Nachdem sie ihrem Gemahl zuerst eine Tochter geschenkt, Cornelia, die in Schönheit und Tugend der Mutter Erbschaft treu bewahrte, gebar sie am 11. März 1544 den Sohn, der mit dem eigenen auch ihren Namen der spätesten Nachwelt zu erhalten bestimmt war.

Obschon Bernardo Tasso von neidischen Feinden nicht ohne Erfolg bei seinem Herrn verleumdet worden, war es ihm doch endlich gelungen, denselben von seiner Unschuld zu überzeugen, sodaß ihn der Fürst nicht nur materiell besser stellte, sondern es ihm, indem er ihn von politischen Geschäften entlastete, auch ermöglichte, ganz seiner Familie und seiner dichterischen Thätigkeit zu leben. Von der Schönheit der Lage gelockt, hatte er Salerno mit Sorrent vertauscht, dieser leuchtendsten Perle in dem reichen Juwelenkranze, der den Golf von Neapel umgibt.

Er wird nicht müde, in seinen Briefen die Herrlichkeit des neuen Wohnsitzes zu preisen. „Die Luft ist so heiter, so milde, so heilsam, so lebenerweckend, daß die Menschen, welche hier leben, ohne einen andern Himmel zu kennen, gleichsam unsterblich sind.... Diese Stadt ist lieblicher als irgendeine des Landes, überreich an allem, was zur Bequemlichkeit des Lebens, was zur Gesundheit des Geistes wie des Körpers erforderlich ist.... Die Natur hat sie, wie eifersüchtig auf solchen kostbaren Schatz, mit gewaltigen Mauern in Gestalt hochragender Berge umgeben, so grün, so blüten- und früchtereich, daß die Bewohner Venus nicht um die schönsten Gärten von Gnidos und Paphos beneiden." Aus den Fenstern des hoch über der steilen Felsküste sich erhebenden Hauses folgte der Blick zur Rechten über die terrassenförmig aufsteigenden Häusermassen Neapels der wundervollen Berglinie, die in kühnem Schwunge von dem Gipfel des Vesuvs über die Höhen von Camaldoli bis zum Vorgebirge des Posilipp sich hinzieht, während er zur Linken an der Riesensphinx von Capri haftete, deren brauner Felsenleib düster aus den glänzendblauen Wogen aufsteigt: eine Scenerie, die, selbst ein herrliches Gedicht des Schöpfers, wie kaum eine andere geeignet war, die schlafenden Keime der Poesie in einer jungen Seele zu wecken und zu zeitigen.

Es war eine glückliche Zeit innigen trauten Familienlebens; aber sie ging rasch vorüber. Schon nach wenigen Jahren riefen Rücksichten des Dienstes den ältern Tasso wieder nach Salerno zurück, von wo er, durch Ehrgeiz wie durch pecuniäre Vortheile bewogen, seinem Herrn auf weiten Reisen nach dem Norden folgte, während Porzia mit den Kindern sich in den Schutz ihrer Verwandten nach Neapel begab: ein Entschluß, den sie später schwer bereuen sollte.

Inzwischen entwickelte sich das geistige Leben des kleinen Torquatillo, wie ihn der Vater liebkosend zu nennen pflegte, mit einer Schnelligkeit, mit der das körperliche Wachsthum kaum Schritt zu halten vermochte. Mit wunderbarer Leichtigkeit der Auffassung, lebhafter Wißbegier und einem trefflichen Gedächtniß eine glühende Phantasie und große Reizbarkeit des Gefühls

verbindend, begnügte er sich nicht wie andere Kinder, an seine Umgebung zahllose Fragen zu stellen über alles, was er sah, hörte und empfand: er versenkte sich in eigene Betrachtungen, schuf sich eigene Erklärungen und zog das Spiel mit den Bildern seiner Phantasie jedem andern vor. Mit jenem thörichten Unverstande, dem wir leider zu allen Zeiten begegnen, klatschten Freunde und Verwandte seinen originellen Aeußerungen Beifall und überhäuften ihn mit Ausdrücken des Lobes und der Bewunderung; die Aeltern selbst machten Staat mit ihm vor ihren Besuchen, weckten so die Eitelkeit des Kindes und förderten künstlich jene Frühreife, die, schon an und für sich meist eine krankhafte Erscheinung, sich im spätern Leben bitter zu rächen pflegt, sei es durch frühzeitigen geistigen Stillstand und Rückgang, sei es durch körperliche Schwäche und Kränklichkeit, vorzeitiges Welken und frühen Tod.

Zu einer Zeit, wo andere Kinder nur ihren fröhlichen gedankenlosen Spielen leben, war Torquato schon mit ernsten Studien beschäftigt. Mit vier Jahren lernte er Grammatik; mit sechs Jahren wußte er sich geläufig lateinisch auszudrücken; im achten war er einer der besten Zöglinge in der rhetorischen Klasse der Jesuitenschule in Neapel. In diesem Institut, dem damals der neapolitanische Adel mit Vorliebe seine Kinder zur Erziehung übergab, ging der Knabe plötzlich der goldenen Freiheit verlustig, die er bisher in so reichem Maße genossen hatte. Sein Geist wurde in jene strenge, aber zugleich einseitige und unnatürliche Zucht genommen, wie sie diese Anstalten bis auf den heutigen Tag überall charakterisirt. Von freier Entwickelung seiner Anlagen, von Anleitung zum Selbstdenken, von einem Studium der Wissenschaften um ihrer selbst willen als Geistesbildner und Wege zur Wahrheit war keine Rede. Wie jede Minute des Tages ihre festbestimmte Anwendung hatte, wie jede Bewegung, jedes äußere Thun fest vorgeschrieben war, so auch Worte und Gedanken. Das Selbstvertrauen, welches bei dem Knaben schon in besonders hohem Grade hervorgetreten war, wurde unterdrückt; sein Ehrgeiz wurde auf äußere Erfolge in seiner Klasse gerichtet; er mußte sich gewöhnen, alles auf

fremde Autorität hinzunehmen, die Form über das Wesen zu setzen, seinen Ruhm darin zu suchen, das ihm als unverbrüchliche Wahrheit äußerlich Gegebene durch sophistische Redekünste zu vertheidigen. Wenn es auch nicht gelang, seinen scharfen klaren Verstand vollständig auf die dürren Wege der jesuitischen Scholastik zu leiten, sein natürlich richtiges und lebhaftes Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne ganz zu ersticken oder nach den Zwecken des Ordens zu gestalten und zu modeln, so wurde doch durch diese Erziehung von Kindheit an in ihm der Grund zu dem Conflict gelegt, der sich durch sein ganzes späteres Leben hinzieht, zwischen dem frei aufstrebenden Geiste des Dichters und Philosophen und dem rhetorisch und sophistisch geschulten scholastischen Dogmatiker; zwischen dem kühnen philosophischen Denker, den kein Problem des Menschengeistes zu hoch dünkt, und dem Buchstabengläubigen, der in steter Furcht vor den Höllenstrafen und dem Verdammungsurtheil der Inquisition lebt.

Welche Mittel angewendet wurden, um ihn durch Befriedigung seines brennenden Ehrgeizes und Erhitzung seiner schon zu lebhaften Phantasie den Zwecken der Schule dienstbar zu machen, zeigt unter anderm, daß man ihm schon mit neun Jahren die Theilnahme am heiligen Abendmahl gestattete. Er selbst misbilligte das später entschieden, wenn er auch, während der geistigen und körperlichen Qualen seiner Gefangenschaft ganz einer mystischen Auffassung des Lebens und der Religion hingegeben, eine wunderbare wohlthätige Einwirkung auf sein Gemüth davon empfunden zu haben glaubte. „Wenn ich", sagte er in einem Briefe aus jener Zeit, „auch nicht loben will, daß man mich zum Sakrament zuließ zu einer Zeit, wo ich nicht wußte, was ein Sakrament war, so wage ich doch zu behaupten, daß ich, da sich aus den Wirkungen die Ursachen herleiten lassen, indem ich mich jetzt an das erinnere, was ich damals empfand, klar erkenne, wie ich den Sohn Gottes in meine irdischen Glieder aufgenommen hatte."

Bernardo Tasso war 1550 von seinen Reisen nach Neapel zurückgekehrt, um hier ganz der Erziehung seiner Kinder zu

leben. Aber sein Gönner wurde angeklagt und überführt, mit den Franzosen gegen die herrschende spanische Partei conspirirt zu haben, und Tasso war zu stolz und zu treu, um sich von seinem Herrn im Unglück loszusagen. So traf auch ihn das Verbannungsurtheil; sein Vermögen wurde confiscirt; er mußte sich von Gattin und Kindern trennen und hat die erstere nie wiedergesehen. Von allen Mitteln entblößt, konnte er kaum das eigene Leben in der Fremde fristen. Porzia mit ihren Kleinen blieb in Neapel bei herz- und mitleidlosen Verwandten, ohne Vermögen — selbst die Herausgabe ihrer Mitgift wurde ihr verweigert — und ohne Freunde in Noth und Elend. „Ihre Brüder", schreibt ihr Gatte, „sind nicht Brüder, sondern Todfeinde, keine Menschen, sondern grausame wilde Bestien, und ihre Mutter, die es mit den Söhnen hält, ist kein Weib, sondern eine höllische Furie."

Porzia flehte den Gatten an, sie zu sich zu nehmen. „Ich will selbst in der Hölle leben, wenn es noththut, nur nicht länger getrennt von dir." Aber Bernardo konnte erst nach drei Jahren aus Frankreich, wohin er hatte fliehen müssen, nach Rom zurückkehren, und auch jetzt noch weigerten sich Verwandte und Behörden entschieden, die Familie und ihr Vermögen aus Neapel zu entlassen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich wenigstens, der erstern in dem Nonnenkloster von San-Festo bei Neapel ein sicheres Asyl zu verschaffen. Aber die geistliche Behörde erklärte es alsbald für unthunlich, daß der strengen Klosterregel zuwider ein zehnjähriger Knabe mit den Himmelsbräuten unter einem Dache wohne. Porzia mußte sich von dem Sohne trennen, dessen Erziehung nun der Vater übernahm. Die Scheidestunde war eine unendlich schwere für die liebevolle, kaum von schwerer Krankheit erstandene Mutter. Thränen überströmten ihr Antlitz; eine düstere Ahnung beklemmte ihr Herz, sodaß sie verzweifelnd ausrief: „Ich sehe dich nie wieder!" Als Torquato 24 Jahre später, ein Flüchtling vor der Bosheit der Menschen und dem Dämon im eigenen Innern, trostlos umherirrte, trat das Bild jenes Abschieds wieder lebendig vor sein inneres Auge.

Me dal sen della madre empia fortuna
Pargoletto divelse. Ah! di quai baci
Ch' ella bagnò di lagrime dolenti
Con sospir mi rimembra, e degli ardenti
Preghi, che sen portar l' aure fugaci,
Ch' io giunger più non dovea volto a volto,
Fra quelle braccia accolto
Con nodi così stretti e sì tenaci.

(Als zartes Kind riß mich des Schicksals Tücke von dem Busen der Mutter. Ach! jener Küsse, die sie mit schmerzvollen Thränen benetzte, gedenke ich tiefseufzend, und jener glühenden Gebete, welche die flüchtigen Lüfte davonführten; denn nie sollte ich wieder, Antlitz an Antlitz gedrückt, in jenen Armen ruhen, von engen, festen Banden umschlossen.)

Kaum zwei Jahre nach dieser Trennung verhauchte Porzia, in herber Sehnsucht nach den fernen Geliebten sich verzehrend, ihren letzten Seufzer. Der einsame Gatte ergoß seinen Kummer und seine glühende Liebe zu der Verblichenen in bittere Klagerufe. Er glaubte fest, daß sie, binnen 24 Stunden gesund und todt, eines gewaltsamen Todes gestorben sei. In der Leidenschaft seines Schmerzes hielt er die unnatürlichen Brüder selbst eines Mordes fähig, um sich der Mitgift der Schwester zu bemächtigen. Die gerechtfertigte Erbitterung gegen Verwandte, die sich stets nicht nur als seine, sondern auch als ihre grimmigen Feinde erwiesen hatten, erklärt den entsetzlichen Verdacht, für den keinerlei Bestätigung vorliegt. Bald löste sich der wilde Schmerz und wurde zu milder Wehmuth:

Früh hat dich Gott, mein Liebling, emporgehoben zum Himmel,
Dort, wo die Thräne versiegt, wo jeder Seufzer verstummt....
.... Blicke nieder auf mich,
Der dich so innig geliebt und bitter beweinet
Deinen erlösenden Tod — bleibe mein schützender Geist!
Immer so liebreich, wie du mir im Leben nahe gewesen,
Rufst du von oben herab: Weine nicht! Baue auf Gott!

Zu dem Kummer um den Verlust der Gattin gesellte sich der schwere Druck materieller Noth und eigener Krankheit. Seine

dürftigen Subsistenzmittel reichten kaum hin, ihm und dem Sohne das Leben zu fristen. Physische und psychische Leiden erzeugten eine finstere Schwermuth; oft brach er in leidenschaftliche Klagen aus über die harte Welt und die Undankbarkeit der Menschen. Seine Briefe aus dieser Zeit erinnern lebhaft an die, welche sein Sohn zwanzig bis dreißig Jahre später schrieb, und der Gedanke liegt nahe, daß derselbe neben andern Zügen des väterlichen Geistes sowol das stete Streben nach dem Neuen und Bessern, die nie lange mit den gegenwärtigen Verhältnissen sich begnügende Rastlosigkeit, wie die unglückliche Anlage zur Melancholie und dem Mistrauen in die Menschen von dem Vater überkommen habe.

Trotz der schwer empfundenen Trennung von Mutter und Schwester, trotz der mannichfachen Entbehrungen, welche die bedrängten Verhältnisse des Vaters ihm auferlegten, verlebte Torquato in Rom glückliche Tage. In Gesellschaft eines jungen Vetters, der dem Oheim zur Erziehung übergeben war, wurde er von einem Manne unterrichtet, der nicht nur ein Gelehrter, sondern, was damals weit seltener war, auch ein tüchtiger Pädagog gewesen zu sein scheint. Von dem lästigen Zwange der Jesuitenschule und ihrer mechanischen Lehrmethode befreit, widmete er sich mit neuer Lust dem Studium der Grammatik, Rhetorik und Philosophie und las mit dem Vater die römischen und griechischen Classiker. Behielt auch die Religion ihren gebührenden Antheil an der Erziehung, so war doch von dem täglich stundenlangen gedankenlosen Gebeteplärren so wenig mehr die Rede wie von der Vorbildung zum geistlichen Stande, zu dem die Väter Jesu im stillen den hochbegabten Knaben bestimmt hatten. Bernardo Tasso war ein Humanist, und die Kirche war ihm „eine Zuflucht schwacher Seelen, die unfähig sind, die Wissenschaft zu pflegen“.

In den Mußestunden machte der junge Tasso mit dem neuen Kameraden lange Streifzüge durch das alte Rom und seine erinnerungsreiche Umgebung, mit echter Jugendlust, die ihm zuweilen auch zu tollen Streichen trieb, der neuen Freiheit genießend. Wie weit er auch jetzt in seiner geistigen Entwickelung

seinem Alter voran war, beweisen einige Briefe, die er an eine edle Römerin schrieb, sie um Hülfe für seinen leidenden und darbenden Vater anzuflehen; Briefe, in denen sich das gekränkte Rechtsgefühl und die warme Liebe zu dem Vater mit leidenschaftlicher Heftigkeit, aber zugleich mit einer Gereiftheit der Auffassung und einer Kraft und Klarheit der Diction kundthun, daß kaum jemand in dem Verfasser einen dreizehnjährigen Knaben vermuthen möchte. „Meinem Torquato", schreibt der Vater an einen Freund, „geht es vortrefflich, und er macht solche Fortschritte an Körper und Geist, daß ich hoffen darf, er werde einst durch sein Genie und seine Tüchtigkeit sich große Ehre und all das Vermögen erwerben, das mir die Tücke des Schicksals geraubt hat."

Eine drohende Belagerung Roms bewog Bernardo, die beiden Vettern in seine Heimatsstadt Bergamo zu senden. Von der Schwester seiner Mutter und andern Verwandten liebevoll und herzlich empfangen, von allen seiner Anmuth, seiner glänzenden Talente und seines reichen Wissens wegen bewundert, verlebte der Knabe hier eine schöne und ungetrübte Zeit, deren er oft in spätern trüben Tagen mit sehnsuchtsvollem Entzücken gedenkt. In dem Palast Tassi, in der pinienreichen Vorstadt Pignolo, wo er auch dreißig Jahre später wieder Ruhe und Erheiterung nach schwerem Leide suchte, fühlte er sich wieder einmal als Glied einer glücklichen, wohlhabenden Familie, machte werthvolle Bekanntschaften, wie die des spätern Cardinals Albano, der dereinst sein Gönner und Fürsprecher werden sollte, und fand Gelegenheit, seinen Geist in wissenschaftlichen Gesprächen mit gelehrten Männern zu üben. So ist es nicht zu verwundern, daß er stets eine Vorliebe behielt für Bergamo, „meines Vaters und somit meine eigene Heimat ... die edle lombardische Stadt voll schöner Wohnungen, voll Wohlhabenheit, hoher Bildung und lobenswerther Sitte, hervorragend in den Waffen wie in den Wissenschaften und allen edeln und gefeierten Künsten".

Bernardo Tasso hatte endlich bei dem Herzog Guidobaldo von Urbino eine ehrenvolle und einträgliche Stellung gefunden. Er berief den Sohn zu sich, und dieser sah sich plötzlich in eine

neue Welt versetzt, die ihn mit ihrem Glanze blendete und entzückte. Der Hof von Urbino war damals einer der glänzendsten Italiens; er sollte, hatte einst der Herzog ausgerufen, allen andern als Muster vorleuchten, es möge kosten, was es wolle. Der Verkehr der zahlreichen Edelleute und Damen unter sich und mit der fürstlichen Familie war ein ungezwungener; es herrschte der Ton der feinsten Gesellschaft der Renaissance. Herzog Guidobaldo gab Torquato seinem lebhaften und talentvollen, aber oberflächlichen und leichtsinnigen Sohne Francesco Maria zur Gesellschaft. Die jungen Leute schlossen sich eng aneinander, theilten ihre Mahlzeiten, ihre Spazierritte, ihre gymnastischen Uebungen, ihre Studien und ihre Lustbarkeiten. Der schöne, bevorzugte Knabe wurde ein Liebling des Hofes, zumal der Damen. Sein Ehrgeiz, seine Eitelkeit erhielten nur allzu reiche Nahrung; sein höchstes Streben war, das Muster eines echten Cavaliers zu werden. Zugleich sorgte aber der Vater, daß es auch nicht an ernsten Studien fehle. Der gelehrte Mathematiker Comandino machte ihn mit Pythagoras, mit Euklid und Archimedes bekannt und leitete ihn zu ernstem, selbständigem Forschen an. Dabei besuchte er eifrig die Sitzungen der Akademie, in denen unter des Herzogs Vorsitz sein Vater mit den übrigen Gelehrten des Hofes über die Unterschiede und Vorzüge der classischen und romantischen Dichtung disputirte. Zu jung, um sich an den Debatten betheiligen zu dürfen, beurtheilte er sie doch mit selbständigem Geiste; und im Gegensatz zu allem, was er hörte, stieg schon in dem Vierzehnjährigen jenes Ideal einer Verbindung romantischer und classischer Elemente auf, das später zur Signatur seines ganzen Dichtens werden sollte.

Bernardo Tasso war nach Venedig gegangen, um hier den Druck seines vollendeten Hauptwerks, des „Amadis“, zu überwachen. Zum Secretär der neugegründeten Akademie ernannt, ließ er im Mai 1559 Torquato nachkommen. Dieser betheiligte sich eifrig an den Sitzungen der Gelehrten, welche die mit rücksichtsloser Offenheit ausgesprochenen Ansichten Tassino's — des kleinen Tasso — wie sie ihn nannten, mit aufmunterndem

Wohlwollen anhörten. Der seltene Wissensreichthum des Funfzehnjährigen, dessen rastlose Studien ein ebenso treues wie rasches Gedächtniß unterstützte, mußte ihnen imponiren. Er vermochte nicht nur, lange Stellen aus den classischen Meisterwerken, sondern auch aus den philosophischen Schriften des Plato und Aristoteles wie ihrer Commentatoren wörtlich zu citiren und mit Verständniß darüber zu reden. Zugleich aber betrieb er das Studium der vaterländischen Literatur, vor allem Dante's, und schrieb sogar einen ästhetisch-kritischen Commentar der „Göttlichen Komödie". Es ist wunderbar, mit welchem durchdringenden Scharfsinn und zugleich mit welch tiefer Verehrung er in den Geist des großen Dichters eindrang, dessen eigenthümliche Wesenheit doch der seinigen so fern lag. Zeit seines Lebens hat er das unerreichte Meisterwerk der italienischen Poesie hoch über alle andern gehalten. „Das heilige Gedicht leidet in seiner Göttlichkeit keinen Vergleich mit irgendeinem andern." Ein noch vorhandenes Exemplar der „Divina Commedia" mit zahlreichen Randglossen von seiner Hand beweist nicht minder als die zahlreichen Anspielungen, ja zuweilen die wörtliche Anführung ganzer Verse in dem „Befreiten Jerusalem", wie vollständig er seinen Geist damit durchdrungen hatte.

Torquato war von dem Leben in Venedig und den eigenen Erfolgen entzückt; aber den weiter blickenden Vater befriedigten weder diese ästhetisch-philosophischen Studien noch das verführerische Hofleben in Urbino. Nur allzu gut wußte er aus eigener Erfahrung, auf wie schwankender Grundlage das Lebensglück desjenigen ruht, der ohne Vermögen sich auf den Erfolg seiner Feder oder die Gunst der Großen angewiesen sieht. Deshalb bestand er darauf, daß Torquato durch die Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf seine Zukunft auf einer solidern Basis aufbaue. Von einer Wahl konnte hier für den Edelmann keine Rede sein: da er die Tonsur für den Sohn verwarf, und dieser weder nach körperlicher noch geistiger Veranlagung zum Kriegsmann geeignet schien, ergab sich die Jurisprudenz von selbst. Torquato gehorchte ohne Widerstreben und widmete sich von seinem siebzehnten Jahre an auf der Universität Padua zunächst nicht

ohne Eifer und guten Willen dem Studium beider Rechte. Aber er vermochte den Pandekten so wenig Geschmack abzugewinnen wie zwei Jahrhunderte später sein großer Zunftgenosse in Straßburg. Zwar erwarb er früher als dieser die hochgeschätzte Würde eines Doctors beider Rechte; aber schon nach einem Jahre war ihm die ganze Jurisprudenz gründlich zuwider. „Ich bin sehr im Zweifel“, äußerte er später, „ob die Rechtskenntniß überhaupt den Namen einer Wissenschaft verdient“, und in seinem Jugendepos, dessen Composition er immer von neuem durch die trockenen Rechtsdeductionen seiner Lehrer und das Corpus juris unterbrochen sah, ruft er unwillig aus:

Undankbare Studien, von deren Bürde erdrückt
Ich andern unbekannt, mir selbst zur Last, daniederliege!

Desto eifriger widmete er sich der Philosophie. Die Universitäten waren damals, wo die kirchliche Reaction gegen die reformatorische Bewegung, die auch Italien mächtig ergriffen, bereits längst die Oberhand erlangt hatte und die Ketzer mit Feuer und Schwert ausrottete, noch Asyle freier Forschung und Lehre. An die Unverbrüchlichkeit der kirchlichen Dogmen durfte man freilich auch hier nicht rühren; desto freier bewegte man sich, bald an Plato, bald an Aristoteles, ja sogar an Demokrit und Epikur anknüpfend, auf dem philosophischen Gebiete. Tasso hörte in Padua die Vorträge des Aristotelikers Piccolomini, der, die Lehren seines großen Meisters mittheilend und commentirend, ihre Unvereinbarkeit mit der katholischen Orthodoxie, ja mit dem Christenthum überhaupt, einfach ignorirte, und die des kühnen Materialisten Pendasio, der mit scharfer Logik den Beweis der Vergänglichkeit aller Dinge, die menschliche Seele nicht ausgeschlossen, führte. Sein klarer Verstand konnte nicht umhin, die Deductionen des letztern überzeugender zu finden; aber in seiner Seele lag, ganz abgesehen von den ihm von Kindheit an eingeimpften Glaubenssätzen, das tiefste religiöse Bedürfniß: er mußte glauben, wollte er nicht an der Welt und sich selbst verzweifeln. So begann in ihm jener schwere Kampf, jenes qualvolle Ringen zwischen dem skeptischen Verstande und dem

gläubigen Gemüthe, dem kein denkender und fühlender Mensch ganz entgeht. Wohl dem, welchem sich die quälenden Zweifel endlich zu wenigstens subjectiver Gewißheit in dem einen oder dem andern Sinne lösen! Torquato Tasso ist nie ganz zu diesem Ziele gelangt; denn die leidenschaftliche Hingabe an den alten Glauben, die uns in seinem spätern Leben entgegentritt, war nur eine Folge der Verzweiflung an den Resultaten des eigenen Denkens, an der Erfüllung der Aufgabe, die Räthsel des Daseins durch eigene Geisteskraft zu lösen.

Weder Jurisprudenz noch Philosophie konnten dem Feuergeiste des jungen Studenten genügen. Während er den Vorträgen des geistreichen Professors der Beredsamkeit, Sigonio, und wie in Venedig den Disputationen über classische und romantische Poesie lauschte, befestigte sich in ihm selbst mehr und mehr die Ueberzeugung, daß das Ideal der modernen Dichtkunst nur durch eine Versöhnung und Verschmelzung beider Elemente zu erreichen sei. Und wie er zugleich im eigenen Innern immer deutlicher das geheimnißvolle Weben des Genius empfand, der mit lebendigem Flügelschlag zum Licht hervorzudringen strebte, erwachte in ihm die stolze Hoffnung, daß er selbst berufen sei, dieses Ideal zu verwirklichen. Mehr und mehr erfüllte dieser Gedanke sein ganzes Wesen und krystallisirte sich rasch zu festen Gestalten. Binnen zehn Monaten schuf der Achtzehnjährige das Heldengedicht „Rinaldo", dessen Stoff er der Sage von den vier Haimonskindern, zumal dem „Regnault de Montauban" Huon de Villeneuve's entnahm.

Noch vielfach in der Nachahmung seiner classischen Vorbilder, zumal Virgil's, befangen, weiß er sich doch mit wunderbarem Aneignungstalent das Fremde zurechtzulegen und gleichsam zu dem Seinigen zu machen. Mangel an Einheit der Composition, Ungleichartigkeit der Theile, Ueberschwenglichkeit des Ausdrucks, allzu große Redseligkeit, Häufung von Bildern und Gleichnissen, unsichere Charakterzeichnung — Fehler, die fast allen sehr jugendlichen Dichtern gemein sind, treten uns auch hier entgegen. Dagegen bewundern wir die Leichtigkeit der Versification und des Reims, die sinnliche Schönheit der Darstellung, die wunderbare,

gleichsam instinctive Kenntniß des menschlichen Herzens, die Fülle und Wahrheit der Empfindung, die in reichem, vollem Strome aus seinem Innern hervorbricht und sich wie von selbst in die schöne Form gießt, ohne eine Spur jener sauern Arbeit, welche uns so oft und allzu deutlich in den Dichtungen seiner spätern Jahre entgegentritt.

Tasso entfernte sich im „Rinaldo", wie er selbst sagt, von den Modernen, d. h. von Ariost, hielt sich aber auch nur so weit an die Regeln des Aristoteles, als ihre strenge Befolgung der beabsichtigten Wirkung nicht hinderlich erschien und ihm selbst nicht die Lust am Dichten, seinem Publikum nicht die am Lesen raubte. Unbeirrt von allen Schulmeinungen, kein absolutes Vorbild anerkennend, sollte das Gedicht allein der Verwirklichung der reinen Schönheit gewidmet sein. Daß er mit demselben noch weit von diesem angestrebten Ideale entfernt sei, verhehlte sich der jugendliche Poet keineswegs; dennoch berauschte und entzückte ihn natürlich der Beifall, den das rasch bekannt werdende Manuscript überall, selbst bei ernsten Kritikern fand, und der auch den anfangs widerstrebenden Vater nöthigte, in die Herausgabe desselben zu willigen. Nun war es vorbei mit der Jurisprudenz. Vergeblich hatte einst Petrarca's Vater dem Sohne Virgil und Cicero ins Feuer geworfen; vergeblich wollte der alte Ariost den seinen „mit Sporen, ja mit Spießen und Lanzen" dazu zwingen, die Pandekten statt der Gesten und Fabliaux zu studiren, und hielt ihn mühselig jahrelang dabei fest: naturam furca expellas — das mußte auch Bernardo Tasso erfahren und sich in das Unvermeidliche ergeben. „Sich dem glühenden Wunsche des Jünglings widersetzen zu wollen", schreibt er, „der wie ein übervoller Bergstrom seinem Ziele zueilt, wäre vergebliche Mühe."

Das Gedicht war gedruckt, aber der klingende Lohn blieb aus. Der Vater konnte mit seinem knappen Einkommen dem Sohne nur die nothwendigsten Subsistenzmittel gewähren. Die Dürftigkeit drückte den stolzen und lebenslustigen Jüngling, der auf viele Freuden und Annehmlichkeiten Verzicht leisten mußte, welche seine besser situirten Commilitonen genossen. So erschien

es ihm wie eine Erlösung, als Cardinal Cesi, von Pius IV. mit der Neuausstattung und Hebung der Universität Bologna betraut, den Dichter des „Rinaldo", dessen Name schon von Mund zu Mund ging, dorthin berief und ihm ein anständiges Einkommen zusicherte. In Bologna war Tasso nicht mehr Schüler: er nahm gleichsam eine Mittelstellung zwischen Lehrenden und Lernenden ein, nur verpflichtet, durch geistiges Schaffen der Universität zur Zierde zu dienen.

In der That ließ er es an wissenschaftlicher und literarischer Thätigkeit nicht fehlen. Er hielt öffentliche Disputationen über philosophische Gegenstände, bereitete ein Werk über das Heldengedicht vor, entwarf den Plan zu seinem „Gottfried", skizzirte die ersten Gesänge desselben und studirte zugleich mit unermüdlichem Eifer die Werke der Philosophen des Alterthums wie die der mittelalterlichen Scholastiker. Der Ruhm und die Begünstigung des jungen Poeten verfehlten nicht, Neid und Misgunst zu erwecken, und der unvorsichtige, übermüthige Jüngling machte es seinen Gegnern leicht, über ihn zu triumphiren. Ohne Ansehen der Person vertheidigte er seine Meinungen gegen jedermann und griff die Fehler und Schwächen, die er in Schriften wie an Personen wahrnahm, rücksichtslos mit den schärfsten Waffen des Verstandes und des Spottes an, auch der ältern Professoren, ja selbst seines Gönners, des Cardinals Cesi, nicht schonend. Eine allgemein, und wol nicht mit Unrecht, ihm zugeschriebene Satire, die um so empfindlicher verletzte, weil sie bittere Wahrheiten enthielt, zog ihm eine Anklage wegen Schmähung öffentlicher Autoritäten zu. Seine Wohnung wurde durchsucht, seine Papiere confiscirt. Sich in Bologna nicht mehr sicher glaubend, floh er über Mantua, wo er vergeblich den Vater suchte, nach Modena, und von hier nach kurzem Aufenthalt weiter nach Castelvetro, von wo er an den Cardinal einen Brief schrieb, der, viel mehr eine heftige Anklageschrift wegen der ihm widerfahrenen Behandlung als eine Vertheidigung, nicht geeignet war, seine Lage zu bessern. Der Cardinal entzog ihm sein Jahrgehalt; von einer Rückkehr nach Bologna konnte nicht mehr die Rede sein.

In Castelvetro wie später in Correggio wurde Tasso von der befreundeten Familie der Rangoni herzlich empfangen und festlich bewirthet, zumal von der edeln Claudia, die er uns als eine der schönsten und hervorragendsten Frauen ihrer Zeit schildert. Aber schon nach wenigen Tagen folgte er freudig der Einladung Scipio Gonzaga's, Mitglied der von demselben eben gegründeten Accademia degli Eterei in Padua zu werden. Scipio, ein Verwandter der bekannten Herrscherfamilie in Mantua, damals bereits ein hochangesehener Gelehrter, hatte dem jungen Tasso schon früher sein Wohlwollen bezeigt und blieb, als er später zu den höchsten Würden der Kirche gelangte, der standhafte Freund und Gönner des Dichters bis zu seinem Tode. Die Akademie der Aetherischen war eine jener damals in jeder größern Stadt Italiens bestehenden Gesellschaften, in welchen, allerdings meist unter höchst seltsamen Namen und Formen, Philosophie, Literatur und Sprachwissenschaft eifrige Pflege fanden. Einzelne derselben, wie die durch ihre Leistungen für die italienische Sprache berühmte Accademia della Crusca in Florenz, haben ihre Existenz durch alle Wechselfälle der Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit hinübergerettet.

Mit jugendlichem Eifer betheiligte sich Tasso an den Arbeiten der Akademie und an den gelehrten Discussionen ihrer Mitglieder. Aber bei ihren lebhaften philosophischen Streitigkeiten stellte er sich weder entschieden auf die Seite der Aristoteliker noch auf die der Anhänger Plato's. Wie er selbst weder die scharfe Logik und den gesunden Empirismus des Stagiriten noch die religionsphilosophischen Ideale und den poetischen Schwung des athenischen Philosophen entbehren mochte, so liebte er es, beide, in denen er die höchsten Repräsentanten der Philosophie für alle Zeiten erblickte, wenn auch von verschiedenen Punkten ausgehend und verschiedene Wege wandelnd, doch zu denselben Idealen strebend und gelangend sich zu denken und darzustellen. Weit mehr noch aber beschäftigte ihn wie schon vordem der Streit zwischen der classischen und romantischen Schule in der Poesie. So vollständig und neidlos er die hohe Vollendung Homer's und Virgil's anerkannte; so hoch er Ariost

verehrte, „dem den Lorberkranz des höchsten Siegers zu entreißen ebenso schwer sein würde, wie dem Hercules die Keule zu rauben“: so vermochte er doch weder in der Ilias und Aeneis noch in dem „Rasenden Roland“ das unbedingte Muster für alle nachgeborenen Dichter zu erkennen. Mehr und mehr reifte in seinem Geiste der Gedanke, den er schon im „Rinaldo“ einigermaßen zu verwirklichen gestrebt, in einer Synthese des classischen und romantischen Princips das wahre Ideal der Dichtung hinzustellen. So entstanden die „Dialoge über die Dichtkunst, zumal das Heldengedicht“: ein Werk, in dem wir ebenso sehr die Kunst des Stils und die lebendige Klarheit der Darstellung wie die Originalität der Gedanken und die für einen Jüngling fast unglaubliche Reife des Urtheils bewundern. Er selbst stellte die Schrift, die wenigstens anfangs mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, am höchsten unter allem, was er je geschrieben, nächst seinem großen Epos, und wurde nicht müde, sein ganzes übriges Leben hindurch daran zu feilen. Die letzte, um das Doppelte vermehrte Bearbeitung gab er erst ein Jahr vor seinem Tode heraus.

Unter den zahlreichen Freunden, die sich Tasso in Padua erworben, stand der Mantuaner Stephan Santini seinem Herzen am nächsten, wie er ihm auch in seinem ganzen Wesen und Streben am meisten verwandt war. Von hohen Geistesgaben, edler Gesinnung und reichem Wissen, war Stephan Santini trotz seiner Jugend zum „Fürsten der Aetherischen“ erwählt worden. Da raffte ihn ein hitziges Fieber rasch dahin. Selbst mit blutendem Herzen und in Thränen gebadet, suchte Tasso die unglückliche Mutter zu trösten, mit der er am Sterbebette des Freundes stand. „Ich wünschte“, heißt es in der schönen Trauerrede, die er dem Verstorbenen hielt, „seine Freundschaft als die eines um mannichfacher Tugenden willen bewundernswerthen Menschen; er verschmähte die meinige als die des Bewunderers seiner Verdienste nicht, und wie das Band gegenseitiger Freundschaft durch freie Wahl geknüpft und immer enger geschlungen ward, so soll es selbst der Tod des einen nicht lösen oder auch nur lockern.“

II.

So sehr sich Tasso auch in Padua geehrt und gefeiert sah, sehnte er sich doch bald nach einem Wechsel des Aufenthalts, theils wegen der Beschränktheit seiner materiellen Mittel, theils weil ihm das stille und einförmige Leben der Universitätsstadt nicht genügte. So folgte er freudig der mit Einwilligung des Herzogs Alfons von dem Bruder desselben, dem Cardinal Luigi d'Este, dem er den „Rinaldo“ gewidmet hatte, an ihn ergehenden Aufforderung, als sein Cavalier an dem Hofe von Ferrara zu leben. Vergeblich entwarf ihm ein Freund seines Vaters, der Philosoph und Dichter Sperone Speroni, ein Mann, der das Hofleben nur allzu gut aus eigener Erfahrung kannte, ein düsteres Bild höfischen Treibens; vergeblich fügte er warnend hinzu: „Du besitzest zu viel Geist, um nicht eine Flut gehässiger Leidenschaften gegen dich heraufzubeschwören.“ Von Mantua aus, wo er den Vater aufgesucht, um dessen Zustimmung und Segen zu seiner neuen Stellung zu erlangen, und wo ihn ein plötzlicher heftiger Krankheitsanfall längere Zeit zurückhielt, traf er am letzten Tage des October 1565 in Ferrara ein, wo man eben mit den großartigen Vorbereitungen zu dem Vermählungsfeste des Herzogs Alfons mit der Erzherzogin Barbara von Oesterreich beschäftigt war. So war der Schritt geschehen, welcher für Tasso's ganze Zukunft entscheidend werden sollte.

Es ist mehr als zweifelhaft, ob Tasso, wäre er bei seinem ursprünglichen Studium geblieben, je ein tüchtiger praktischer Jurist geworden wäre; aber mit dem Aufgeben dieser Laufbahn war seinem Leben die sichere materielle Basis entzogen. Ein armer Edelmann und Poet hat immer und überall eine schwierige Stellung im Leben und in der Gesellschaft; zu Tasso's Zeiten aber war es geradezu unmöglich, von dem Ertrage seiner Feder zu leben und dabei seine Unabhängigkeit zu behaupten. Der Literat von Beruf in dem Italien des 16. Jahrhunderts konnte nur an dem Hofe eines der zahlreichen kleinen Fürsten gedeihen, die es als einen kostspieligen, aber unvermeidlichen

Luxus betrachteten, sich mit einem Kreise von Dichtern und Gelehrten zu umgeben, und die eine Ehre darin suchten, ihre Standesgenossen durch die Zahl und den Glanz solcher literarischen Sterne zu überbieten. Das Los dieser gelehrten und poetischen Höflinge — sei es daß sie ein bestimmtes Amt bekleideten, das dann freilich in der Regel eine Sinecure war, oder daß sie einzig von der Gnade ihres fürstlichen Gönners lebten — war meist nur ein glänzendes Elend; was schlimmer war, die abhängige Stellung, die unvermeidliche Schmeichelei gegen den Herrn, dem sie leib- und geisteigen geworden waren, vernichtete die Selbständigkeit des Denkens, untergrub die Moral, zerstörte die Manneswürde, würdigte Wissenschaft und Kunst zu servilen Werkzeugen der Tyrannei und des Despotismus herab und rief unter den Rivalen, welche um die Gunst der Fürsten buhlten, die elendesten und kleinlichsten Intriguen hervor. „Man muß", sagt der Dichter Guarini, „am Hofe sein Schiff mit Klugheit zu steuern wissen, den Weihrauch ebenso wie die Verstellung und Verleumdung stets bereit haben, knechtischen Gehorsam nie verweigern. Magst du immerhin im Rechte sein, du darfst die Bestechung nicht verschmähen, sonst wirst du nie Gerechtigkeit erlangen."

Einen charakteristischen Typus dieser Gattung von Höfen bot Ferrara, wo die Familie Este herrschte. Um den Herzog Alfons, seinen Bruder, den Cardinal Luigi, und seine beiden Schwestern Lucrezia und Leonora kreiste außer den Hofleuten von Beruf ein ganzer Planetenschwarm von Gelehrten, Dichtern und Künstlern. Es herrschte das üppigste Leben: alles vereinigte sich in dem einen rastlosen Streben, stets neue Genüsse, stets neue raffinirte Lustbarkeiten zu erfinden. Selbst Wissenschaft und Kunst verfolgten im Grunde nur das eine Ziel, Sinne, Geist und Gemüth in steter Spannung zu halten, in steter Abwechselung zu ergötzen. Neben dem keineswegs vernachlässigten materiellen herrschte ein geistiger Epikuräismus, der mit zwingender Nothwendigkeit auf die Länge ebenso erschlaffend wie demoralisirend wirken mußte. Während die Hofgesellschaft bald das Stadtschloß, bald eine der Villen des

Herzogs bewohnte, wechselten Theater, Concerte, Jagden, Turniere mit gelehrten Disputationen, dichterischen Productionen und frommen Uebungen, welche doch selbst meist keinen andern Zweck verfolgten, als den Vergnügungen durch den Gegensatz erst den erforderlichen Hautgout zu verleihen, abgesehen davon, daß die Theilnahme an denselben als zu den gesellschaftlichen Pflichten der höhern Klassen (der respectability, wie sich ein Engländer unserer Tage ausdrücken würde) gehörig betrachtet wurde. Daß, indem der Hof und seine Schmarotzer praßten, das unglückliche Volk aus einer Hungersnoth in die andere gerieth, daß, da alle Aemter, die der Richter nicht ausgenommen, käuflich waren, von einer vernünftigen und wohlwollenden Verwaltung so wenig die Rede sein konnte wie von unparteiischer Handhabung der Gerechtigkeit, kam weiter nicht in Betracht. Recht und Unrecht waren diesen kleinen Despoten leere Begriffe, die Achtung der Menschenwürde bei ihren Untergebenen eine lächerliche Zumuthung; Glück und Unglück eines Menschen fiel nicht ins Gewicht, wo es ihre Launen oder Interessen zu befriedigen galt, und mit einem Menschenleben, das ihnen im Wege stand, pflegten sie wenig Umstände zu machen. Drohte einmal der allzu nagende Hunger, die schlummernde Bestie in den „Enterbten des Volks“ zu entfesseln, so warf man ihnen rasch ein Stück Brot zu, und die Armen priesen den freigebigen Fürsten, der ihnen von den ihrem Schweiße ausgepreßten Reichthümern ein Almosen darreichte.

Wir wollen nicht behaupten, daß Alfons von Este schlimmer gewesen sei als viele andere Fürsten seiner Zeit; er war noch lange kein Cäsar Borgia. Aber mit Recht schildert ihn uns Leopold Ranke als einen Volksbedrücker, absolutistisch und gewaltsam in seinen Anordnungen, vergnügungssüchtig und eifersüchtig auf jeden Schein von Macht. Er war launisch, argwöhnisch und unerbittlich grausam unter der Maske der Humanität und Freundlichkeit, doppelzüngig, habgierig und verschwenderisch, äußerlich eine bigote Frömmigkeit zur Schau tragend, ein grimmiger Feind der Ketzer, der die eigene Mutter, die edle Renata von Anjou, verbannte, weil sie, eine Freundin

Calvin's, zum Protestantismus neigte. Heute überhäufte er seine Günstlinge mit Ehren und Auszeichnungen; morgen ließ er sie hinrichten oder schickte sie in die Verbannung, wie jenen eine Zeit lang allmächtigen Minister, den tückischen Feind Tasso's, Antonio Montecatino, den unser vaterländischer Dichter zu der schönen Gestalt des klaren, verständigen und im Grunde wohlwollenden Staatsmanns verklärt hat.

Die Unvereinbarkeit einer Wesenheit wie die des Herzogs Alfons mit der des jungen Tasso, die Unmöglichkeit, daß das Verhältniß zwischen ihnen lange ein befriedigendes bleiben konnte, springt auch dem Kurzsichtigsten in die Augen. Dort der schon an Jahren weit überlegene Mann, versteckten und verschlossenen Wesens, vorsichtig, oft zweideutig in seiner Rede, ein unterwürfig ehrerbietiges Auftreten von seiner Umgebung verlangend, ein Mäcenas allerdings, aber einer, der die demüthige Anerkennung jeder geringsten Wohlthat zur stillschweigenden Bedingung macht — hier der feurige, phantasiereiche Jüngling, das Herz stets auf der Zunge tragend, leichtgläubig, ohne Menschenkenntniß, allzu geneigt, jeden, der ihm nahte, mit Liebe zu umfassen und sich von ihm geliebt zu glauben, allen Menschen mit einem Vertrauen entgegenkommend, das doch bei dem leisesten Verdacht in ein oft kaum besser gerechtfertigtes Mistrauen umzuschlagen bereit war, dabei in stolzem Selbstvertrauen überzeugt, daß er, der Lieblingssohn der Muse, durch seinen Umgang, mit wem es auch sei, mehr Ehre gebe als Ehre empfange. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß zwei solche Menschen in nicht allzu langer Zeit feindlich aufeinanderprallen würden, und ebenso wenig, sowol in Betracht ihrer äußern Stellung wie ihrer innern Wesenheit, welches von diesen beiden Gefäßen als das zerbrechlichere bei dem Zusammenstoße zerschellen mußte.

Zunächst freilich kam von dem allen noch nichts zum Vorschein: dem jungen Cavalier leuchtete im Gegentheil ein neuer Lebenshimmel voll strahlender Klarheit entgegen. Von hohem und schlankem Wuchse, mädchenhaft zartem Teint, regelmäßigen Zügen, mit vollem braunen Haupt- und Barthaar, tiefblauen Augen, denen das schwache und kurze Gesicht nichts von ihrem

schwärmerischen Ausdruck zu nehmen vermochte, von stolzer, freier Haltung, beweglichem Mienenspiel, mit der Gabe, seinen Gedanken und Gefühlen den lebhaftesten Ausdruck in einer fließenden, bilderreichen Sprache zu verleihen, der, wie wenigstens seine Gönnerinnen behaupteten, ein ihm selbst höchst verdrießliches leichtes Anstoßen mit der Zunge nur noch eine besondere Anmuth verlieh, fand der gefeierte Dichter des „Rinaldo“ den schmeichelhaftesten Empfang bei der fürstlichen Familie. Der Herzog bewillkommnete ihn auf das freundlichste, hielt ihn, wie er selbst sagt und glaubt, mehr wie einen Freund als einen Cavalier des Hofes, „zeigte ihm die Zuneigung nicht eines Herrn, sondern eines Vaters und Bruders, überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen jeder Art, nahm ihn als steten Begleiter mit auf seine Lustschlösser, seine Landpartien, seine Jagden, zum Neide seiner Nebenbuhler, zur Freude seiner Freunde“. Die Prinzessinnen kamen ihm aufs leutseligste entgegen, zogen ihn allen andern Cavalieren des Hofes vor und gaben ihm die unzweideutigsten Beweise ihrer Bewunderung und ihres Wohlwollens. Dem Beispiele des Fürsten folgte natürlich der Schwarm der Höflinge: von allen Seiten überhäufte man ihn mit Schmeicheleien; vor allen umdrängten ihn die Frauen, welche nicht nur an dem schönen Jüngling in der kleidsamen schwarzen Tracht, die er, wohl wissend wie gut sie ihm stand, nie ablegte, Gefallen fanden, sondern auch begierig waren, ihre Schönheit und ihren Geist von ihm besungen und verewigt zu sehen.

Der arglose Jüngling glaubte das Paradies auf Erden gefunden zu haben. Ferrara erschien ihm „wie eine wundervoll gemalte, lichtstrahlende Bühne voll tausend leuchtender Gestalten“. „Es ist“, ruft er aus, „als sei ich in einen Zauberpalast versetzt, in dessen Hallen himmlische Göttinnen, schöne Nymphen, neue Linus und Orpheus umherwandeln.“ Entlockte doch die begeisterte Schilderung seinem dem Tode nahen Vater den Ausruf: „Du Glücklicher, der du in einem Eden lebst, um schnell zum Empyreum, dem höchsten Feuerhimmel, emporzufliegen!“

Wie ein Schmetterling von Blume zu Blume fliegend, wandte er bald der einen, bald der andern Schönheit in dem reichen Frauenkranze des Hofes seine Huldigungen zu, und besang ihre geistigen und körperlichen Reize in so entzückten und hochfliegenden Ausdrücken, daß den Leser oft ein leiser Zweifel überkommt, ob nicht hinter den bis in das Lächerliche übertriebenen Lobpreisungen ein ironischer Sarkasmus verborgen liege. So nennt er Lucrezia Bendidio, deren wir noch ferner zu gedenken haben werden, eine wahre Sirene in Gestalt einer Göttin, in einem Meere lebend, das aus den Thränen ihrer Anbeter gebildet ist, und dem auch seine Augen gleich zwei Strömen ihren Tribut darbringen; so entzündet sich seine Seele an den Flammenblitzen ihres Auges, dieser Sonne, die keinen Winter kennt. Anfangs widmet er den Schönen nur eine schüchterne Verehrung aus der Ferne; aber man kommt ihm viele Schritte entgegen: so wird er allmählich kühner und eilt bald von Sieg zu Sieg. „Laßt uns die Rose pflücken am lachenden Morgen dieses Tages, dessen Heiterkeit bald sich umwölket; laßt uns die Rose der Liebe pflücken, laßt uns lieben, solange wir durch Liebe Gegenliebe gewinnen können!"

Aber diese entzückte Stimmung dauert nicht lange. Bald genug mußte er empfinden, wie seine Erfolge, deren er sich arglos rühmte, tausend Intriguen neidischer Nebenbuhler gegen ihn wachriefen. Wohl mochten ihm da die Worte seines großen Vorgängers Ariost einfallen, der einst, an demselben Hofe lebend, die gleichen Erfahrungen machte und, so trefflich er sich selbst auf das Schmeicheln verstand, doch eine so abschreckende Schilderung von dem „Schmarotzergeschmeiß" entwirft („Rasender Roland", XL, 4):

.... So dort die Schmeichler, Kuppler, Wollustknaben,
Spione, Gecken, die an Höfen blühn,
Gewöhnlich dort weit besser angeschrieben
Als die, so Redlichkeit und Tugend lieben ....
.... An Höfen, wo Verrath und Tücke wach,
Wo Herzlichkeit und Liebe sind geschwunden
Und nur verstellte Freundschaft wird gefunden ....

Wo man in ernsten und in leichten Dingen
Nie spricht ein wahres unverstelltes Wort....
Denn ob der Schein auf Lieb' und Frieden deute,
Sind anders doch Herz und Gemüth gesinnt.

Der betäubende Weihrauchduft der Schmeicheleien, der hohle Prunk des Hoflebens, die flüchtigen monotonen Liebeleien mit den Hoffräulein, die innere Unwahrheit und Oberflächlichkeit dieses ganzen Treibens ließen bald, nachdem der erste Rausch der entzückten Sinne und der befriedigten Eitelkeit verflogen war, ein peinliches Gefühl geistiger Leere und Unbefriedigung in dem hochgemuthen Dichter zurück. Er sehnte sich nach einer idealen Liebe, der er sein ganzes Innere zeigen und weihen könnte, die, sein Gemüth mit heiliger Flamme erleuchtend und erwärmend, ihn begeistern sollte bei der Schöpfung der hohen Gestalten des Heldengedichts, das vor seinem Geiste schwebte und das, wie eine stolze Hoffnung ihm zuflüsterte, den Ruhm der Gesänge Homer's und Virgil's wie Ariost's überstrahlen werde. Nichts war natürlicher, als daß er dies Ideal bei den beiden Prinzessinnen suchte, um die, wie um zwei Sonnen, alle kleinern Sterne des Hofes kreisten. Beide öffneten ihm täglich den Zugang zu ihren Gemächern und verkehrten mit ihm wie mit einem lieben Freunde. Er las ihnen seine Arbeiten vor, setzte ihnen seine ästhetischen Principien auseinander und erklärte ihnen Virgil und Homer, während sie ihn mit Gesang und Lautenspiel unterhielten.

Beide waren längst über ihre erste Jugend hinaus; selbst die jüngere hatte das dreißigste Jahr schon vollendet. Die ältere, Lucrezia, war nicht schön, wußte sich aber trefflich zu kleiden und durch königliche Haltung, feine Bildung und gewandte Rede zu imponiren. Von ihrem Charakter und ihren Handlungen weiß die Geschichte nicht viel zu rühmen. Nicht durch gleiche Sittenlosigkeit des Lebens, wohl aber durch manchen Charakterzug, vor allem durch harte Selbstsucht und Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Recht anderer, selbst ihrer nächsten Verwandten, erinnert sie an ihre berüchtigte Namensschwester aus dem Hause der Borgia. Ebenso wie diese aber war sie

den höfischen Dichtern die Herrlichste der Herrlichen, die leuchtende Sonne, die Stadt und Land mit ihrem Glanze erfüllte. Auch Tasso, von ihrer hoheitsvollen Erscheinung und ihrer freundlichen Herablassung wie von vielen Beweisen ihrer Huld geblendet, „welche mir eine Kühnheit gaben, die ich nie aus mir selbst geschöpft haben würde“, besingt sie in den höchsten Tönen. Sie ist seine Rathgeberin, seine Fürsprecherin bei dem Bruder; sie schließt sich täglich stundenlang mit ihm ein, um sein Epos zu hören. „Wenn ich lebe, wenn ich athme, wenn ich Verse oder Prosa zu schreiben hoffe, die nicht misfallen, so ist das alles vor allem ihr Verdienst.“ Aber es ist nicht Liebe, was er ihr gegenüber empfindet. „Das beglückende Licht, das aus den engelgleichen Augen strahlt“, soll sein Gemüth nur beruhigen und erheitern, ihre edeln Eigenschaften sein Herz zu Gott erheben; er sieht in ihr nur den reinen Geist, der, vom Himmel herabgekommen, sich zum Himmel zurücksehnt.

Anders erscheint, der durchaus verschiedenen Wesenheit der beiden Frauen entsprechend, sein Verhältniß zu der jüngern Schwester. Hochbegabt, mit einer wunderbaren Mischung scheinbar höchst disparater Eigenschaften, von schlankem, biegsamem Wuchse, schwächlich und häufig leidend, bleich und von zarter Anmuth im Ausdruck der Züge wie in ihren Bewegungen, nicht ohne ideales Streben, durch das Verdienst der trefflichen Mutter gleich der Schwester vielseitig und gründlich gebildet, selbst der classischen Sprachen und ihrer Meisterwerke kundig, fähig, mit eindringendem Verständniß über Philosophie und Kunst zu reden, voll tiefen Gefühls und mit so entschiedener Neigung zu religiöser Schwärmerei, daß sie dadurch soll von der Ehe zurückgehalten worden sein, besaß Leonora doch zugleich einen so scharfen Verstand und so hellen Blick für das wirkliche Leben, daß sie sogar in einer kritischen Zeit die Leitung der Staatsgeschäfte übernehmen durfte. Mit Recht läßt der Dichter die Freundin zu ihr sprechen: „Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks; der Reiz besticht dich nicht; die Schmeichelei schmiegt sich vergebens künstlich an dein Ohr; fest bleibt dein Sinn und richtig dein Geschmack, dein Urtheil gerad; stets ist dein Antheil

groß am Großen, das du wie dich selbst erkennst.“ Auch ruhige Beobachter, wie der venetianische Gesandte Monolesso, erkennen ihren königlichen Geist und ihre fleckenlose Tugend willig an. Die sanfte Traurigkeit, die auf ihren Zügen lagerte, die Neigung zur Melancholie und religiösen Schwärmerei, auch eine gewisse Ungleichheit des Wesens selbst mochten ihren Grund nicht nur in der physischen Constitution Leonora's, sondern auch in der traurigen Geschichte ihrer Jugend haben. Schon früh hatte sie unter dem hauptsächlich aus entgegengesetzten religiösen Richtungen entsprungenen Zerwürfniß ihrer Aeltern zu leiden; als sie noch nicht 19 Jahre zählte, wurde sie mit der Schwester von dem Vater aus den Armen der geliebten Mutter gerissen und in ein Kloster gebracht, wo man sie lehrte, diejenige, welche sie bisher als das Ideal der Frauentugend verehrt hatte, die, wie der Dichter singt, mit allem geschmückt war, was die edelsten Frauen aller Zeiten und Länder je Schönes und Gutes besaßen, als eine Verruchte und zu den ewigen Höllenstrafen Verdammte zu betrachten.

Ueber Tasso's Verhältniß zu der Prinzessin hat sich eine besondere Literatur und ein eigener Mythenkreis gebildet. Während die einen ihn von glühender Leidenschaft für Leonora erfüllt sehen und in dieser Liebe den einzigen Grund seines spätern Unglücks erblicken, behaupten andere, er habe ihr nur eine ideale Verehrung entgegengebracht; seine wahre Flamme sei anfangs ihre Hofdame Lucrezia Bendidio, später die Gräfin Leonora Sanvitale gewesen. Während die einen wiederum ein weitgehendes Verständniß zwischen Tasso und der Prinzessin annehmen, wollen andere diese nur als herablassende, später tief beleidigte und erzürnte Gönnerin gelten lassen. Da von schriftlichen Documenten nur Tasso's überschwengliche Gedichte und einzelne vieldeutige Stellen seiner Briefe, sichere beweisende Thatsachen aber gar nicht vorliegen, da zugleich die Aeußerungen der Zeitgenossen, der Freunde wie der Feinde des Dichters und der Fürstin, sich vielfach widersprechen, so ist es unmöglich, ein vollkommen klares Bild des ganzen Verhältnisses zu erhalten. Daß der schwärmerische Jüngling, der doch zugleich sehr dazu geeignet und

angethan war, sich auch von dem Glanze der Geburt und Stellung blenden zu lassen, alsbald von glühender Verehrung für die hohe Dame erfüllt wurde, in deren Wesen ihm mehr als ein dem eigenen Gemüth verwandter Zug entgegentrat, leidet keinen Zweifel. Die überschwenglichen Ausdrücke in den an sie gerichteten Sonetten und Canzonen gehören allerdings der Mode und dem Geschmacke der Zeit an und finden sich ganz ebenso in den an die Bendidio und Sanvitale gerichteten wieder; bei einzelnen aber bricht durch die Zurückhaltung und Ehrfurcht, mit der er zu der hohen Dame redet, der Ton wirklicher echter Leidenschaft hindurch. Die Reife der Schönheit des um fast ein Jahrzehnt ältern Mädchens war nach bekannter Erfahrung nur geeignet, den empfänglichen Jüngling noch stärker anzuziehen.

Was Tasso ihr nicht direct sagen durfte, das legte er seinen Helden in den Mund. Nach dem übereinstimmenden Urtheil der Zeitgenossen wie nach des Dichters eigenen Andeutungen sind Olinto und Sophronia in der schönen, aber der Haupthandlung sehr fern liegenden Episode des „Befreiten Jerusalem" zweifellos Tasso und Leonora. Ihr Verhältniß tritt uns klar vor Augen in der Strophe (II, 16):

So reizend Sie, so sehr ist Er bescheiden,
Voll Wunsch, an Hoffnung arm, fern von Begier.
Zu reden bang, erträgt er still sein Leiden,
Wenn nicht verschmäht, doch unbemerkt von ihr.
So hat der Arme längst für sie geschmachtet,
Die ihn nicht sieht, nicht kennt, vielleicht verachtet.

Der schwärmende Jüngling will lieber für die im stillen Angebetete oder auch mit ihr vereint den Feuertod sterben, als ohne sie weiter leben; „so liebt er die unliebende Geliebte". Als sie dann beide an den Marterpfahl gefesselt sind, und Olinto in glühende Liebesklagen ausbricht:

Zu sehr hat uns das Schicksal einst geschieden,
Zu sehr im Tode gönnt es uns Verein...

deutet Sophronia, ihn freundlich ernst zurechtweisend, mit schwärmerischer Begeisterung auf die hohen Sphären hin, wo die irdische Liebe aufhört:

O sieh den schönen Himmel! Sieh die Sonne
Sie tröstet uns und winkt zu höh'rer Wonne.

So Sophronia, so die Prinzessin. Neben der religiösen Schwärmerei des Mädchens, das nichts von irdischer Liebe hören will, deuten jene Verse: „Zu sehr hat uns das Schicksal einst geschieden“ und „Die ihn nicht sieht, nicht kennt, vielleicht verachtet“, zugleich auf einen andern, vielleicht entscheidenden Grund hin, welcher es von dem liebeglühenden Jüngling fern hielt.

Der Kampf, den Ehrfurcht und Liebe im Dichter kämpfen, tritt uns deutlich vor die Seele, wenn er ausruft: „Im ersten Augenblick, wo ich dich erblickte, flog dir mein Herz in glühender Liebe zu, und wenn die Ehrfurcht es fesselte, wenn sie versuchte, es in einen Stein zu verwandeln — was half es? Immer von neuem fühle ich den Pfeil der Liebesglut in der Seele.“

Sie besingt er als seine Muse; um ihretwillen will er die Welt mit seinem Ruhm erfüllen. „Der Scythe und Libyens glühende Wüste sollen deinen schönen Namen hören.“ Auch in seinen Briefen spricht er aus, daß das „Befreite Jerusalem“ ihren Namen unsterblich machen solle, daß der Gedanke an sie ihn dazu begeistert habe.

III.

Mit glühendem Schaffensdrang, voll begeisterter Zuversicht auf den Erfolg ging Tasso an die Ausarbeitung seines großen Gedichts, dessen Idee seit Jahren in ihm nach fester Gestaltung rang, das seine poetischen Principien verwirklichen und der Neuzeit ein Werk liefern sollte, wie sie noch kein ähnliches besaß. Aber die Arbeit erlitt vielfache Unterbrechungen. Im Spätsommer 1569 rief ihn eine Schreckensbotschaft nach Ostiglia, wo sein Vater, von plötzlicher schwerer Krankheit überrascht, in den traurigsten Verhältnissen, von allen Mitteln entblößt, auf

dem Sterbebette lag. „Am 4. September endete nach schwerem Kampfe das lange mühselige und kummervolle Leben meines Vaters.“ Innigste Liebe hatte beide im Leben verbunden und der Sohn war lange untröstlich über den unersetzlichen Verlust. Die lateinische Grabschrift aus seiner Feder, welche wir noch besitzen, hat ihre Bestimmung nie erreicht: trotz aller Anstrengung vermochte Torquato nicht, die Mittel zu einem würdigen Denkmal zu beschaffen. Was ihm die Ungunst des Geschicks versagte, ersetzte er in anderer Weise, indem er des Vaters letztes, Bruchstück gebliebenes Werk, den „Floridante“, vollendete und herausgab, und das rühmliche Andenken des Verewigten gegen alle Gegner und Verkleinerer vertheidigte.

Gegen das Ende des Jahres 1570 ging der Cardinal Luigi d'Este, der in Frankreich große Besitzungen hatte, mit einer Mission seines Bruders betraut, wol auch um im Falle einer römischen Sedisvacanz Frankreichs mächtige Stimme für sich zu gewinnen, an den Hof Karl's IX. und nahm Tasso in seinem Gefolge mit. Luigi d'Este hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet nicht aus innerm Beruf, sondern weil es Sitte war, daß sich aus den jüngern Söhnen fürstlicher Geschlechter die hohen Würdenträger der Kirche rekrutirten. Das weltlich frivole Treiben der zum Theil, wie Luigi selbst, noch im Jugendalter stehenden Cardinäle erregte oft genug den Spott der Laien, gab den Frommen schweres Aergerniß und machte den Päpsten selbst das Leben sauer. Luigi d'Este aber genoß sogar unter seinen Standesgenossen eines schlimmen Rufs. Im Gegensatz zu seinem äußerlich gefälligen Wesen wird uns sein Charakter mit den düstersten Farben geschildert. Von gewaltthätigem Sinne, verdorbenen Sitten, ohne Treue und Glauben, stets in politische Ränke verwickelt, lag er zugleich fast immer mit den eigenen Angehörigen im Kriege. Schon einige Zeit vor seiner Abreise aus Ferrara hatte er ein intimes Verhältniß mit einer Hofdame seiner Schwester Leonora angeknüpft, jener Lucrezia Bendidio, einer verheiratheten Machiavelli, deren Schönheit wir auch Tasso begeisterte Huldigung darbringen sehen. Aus den uns erhaltenen Briefen, welche die Dame an ihren Liebhaber

richtete, geht hervor, daß sie sich ihm mit Leib und Seele ergeben, und daß der Cardinal keinen Grund hatte, Tasso aus Eifersucht, wie man hat behaupten wollen, aus ihrer Nähe zu entfernen. Ob mit dem „Mann mit dem weißen Barte“ und mit „dem Mann, welcher dichtet“, die in diesen Briefen öfters erwähnt werden, wirklich der Minister Pigna, als Hofmann und Dichter ein Nebenbuhler Tasso's, und der letztere selbst gemeint seien, ist nicht mit Sicherheit zu erkennen; noch weniger läßt sich aus einigen kurzen und vieldeutigen Anspielungen derselben, wie man mehrfach versucht hat, ein vertrautes Verhältniß zwischen Tasso und Prinzessin Leonora nachweisen. Dagegen scheint der Cardinal allerdings von Paris aus den Bruder auf die Gerüchte aufmerksam gemacht zu haben, die in Ferrara betreffs eines solchen Verhältnisses im Schwange seien. War ein solches Gerücht, von dem sonst nirgends die Rede ist, wirklich vorhanden, oder war es blos Bosheit gegen die Schwester, mit der er öfters in Unfrieden lebte, obgleich er nach ihrem Tode von seiner unendlichen Liebe zu ihr redet? Und ist es wirklich Tasso, auf den Herzog Alfons hindeutet, wenn er später in einem scharf verweisenden Tone an die Schwester schreibt: „Ich bitte Sie, sich reiflich zu berathen und mit Personen zu umgeben, die Ihren Dienst mehr lieben, als sie bisher gethan haben, damit Sie den eingeschlagenen Weg nicht zu bereuen haben, und ich mich nicht um meiner Ehre willen in die Nothwendigkeit versetzt sehe, an Dinge zu denken, die sehr verschieden sind von dem, was ich zu Ihrem Besten im Sinne gehabt habe!“ Nach allem, was wir sonst von dem Verhältniß der Geschwister wissen, scheinen es mehr Geld- als Liebesangelegenheiten gewesen zu sein, um die es sich zwischen Alfons und Leonora handelte. Die letztere lebte stets in bedrängten und sehr abhängigen Verhältnissen, bis ihr der Tod Renata's durch die bedeutende mütterliche Erbschaft eine freiere und unabhängigere Stellung verschaffte. Ein jeder Versuch, aus diesem und ähnlichem kümmerlichen und unsichern Material ein unerlaubtes Verhältniß zwischen Tasso und Leonora herausconstruiren zu wollen, muß nothwendigerweise kläglich scheitern. Vor der

Abreise nach Frankreich machte Torquato sein Testament, in dem er verordnete, daß nur seine Liebesgedichte veröffentlicht, die übrigen mit ihm begraben und alle seine Habseligkeiten verkauft werden sollten, um von dem Erlös dem Vater ein würdiges Grabdenkmal zu setzen. Sollte etwas fehlen, so empfiehlt er dem Testamentsvollstrecker, sich an Prinzeß Leonora zu wenden, „die aus Liebe zu mir, wie ich fest vertraue, freigebig sein wird".

Zwei Monate lang waren die Reisenden nach der französischen Hauptstadt unterwegs. Tasso kam mit einer sehr hohen Meinung von den Franzosen nach Frankreich; hoffte er doch, wie er sich ausdrückt, hier seinen idealen Gottfried von Bouillon gleichsam in leiblicher Gestalt zu finden. Innerlich stets mit seinem Gedicht beschäftigt und den großen Stoff im Geiste bewegend, schrieb er die Stanzen in den Gasthöfen am Wege, ja sogar auf dem Rücken seines Pferdes nieder. Ganz besonders ergiebig in dieser Beziehung erwies sich ein längerer Aufenthalt in der reichen, seinem Herrn gehörigen Abtei Chaalis unweit des Parks von Ermenonville, wo zwei Jahrhunderte später Jean Jacques Rousseau seine letzten Träume träumte. Die dichterische Thätigkeit hinderte ihn jedoch keineswegs, zugleich mit scharfem Auge Menschen und Dinge um sich her zu beobachten. Aber weder die einen noch die andern entsprachen dem idealen Bilde, das er sich von ihnen entworfen hatte, wenn er auch mit mancher bedeutenden Persönlichkeit des damaligen Frankreich in Berührung kam, und mit dem Dichter Ronsard, den er sehr hoch stellte, sogar ein enges Freundschaftsbündniß schloß. Vom Könige und den Großen des Hofes als der Sänger und Verherrlicher der französischen Helden des ersten Kreuzzuges mit Auszeichnung empfangen und wie gewöhnlich anfangs durch diesen Empfang und durch die ihn umgebende Pracht geblendet, mußte er doch bald den tiefen Verfall der Sitten am Hofe, der sich unter gleisnerischem Prunk und heuchlerischer Frömmigkeit nur schlecht verbarg, wie die furchtbare Zerrüttung der Staats- und Gesellschaftszustände erkennen. Schwärmerisch begeistert für eine echte und reine Religion, zugleich ein guter Katholik, deshalb die

Wiederherstellung der kirchlichen Einheit und das Ende der Ketzerei herbeiwünschend, aber alles das nur zu idealen selbstlosen Zwecken, zur Verwirklichung der höchsten Aufgaben und Ziele der Menschheit, mußte er sehen, daß es sich hier im letzten Grunde um reine Machtfragen handelte, bei denen die Religion mehr Mittel als Zweck war; daß man, um weltliche Vortheile zu erreichen, auch vor dem Bündnisse mit den Feinden der Kirche nicht zurückschreckte, „daß sich die Guisen wie die Navarresen an die Religion nur aus Staatsraison anklammerten". Der scharfen Kritik, die er in seiner später erschienenen Rede „Ueber den Aufstand in Frankreich" an diesen Zuständen geübt hat, gab er auch schon während seines Aufenthalts in Paris rückhaltslosen Ausdruck. Er bezeichnet Karl IX. als einen schwachsinnigen und feigen Frömmler, der besser thäte, statt seiner zur Schau getragenen Bußübungen gute Gesetze zu geben und eines Königs würdige Thaten zum Besten seines Volks zu vollbringen; ja, er scheute sich nicht, in Bezug auf diesen Monarchen die Worte niederzuschreiben: „Der König, der sich irgendeinen andern Zweck vorsetzt als das Wohl seiner Unterthanen, ist kein guter König, so legitim er auch sein mag .... Wenn aber der Fürst nicht gut ist, kann er beseitigt werden, und dann muß der gute Bürger das Wohl des Vaterlandes dem Wohl dessen voranstellen, der dasselbe ungerecht regiert." Er erkannte deutlich die Gefahr, die Frankreich aus diesem wilden Kampfe der Parteien um die Herrschaft erwuchs, und obwol er sich offen für Gewissensfreiheit aussprach, verlangte er doch, schon im Sinne Richelieu's, die consequente Unterdrückung der Hugenotten, weil sie nicht sowol eine religiöse als vielmehr eine politische Partei seien, die das Land im Zwiespalt erhalte und mit dem Untergang bedrohe. Zugleich aber forderte er eine gründliche Reform der Sitten und der Gesetzgebung im Sinne wahrer Volkswohlfahrt.

Wie immer, misfiel Tasso's offener und strenger Tadel, der auch des eigenen Herrn nicht schonte, um so mehr, je begründeter er war. Der König war tief beleidigt, der Adel gab seinem Unwillen über den unverschämten jungen Hofpoeten offenen Ausdruck, der es wage, als öffentlicher Censor aufzutreten; die

Pariser im allgemeinen, die er „über alle andern hinaus erbärmliche Menschen" nannte, hatten wenig Grund, ihm wohlzuwollen. Cardinal Luigi ertheilte ihm einen scharfen Verweis über sein allzu kühnes Auftreten, und Tasso, tief verletzt und nicht gewillt, seiner aufrichtigen Ueberzeugung Schweigen aufzuerlegen oder gar sie zu verleugnen, erbat und erhielt in ziemlich ungnädiger Weise die Erlaubniß, nach Italien zurückzukehren. Er begab sich zunächst nach Rom, wo er im Januar 1572 nach einjährigem Aufenthalt in Frankreich anlangte, und wo er mit seinem Gönner und Freunde von Bergamo her, dem Cardinal Albano, zusammentraf. In seine bisherige Stellung als Hofcavalier des Cardinals Luigi wieder einzutreten, empfand er nach den Erfahrungen, die er kürzlich gemacht, und nach seiner genauern Kenntniß von dem Charakter dieses Mannes keine Neigung, selbst wenn dieser damit einverstanden gewesen wäre. So wartete er in Rom den Ausgang der Verhandlungen ab, die er schon von Paris aus theils direct, theils durch Freunde in Italien mit dem Hofe von Ferrara eingeleitet hatte. Lucrezia und Leonora waren seine Fürsprecherinnen, und nach kurzer Zeit erhielt er von dem Herzog Alfons eine schmeichelhafte Aufforderung, verbunden mit der Zusage einer standesgemäßen Versorgung, ohne Amt und Dienst an seinem Hofe nur den Musen zu leben.

Tasso war entzückt. Auch diesmal fehlte der treue Eckart nicht, der in Gestalt eines alten Freundes seines Vaters vor dem glatten Boden des Hofsalons, vor den Intriguen der Höflinge, vor den Fallstricken, die seiner, des Arglosen und Unbesonnenen, dort harrten, eindringlich warnend ihm zurief: was du für Gold und Edelgestein hältst, ist eitel Blendwerk, Glas und gemeines Metall! Aber die wohlmeinende Stimme des vielerfahrenen Mannes verklang ungehört. Noch war Tasso voll glänzender Hoffnung, voll hingebenden Vertrauens. Die Zeit war nicht mehr fern, wo er nach herben Enttäuschungen aller Art in das entgegengesetzte Extrem umschlagen sollte.

Zunächst freilich ging alles nach Wunsch. Von dem Herzog zum ständigen Tafelgenossen gemacht, von ihm und Leonora —

die ältere Schwester hatte sich inzwischen mit dem Herzog Francesco Maria von Urbino, dem Jugendgespielen Tasso's, vermählt — stets aufs freundlichste empfangen und aufs vertraulichste behandelt, rühmt er selbst, daß ihm keine Gnade versagt worden sei, um die er gebeten habe. Mit dem größten Interesse hörten sie jedes neue Gedicht, jeden vollendeten Gesang des „Gottfried“ an, dessen Strophen jetzt in reicher Fülle aus seiner hochgestimmten Seele quollen. Doch der wolkenlose Freudenhimmel trübte sich rasch. Nicht nur erweckten seine großen dichterischen Erfolge, die Auszeichnungen und Gunstbezeigungen, die ihm zutheil wurden, Neid und Misgunst unter den Höflingen und seinen Zunftgenossen: die Demüthigungen, die er ihnen in dem literarischen Wettstreit zu bereiten liebte, der Spott und die Satire, mit denen der rücksichtslose und übermüthige Günstling der Musen und des Hofes nicht kargte, vergrößerten mehr und mehr die Zahl seiner offenen und heimlichen Gegner und boten ihnen bald auch Handhaben, seine fürstlichen Gönner und Gönnerinnen gegen ihn einzunehmen. Tasso wollte keine andern Götter neben sich dulden: es schien ihm unerträglich, daß andere die Gunst und das Vertrauen des Herzogs in gleichem oder höherm Maße genossen, daß Leonora neben den seinen auch die Verse eines Pigna und Guarini anhörte und lobte. Seine wiederholten, aber wenig gerechtfertigten Klagen erscheinen bald lästig; er erblickt ernste, unzufriedene Mienen; da wird er unruhig, unsicher, seine Stimmung wechselt rasch: es zeigen sich schon die ersten Symptome jener traurigen Krankheit, die sein Leben vergiften sollte. Noch aber sind das rasch vorübergehende Intermezzos; dazwischen rafft er sich stolz auf, beschließt, sich auf sich selbst zu stellen, nur in den Schöpfungen seiner Kunst Befriedigung zu suchen, durch den hohen Flug seines Genius Neider und Rivalen zu beschämen und aus dem Felde zu schlagen. Ein neuer dichterischer Gedanke gewinnt Gestalt in ihm: darzustellen, wie die treue, ausdauernde, opferwillige Liebe des Mannes auch die härteste Sprödigkeit eines Frauenherzens zu besiegen vermöge, und es entsteht innerhalb weniger Monate der „Amyntas“, eine Hirtenfabel, wie der

Dichter selbst sie nennt, eine dramatische Idylle, wie wir sie bezeichnen möchten.

Der „Amyntas“ ist eine ideale schwärmerische Liebesgeschichte, ein Spiegel der Seele und Stimmung des Dichters, nicht der äußern Welt der Wirklichkeit, voll echter Begeisterung, voll hinreißender Lebhaftigkeit und Zartheit des Gefühlsausdrucks. Das liebeerfüllte Gemüth des Helden sieht in der Welt nur die Geliebte; er trägt sie mit sich empor in ideale Regionen, wo auch sie seine glühende Liebe verstehen lernt, von der er ihr solche unwiderstehliche Proben gibt, daß er ihre Sprödigkeit überwindet und Gegenliebe erzwingt.

Sind Amyntas und Sylvia Tasso und Leonora? Ein äußerer Beweis dafür ist nicht zu erbringen, aber die innere Wahrscheinlichkeit ist groß. Daß die Sehnsucht nach dem geliebten Wesen, die der Dichter in den feurigsten Tönen besingt, kein bloßes Product der Phantasie, sondern der Ausdruck tiefsten eigenen Empfindens ist: das ist ebenso unzweifelhaft, wie daß die herbe, mit einem Zug religiöser Ascese und Schwärmerei gemischte jungfräuliche Sprödigkeit, mit der Sylvia den glühenden und doch schüchternen Liebhaber wiederholt zurückweist, Leonorens Wesen trefflich widerspiegelt. So betrachtet, erscheint das Gedicht, in dessen erotische Ergüsse sich zugleich in wunderlicher Weise polemische Ausfälle gegen die unter dem Namen Mopso personificirten Gegner des Dichters mischen, als ein echtes Gelegenheitsgedicht im Goethe'schen Sinne.

Amyntas und Olinto gelangen schließlich an das ersehnte Ziel: beide gewinnen nach schwerem Kampfe und harten Prüfungen Herz und Hand der Geliebten. Hat Tasso für sich erhofft, was er seinen Helden zutheil werden läßt? In Augenblicken ruhigen Besinnens gewiß nie. Den Gedanken an eine eheliche Verbindung verboten die Verhältnisse und der dynastische Stolz der Fürstenfamilie unbedingt; den Gedanken, die Geliebte ohne eine solche zu besitzen, wenn er denselben je gehegt haben sollte, Leonora selbst. Gewiß aber hat den Dichterjüngling seine alle Schranken überspringende Phantasie im Verein mit seinem stolzen, ja überstolzen Selbstgefühl, das ihn Schiller's Wort:

„Es soll der Dichter mit dem König gehen", noch überbietend, einst ausrufen ließ: „Der Dichter steht doch wol höher als der Fürst", in seinen Zukunftsträumen oft genug an Leonora's Seite versetzt. Seine Liebe war schwerlich eine rein platonische, von vornherein auf jeden Besitz verzichtende, wenn auch die Geschichte von dem Kusse und der Umarmung, bei welcher der Herzog die Liebenden überrascht haben soll und die auch Goethe zur Herbeiführung der Katastrophe benutzt hat, längst als eine Erfindung ohne jede thatsächliche Grundlage erkannt ist. Aber solche Zukunftsbilder waren vorüberfliehende Momente einer Verzückung, aus der ihn die rauhe Wirklichkeit, der Hohn seiner immer zahlreicher werdenden Gegner, der Argwohn und die Ungnade des Herzogs, die vornehme Kühle der Prinzessin selbst rasch genug herausreißen mußten. Denn dafür, daß Leonora wirkliche Gegenliebe für ihn empfunden habe, besitzen wir auch nicht den Schatten eines Beweises. Sie war ihm eine freundliche Beschützerin, eine wohlwollende Vermittlerin zwischen ihm und dem Herzog; sie war stolz darauf, die begeisternde Muse und die Heldin seiner dichterischen Schöpfungen zu sein; sie ließ sich von ihm besingen und anbeten, ja sie konnte sogar Eifersucht zeigen, wenn er eine andere Dame des Hofes oder die eigene Schwester in allzu feurigen Tönen besang: weiter ging sie nicht, sei es daß sie aus Stolz ihre Liebe verbarg, sei es daß in ihrem Herzen, dem jede sinnliche Leidenschaft zu fehlen schien, ein solches Gefühl überhaupt nicht Wurzel zu schlagen vermochte; denn auch von einer Neigung der Prinzessin zu einem andern weiß weder die Chronique scandaleuse des Hofes noch irgendein gleichzeitiger Schriftsteller, der ihrer gedenkt, zu berichten.

„Amyntas" hatte ungeheuern Erfolg. Blitzschnell flog er über die Halbinsel, überall Tasso's Ruhm verkündend, er hob den Dichter von neuem in den Augen Alfonso's und brachte die Gegner vorübergehend zum Schweigen. In Ferrara wurde das Drama bald nach seiner Vollendung unter rauschendem Beifall von Dilettanten aufgeführt, ebenso in Casteldurante, der Residenz

Lucrezia's von Urbino, wohin sich Tasso auf Bitten der Herzogin begeben hatte. Die Herzogin war nicht glücklich in ihrer Ehe: von ihrem Gatten vernachlässigt, von ihren Umgebungen und Unterthanen wenig geliebt, von steifer Etikette in ihrer Freiheit gehemmt, sehnte sie sich nach Ferrara zurück und empfing den alten Freund mit großer Herzlichkeit. Ihre Huld und Liebenswürdigkeit begeisterten ihn zu einem seiner schönsten Sonette. Er vergleicht sie darin in ihrer frühern Jugend einer Knospe, die in jungfräulicher Schamhaftigkeit den Busen noch nicht den heißen Strahlen des Tages geöffnet, während sie jetzt im Lichte der hochgestiegenen, stärker flammenden Mittagssonne die volle Glut des reichen Blätterschmucks erschlossen hat.

War es eine Regung von Eifersucht, welche diese in Ferrara höchlich bewunderten Verse, diese enthusiastische Huldigung, in Leonora's Herzen erweckten, oder war es jenes in Ferrara von Tasso's Feinden verbreitete Gerücht, daß er die Augen zu ihr zu erheben wage, ja, daß sie selbst nicht gleichgültig gegen seine Liebe sei, oder war es eine directe Warnung seitens des Herzogs, was die Prinzessin veranlaßte, sich in auffallender Weise von Tasso abzuwenden, sich misbilligend über ihn zu äußern und den süßlichen Versen Guarini's mit größerer Aufmerksamkeit zu lauschen? Die Kunde davon, rasch zu Tasso's Ohren gebracht, erfüllte ihn mit Bitterkeit; deutlich genug bricht seine gereizte Empfindlichkeit unter der Hülle höfisch demüthiger Formen in einem Briefe an die Prinzessin hervor. Aber gleich schlägt die Stimmung seines beweglichen Gemüths wieder um; die Angst, durch seine Vorwürfe die Gunst der geliebten Herrin ganz verscherzt zu haben, erpreßt ihm die Worte: „Um Gnade bittend, erhebe ich flehend die Hände und biete die waffenlose Brust dar."

Im September 1573 kehrte er, vom urbinatischen Hofe mit Gunstbezeigungen überhäuft, nach Ferrara zurück. Trotz eines äußerlich freundlichen Empfanges wollte sich das alte Verhältniß nicht wiederherstellen. Sein blindes Vertrauen in die hohe und einzige Gunst der fürstlichen Familie war erschüttert, während seine allzu hoch geschraubten Ansprüche, seine Vorwürfe, der

stete Wechsel in seiner Stimmung: „bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt", nur allzu geeignet waren, die Gefühle seiner Gönner gegen ihn, die längst nicht mehr die alte Wärme hatten, noch mehr zu erkälten. Vergeblich sucht er den alten Frohsinn, die alte Schaffensfreudigkeit wieder zu gewinnen. Begierig, sich auf allen Gebieten der Poesie zu versuchen, auf allen seine Meisterschaft zu erweisen und dadurch Freunden und Feinden zu imponiren, schuf er im Jahre 1574 eine Tragödie: „Galealto, König von Norwegen", die er, nachdem sie in ihrer ersten Gestalt ohne seine Zustimmung 1581 in Venedig veröffentlicht worden war, erst zwölf Jahre später ganz umgearbeitet unter dem Titel „Torrismondo" herausgab. Aber jener erste, obwol skizzenhafte Entwurf übertrifft durch Leichtigkeit, Natürlichkeit und poetischen Reiz der Darstellung bei weitem diese spätere Bearbeitung, die nur allzu deutlich die Spuren der mühseligen Arbeit des kranken Dichters an sich trägt.

Tasso hatte sich für die Form seines Trauerspiels Sophokles' „König Oedipus", den er für das weitaus vollkommenste aller Dramen erklärt, zum Muster genommen. Den Inhalt bildet der Conflict zwischen Pflicht und Leidenschaft, zwischen Freundschaft und Liebe. Aber Tasso war kein dramatischer Dichter. Seinen an und für sich gut gewählten und dankbaren Stoff energisch zusammenzufassen, seine Figuren objectiv zu gestalten, sie von sich abzulösen und ihnen ein eigenes Leben einzuhauchen, die Thatsachen sich in klarer Handlung rasch entwickeln zu lassen, uns den ehernen Schritt des Schicksals durch das Menschenleben greifbar und erschütternd vor die Augen zu führen, war ihm nicht gegeben. Er erzählt, wo er darstellen sollte; die Handlung, durch lange Reden und Schilderungen unterbrochen, entfaltet sich nicht mit innerer Nothwendigkeit: sie ist verwickelt, voller Unwahrscheinlichkeiten, und schreitet durch eine Fülle kleiner Zufälligkeiten mühselig zur Lösung des Knotens fort. Lyrisch-didaktische Elemente überwiegen; die Chöre sind entschieden elegischer Natur, und über dem letzten in der zweiten Bearbeitung zumal, der wol erst in Sant' Anna ent-

standen ist, liegt eine tiefe Schwermuth gebreitet; wir glauben darin die angstvollen Seufzer zu vernehmen, die aus dem gequälten Herzen des Dichters emporsteigen.

IV.

Im Sommer des Jahres 1574 folgte Tasso dem Herzog nach Venedig, um dort den von Polen kommenden neuen König von Frankreich, Heinrich III., zu begrüßen. Während man seine Thronbesteigung mit den tollsten Lustbarkeiten feierte, zog man zugleich, Bußpsalmen singend, in langen Trauergewändern in Procession durch die Straßen, die Todtenfeier für seinen Vorgänger zu begehen: das eine wie das andere mit jenem übertriebenen, dem feinern Gefühl und Geschmack unserer Zeit tief widerstrebenden Pomp äußerer Schaustellung von Freude und Trauer, wie jene Epoche ihn liebte. Vielleicht war es dies angreifende und ungesunde Leben selbst in Verbindung mit der fieberschwangern Luft der Lagunen, was Tasso auf das Krankenlager warf, wenn auch gewiß der Keim des Leidens, das ihn von dieser Zeit an nie wieder vollständig verlassen sollte, schon länger in ihm lag. Ein schweres Wechselfieber ergriff ihn, das ihn acht Monate lang mit täglichen Anfällen heimsuchte und auf die zarte Constitution des Dichters tief zerrüttend einwirkte. „Ich liege im Bette", schreibt er bei einem spätern Rückfall, „und bezahle die Schuld eines jeden Jahres. Ich bin dermaßen von Fieber, Schmerzen und Dumpfheit des Kopfes geplagt worden, daß ich fast am Leben verzweifelte." Mit der Krankheit zugleich entwickelt sich Schritt für Schritt jene Unzufriedenheit mit sich selbst und seiner Umgebung wie jene innere und äußere Unstetigkeit, die ihn zu keinem ruhigen Genießen mehr kommen läßt. Ist es gewiß, daß die hohe Gunst, in der er sich am Hofe zu Ferrara gesonnt, ihm zumal unter den servilen, ehr- und goldgierigen Literaten viele Neider und heimliche wie offene Feinde geschaffen hatte, zu denen in erster Linie die einflußreichen Minister Pigna und Montecatino gehörten; ist es kaum zu bezweifeln, daß dieselben alle Mittel anwandten, um

den Herzog und die Prinzessinnen gegen ihn einzunehmen, indem sie seine vielen unbedachten Aeußerungen denselben übertrieben und entstellt hinterbrachten: so tritt uns doch zugleich in Tasso jetzt mehr und mehr jenes krankhafte Mistrauen gegen seine ganze Umgebung entgegen, das, aus den wiederholten Täuschungen seines frühern allzu großen Vertrauens auf die Menschen wie aus allzu empfindlichem und hochgesteigertem Selbstgefühl entspringend und in seiner durch die Krankheit überreizten Phantasie fortwuchernd, ihn Gespenster am hellen Tage erblicken ließ. Selbst die alten bewährten Freunde wurden ihm verdächtig; in jedem Diener erblickte er einen verkappten Spion, der ihn belauscht und hinter seinem Rücken seine Geheimnisse erforscht, sein Zimmer, sein Pult erbricht, ihm die liebsten und wichtigsten Schriftstücke entwendet. War es da zu verwundern, wenn nicht nur der Herzog Alfons, sondern auch Leonora, der ewigen Klagen, Bitten und Vorwürfe, mit denen er sie bestürmte, müde, sich von ihm zurückzogen, ihm eine kältere, strengere Miene zeigten?

Immer mehr verdüsterte sich seine Stimmung; vergeblich rang er danach, den Alp von sich abzuschütteln und in erneuter dichterischer Thätigkeit die alte Freudigkeit und Seelenheiterkeit wiederzugewinnen. Was ihn früher seine Armuth, seine Abhängigkeit, seine Kränklichkeit hatte vergessen lassen, was ihn emporgehoben hatte über das glänzende Elend, in dem er lebte, über die steten Reibungen mit den Nebenbuhlern und dem Herzog selbst: das innere geistige Zusammenleben mit den hochgemuthen Helden und den lichten Frauengestalten, die seine Phantasie erschuf, jene wunderbar gehobene Stimmung, welche den großen Künstler, solange er an seinem Werke schafft, über die Misère des Alltagslebens hinaushebt, war vorüber: das „Befreite Jerusalem“ war im wesentlichen vollendet. Es war, als ob damit ein Schleier von seinen Augen fiele, durch den er bisher seine Umgebung in trügerisch-idealer Beleuchtung erblickt hatte. Auch sein Verhältniß zu Leonora erschien ihm jetzt in einem andern Lichte: die Illusion, wenn sie je anders wirklich vorhanden war, daß der Stolz der Fürstin, die herbe Kühle der alternden Jungfrau vor seiner Liebesglut schmelzen werde, ver-

schwand, als er sie nicht länger mit den selbstgeschaffenen Idealfiguren identificirte.

Vergeblich hoffte er, daß der Herzog ihm ein bestimmtes Amt übertragen und ihm damit eine gesicherte und ehrenvolle Stellung gewähren werde. Das Leben eines von jeder wechselnden Laune des Fürsten abhängigen, gewissermaßen nur von Almosen lebenden Günstlings konnte ihm auf die Länge unmöglich genügen, so sehr er sich einzureden suchte, es sei nicht eigentlich Knechtschaft, sondern ein wirkliches eigenartiges Freundschaftsverhältniß, was ihn mit seinem Fürsten verbinde.

Der Boden Ferraras fing an, ihm unter den Füßen zu brennen. Aber schon jetzt kam jener Fluch zu Tage, der, ebenso in seinem innersten Wesen wie in seinen äußern Verhältnissen begründet, ihn bis zu seinem Tode begleitete: er konnte dieses Leben ebenso wenig entbehren wie ertragen. Eine Einladung des Cardinals Ferdinand von Medicis, durch seinen Freund Scipio Gonzaga vermittelt, ruft ihn nach Rom, um in die Dienste der Mediceer zu treten. Er theilt die erhaltene Aufforderung der nach Ferrara zurückgekehrten Herzogin Lucrezia mit, sie räth dringend ab; dennoch sagt er zu, zieht aber rasch die Zusage wieder zurück, wird von neuem schwankend, will fort und hofft doch heimlich, daß man ihn zurückhalten werde. „Ich kann zu keinem bestimmten Entschlusse kommen", ruft er aus, „wer sagt mir, was ich thun soll?" Endlich beschließt er, zunächst noch die letzte Feile an sein großes Werk zu legen und erst nachdem er es vollendet und mit der Widmung, seinem Versprechen gemäß, in die Hände des Herzogs gelegt, Ferrara zu verlassen.

V.

Im Jahre 1563, bald nach der Vollendung des „Rinaldo", hatte der neunzehnjährige Dichter den Plan zu seinem Epos „Gottifredo" entworfen. Dreizehn Jahre lang hatte er dann fast unablässig daran gearbeitet, in Uebereinstimmung mit der fortschreitenden Entwickelung des eigenen Geistes auch das bereits Geschaffene immer wieder umarbeitend, erweiternd, vervoll-

kommnend, das Ziel selbst sich höher und höher steckend. Vollkommen klar darüber, daß auf dem Gebiete des romantischen Epos nicht über Ariost hinauszukommen sei, war er zugleich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß diese Gattung selbst sich ausgelebt habe, daß in einer Zeit voll gewaltiger Kämpfe, voll welterschütternder Begebenheiten mit ihrem gigantischen Ringen der Geister um die höchsten Fragen der Menschheit das bunte Rittermärchen mit seinen wunderlich phantastischen Gestalten und frei erfundenen möglichen und unmöglichen Begebenheiten nicht mehr am Platze sei. Der klägliche Mißerfolg der Nachahmer des „Rasenden Roland“ hatte auch andere schon von dieser Wahrheit überzeugt; mehr und mehr wurde die Wiederbelebung des classischen Heldengedichts zum Feldgeschrei der ästhetischen Kritik. Aber Tasso erkannte mit richtigem Instinct, der mehr und mehr zum klaren Bewußtsein wurde, daß eine sklavische Nachahmung Homer's und Virgil's nur galvanisirte poetische Leichen zu Tage fördern könne. Hatte er doch die „Italia Liberata“ seines Vorgängers Trissino als abschreckendes Beispiel vor Augen, wo Gott-Vater gleich dem olympischen Zeus die ambrosischen Locken schüttelt, und Pallas-Athene und Poseidon, in die christlichen Engelsgewänder Palladio's und Nettunio's gesteckt, den Belisar in seinem Kampfe gegen die Gothen unterstützen. Die thörichte Art und Weise, wie die Aesthetiker seiner Zeit aus einer einseitig bornirten Anwendung der Poetik des Aristoteles und einer ins Kleinliche gehenden Analyse der „Ilias“ und „Aeneis“ ein Recept als allgemeingültige Norm für die epische Dichtung aller Zeiten und Völker zusammenstellten, kennzeichnet und verurtheilt er ungescheut als eine verkehrte und werthlose Ausgeburt beschränkter Geister. Er erkannte, daß es vor allem eines großen historischen Stoffes bedürfe, der geeignet sei, schon an und für sich das Interesse seiner Zeit und seines Volks mächtig zu erregen; daß die handelnden Personen wirkliche Menschen, ihre Thaten mögliche und menschliche, daß die Handlung selbst eine innerlich wahre, zusammenhängende, sich natürlich und kräftig entwickelnde, daß die Darstellung gleichmäßig und lebendig, der Stil erhaben, aber

nicht überladen und bombastisch, die Sprache edel, aber nicht geziert, endlich und vor allem daß das Gedicht, von einer hohen einheitlichen Idee durchleuchtet und getragen, bestimmt und fähig sein müsse, die Hörer und Leser zu begeistern und zu erheben, nicht blos zu unterhalten und zu ergötzen.

Welches ist nun die Grundidee des „Gottfried" oder des „Befreiten Jerusalem", wie man es später genannt hat? Ist es wirklich das, was er selbst in spätern Jahren, nachdem das Werk längst in seiner ursprünglichen Gestalt vollendet war, als solche andeutete? War die Geschichte der Eroberung der heiligen Stadt nach unendlichen Hindernissen und Schwierigkeiten wirklich von vornherein bestimmt, ein Abbild des Menschenlebens, und dieses Leben selbst als eine lange Irrfahrt darzustellen, wo kurze Freuden mit schweren Leiden wechseln, wo der Mensch immer tiefer in Sünde und Schuld versinkt, immer weiter von seinem Ziele abkommt, bis er endlich inne wird, daß er mit allen irdischen Mitteln, mit aller eigenen Kraft nichts vermöge, daß nur von oben die Hülfe komme, daß erst das Jenseits endlich die Erfüllung bringen könne, die in dieser Welt des Scheins, in diesem irdischen Jammerthale vergeblich erstrebt und erhofft werde? Er erzählt uns selbst, daß er jahrelang nach der Vollendung des ersten Entwurfs in schwerer Leidenszeit „durch leichte Veränderungen" das ganze Werk gleichsam zu einer Allegorie umgestaltet habe, „sodaß nun keine Handlung oder Hauptperson darin ist, die nach dieser neuen Erfindung nicht wunderbare Geheimnisse enthielte". Dem lebensmuthigen und lebensdurstigen Jüngling, dem in der ersten Blüte der Männlichkeit stehenden Dichter, der, in den Freuden des Hofes schwelgend, von begeisterter Anerkennung umgeben und getragen, vom Leben noch das Höchste hoffte und erstrebte, lag jene düstere ascetische Auffassung des menschlichen Daseins noch durchaus fern. Mit glücklichstem Griffe hatte er einen historischen Stoff gewählt, der, weit genug zurückliegend, um eine freie dichterische Gestaltung zu gestatten, doch ganz geschaffen war, das allgemeine Interesse der Zeitgenossen in Anspruch zu nehmen. Das Türkenreich stand auf dem Gipfel seiner Macht;

seine Heere lagerten an den Grenzen des Occidents, fast im Angesichte Wiens. Nochmals wie im 8. Jahrhundert erschien die Gefahr drohend, daß das christliche Europa unter dem Ansturm der Anhänger Mohammed's erliegen, das Kreuzbanner vor der grünen Fahne des Propheten und dem Halbmonde sinken könnte. Ein Papst hatte unlängst einen neuen Kreuzzug gepredigt; es wurde eine Zeit lang ernstlich verhandelt über einen Bund aller christlichen Mächte, um die Muselmänner über den Bosporus zurückzuwerfen. So erschien die Erzählung von der Eroberung der heiligen Geburtsstadt des Christenthums als ein Thema von hoher und lebendiger Bedeutung für die Gegenwart. Allerdings führt uns das „Befreite Jerusalem", und gewiß nicht ohne Absicht, die Einheit und Macht, den Glanz und die Herrlichkeit der römisch-katholischen Kirche vor Augen; aber die aufgestellte Behauptung, daß die Dichtung auch ein Spiegel der großen Kämpfe der Zeit auf dem religiösen Gebiete zu werden bestimmt gewesen sei, schwebt vollständig in der Luft, und in den feindlichen Elementen, den bösen Geistern wie den bösen Menschen, Anspielungen auf den Protestantismus und Personificationen seiner Bekenner sehen zu wollen, ist eitles Phantasiegebilde. Tasso ist von dem protestantischen Gedanken überhaupt merkwürdig unberührt geblieben, so nahe ihm derselbe auch in Ferrara selbst und zumal in Frankreich getreten ist. Was ihn in seiner katholischen Rechtgläubigkeit störte und irrte, was seine Seele mit Zweifel und Angst erfüllte, waren die Resultate seiner humanistischen Studien, war die Aristotelische Philosophie und der Skepticismus seiner Lehrer, nicht die Rechtfertigung allein durch den Glauben oder die Lehre von der unbedingten Gnadenwahl.

So erscheint uns als die ursprüngliche Idee des Gedichtes die Darstellung des gewaltigen Aufschwungs, mit dem sich einst die occidentalische Christenheit, alle ihre Sonderfehden und weltlichen Zwecke vergessend, zu einer That erhob, die wenigstens im Lichte jener Zeit als eine rein ideale erscheinen mußte; wie sie unter der Führung eines gottbegnadeten Helden, den der Dichter zwar nicht über die Grenze des Menschlichen hinaus,

aber doch nahe bis an die des Göttlichen erhebt, nach langen Kämpfen, nach schweren Fehlern, nach vielfachem Abirren von dem rechten Wege, durch Gottes Führung endlich das ersehnte Ziel erreicht: ein leuchtendes Vorbild für alle künftigen Geschlechter und vor allem für die Zeitgenossen des Dichters selbst, bestimmt, ihnen zu zeigen, wie Gewaltiges die christliche Menschheit durch gemeinsames ideales Streben zu leisten vermögend sei.

Wenn uns in dem „Befreiten Jerusalem" der vollständige Mangel des national-patriotischen Elements ebenso wie in allen andern Dichtungen Tasso's auffällt, zumal wenn wir im Gegensatz dazu der „Göttlichen Komödie" oder der Canzonen Petrarca's gedenken, so müssen wir uns daran erinnern, daß der italienische Patriotismus, der sich mit der Idee eines geeinigten und unabhängigen Italiens trug und im vierzehnten Jahrhundert so mächtig aufflammte, der noch zu Anfang des sechzehnten durch Papst Julius' II. weitreichende Entwürfe und Machiavelli's Schriften hindurchleuchtet, in dem entarteten, den Fremden zu Füßen liegenden oder in kleine Despotien zerrissenen Italien Tasso's längst zu Grabe getragen war. Die Nationalitätsidee spielt überhaupt in den großen Kämpfen des sechzehnten Jahrhunderts eine verschwindend geringe Rolle.

Die historischen Studien zu seinem Werke hatte Tasso mit großer Sorgfalt und in weiter Ausdehnung betrieben. Die Estensische Bibliothek in Ferrara bot ihm reiches Material. Vor allem folgte er Wilhelm von Tyrus; aber auch die „Gesta Dei per Francos", die provenzalische Epopöe Béchada's über den ersten Kreuzzug, die Lieder von Antiochien und Jerusalem, verschiedene gedruckte und handschriftliche Chroniken bildeten seine Quellen. Ueberall mit der größten Gewissenhaftigkeit verfahrend, studirte er sogar eifrig die Kriegskunst jener Zeit und die Topographie Syriens und Palästinas, sodaß Châteaubriand behauptet, kein Mann von Fach hätte die Kriegs- und Kampfscenen besser schildern können, und verschiedene Orientreisende, wie Lamartine und Kingston, versichern, die Schilderung der Oertlichkeiten sei so wunderbar genau, daß es schwer halte zu glauben, der Dichter habe jene Gegenden nie mit eigenen Augen geschaut.

Eine so gründliche Vorbereitung könnte die Besorgniß erwecken, das Kunstwerk möchte allzu sehr nach dem Oel der Studirlampe riechen. Aber Tasso war nicht nur ein reimfertiger Gelehrter, er war auch ein Dichter von Gottes Gnaden. Was er reiflich bedacht, führte er aus unter dem begeisternden Einflusse des schöpferischen Augenblicks. Trotz der lyrischen Anlage seines Wesens gelang ihm hier, was wir ihn in seinen Dramen vergeblich versuchen sehen: seine Charaktere objectiv zu erfassen und ihnen ein eigenes inneres Leben einzuhauchen. Haben seine Personen alle einen idealen Zug, so bleiben sie doch wirkliche Menschen mit den Tugenden und Fehlern unsers Geschlechts. Was ihnen zumeist mangelt, einem Mangel ihres Schöpfers selbst entsprechend, ist Kraft und Energie des Redens und Handelns; was sie zu viel besitzen, ist eine gewisse Sentimentalität, die hier und da nahe an das Weichliche oder Affectirte streift, sodaß man sie nicht ohne Grund mit den Gestalten Correggio'scher Gemälde verglichen hat. Aber wie diesen, wohnt auch ihnen ein bestrickender Reiz inne, der uns ihre Mängel vergessen läßt, und zwar um so mehr, je öfter und länger wir bei ihnen verweilen. Die Situationen sind klar und anschaulich dargestellt, wenn auch vielleicht hier und dort etwas zu sehr ins Breite ausgeführt und mit allzu feinen Pinselstrichen gemalt. Wilde Ausbrüche elementarer Leidenschaft finden sich gar nicht; die Handlung fließt in ruhigem Strome dahin. Das Ganze bildet einen einfachen symmetrischen Bau, umgrenzt von reinen und harmonischen Linien. Die Sprache ist von hoher Schönheit, klangvoll, melodisch, voll wunderbaren Wohllauts, der Bau der Stanzen nicht nur regelmäßig und correct, sondern auch zumeist leicht und ungezwungen. Finden wir hier und da etwas Steifes und Gekünsteltes, so stammt es sicher aus jener spätern Zeit, wo der Dichter, krank und ängstlich geworden, seine Verse aus einer Retorte in die andere trieb, um sie von dem kleinsten Makel zu befreien, selbst von solchen, die ihnen nach Goethe's Ausdruck so gut zu Gesicht standen wie dem weißen Busen eines schönen Mädchens das kleine braune Muttermal.

„Nach langen Nachtwachen habe ich das Gedicht von «Gott-

fried» zu Ende geführt", schreibt Tasso am 6. April 1576. Im Mai las er dem Herzog den letzten Gesang, im Juli der Herzogin Lucrezia das Ganze vor. Aber der lebhafte Beifall, den er bei beiden fand, genügte ihm nicht. Schon seit einiger Zeit war eine krankhafte Besorgniß über ihn gekommen, das Werk möchte seinem Namen und der allgemeinen Erwartung nicht ganz entsprechen. Deshalb sandte er das Manuscript nach Rom an Scipio Gonzaga mit der Bitte, im Verein mit andern sachverständigen Richtern das Ganze zu prüfen, rücksichtslos zu kritisiren und nach Form und Inhalt zu verbessern. Gonzaga machte sich mit Sperone Speroni und drei andern ans Werk. Jedes Wort wurde peinlich erwogen, Vers, Rhythmus und Wahl des Ausdrucks auf die Goldwage gelegt. Solange es sich nur um die Form handelte, erwies sich Tasso nachgiebig und gelehrig; als man aber auch die Composition des Gedichts, die Fabel desselben, die Idee selbst kritisirte und vielfach angriff, wurde er ungeduldig. Es empörte ihn, daß er, der sich von der unbedingten Autorität des Aristoteles und der Nachahmung der classischen Muster losgemacht, sich nun dem Urtheil solcher kleinen Geister unterwerfen sollte. Vergebens hoffte er seine Kritiker zu widerlegen; sie wurden immer anspruchsvoller und rücksichtsloser. Da wird er mehr und mehr unsicher und aufgeregt; bald zweifelt er an sich selbst, bald empört sich das verletzte Selbstgefühl und das Bewußtsein, daß eine Gottheit aus dem echten Dichter rede. Er bereut bitter, was er gethan. „Wie werde ich nur jene römische Revision wieder los? Ich will keine Herren und Meister; ich will frei sein in meinem Urtheil. Ja, wenn sie blos Rathgeber sein wollten! aber jeder spielt mir gegenüber den Tyrannen. Ich hoffe, selbst mein Gedicht von allen Flecken zu reinigen .... Ich habe nie daran gedacht, der blinden Menge zu gefallen; aber ebenso wenig habe ich allein für die Kunstmeister geschrieben. Im Gegentheil, mich verlangt nach dem Beifall der Durchschnittsmenschen (uomini mediocri); ich schätze ihre gute Meinung ebenso hoch wie die der Kunstrichter; es genügt mir nicht, für wenige zu schreiben, und wäre Plato unter ihnen."

Aber auch diese Stimmung hält nicht vor. Einer der Kritiker, der römische Priester Antoniani, greift die profanen Gestalten und Episoden des Epos aufs heftigste an, verdammt die Geschichte Olinto's und Sophronia's; die Gestalt Armida's ist ihm ein Greuel. Kein Zauber, kein Wunder soll in dem Gedichte bleiben; er droht sogar mit der Inquisition, und Tasso, dessen noch aus der Kindheit stammende Angst vor der Macht der Kirche, vor ihren zeitlichen und ewigen Strafen in der letzten Zeit mit doppelter Stärke erwacht ist, verspricht alles Mögliche, aus Furcht, die Mönche würden ein Verbot des Werkes erwirken; er will alles, was zu weltlich oder gar schlüpfrig erscheine, hinauswerfen, will aus der Heidin Erminia eine christliche Nonne machen, das ganze Gedicht umarbeiten. Dann empört er sich von neuem, vertheidigt sich, rechtfertigt die Liebesscenen mit Plato und Aristoteles. Der schlimmste seiner Angreifer ist der alte Freund seines Vaters, der achtzigjährige Speroni, der, von heftigster Eifersucht auf den ihn so weit überstrahlenden Genius und Ruhm des jüngern Dichters entbrannt, zu verstehen gibt, Tasso, „der armselige Narr", habe ihn geplündert, ihm seine Ideen gestohlen.

Zwei Jahre, von Anfang 1575 bis Ende 1576, dauerte dieser unglückselige Revisionsstreit. Auch der Versuch Tasso's, durch persönlichen Verkehr mit seinen Kritikern in Rom eine Verständigung zu erreichen, mislang. Außer sich, von Zweifeln hin- und hergerissen, krank an Leib und Seele, verlor er allen Muth und alle Lust an seinem Werke. Ein Gerücht kam ihm zu Ohren, es solle ohne seine Zustimmung veröffentlicht werden; er wandte sich an alle italienischen Regierungen mit der Bitte, die Herausgabe zu verbieten, was hier und da auch wirklich geschah. Als aber der Dichter später bei seiner Flucht aus Ferrara sein Manuscript zurückließ, erschienen nach und nach verschiedene Ausgaben, anfangs einzelner Theile, dann des ganzen Werkes, ohne seine Zustimmung, ja ohne sein Vorwissen, während der Unglückliche im Irrenhause saß. Von den zwanzig Ausgaben, die zu Tasso's Lebzeiten erschienen, war nicht eine von ihm durchgesehen oder gutgeheißen! Die unfertigen Manu-

scripte, in seiner kleinen undeutlichen Handschrift, mit vielen Schreibfehlern, zahllosen Correcturen, doppelten und dreifachen Lesarten bewirkten natürlich, daß alle diese Ausgaben von groben Fehlern und Incorrectheiten wimmelten. Mit Recht durfte Tasso ausrufen: „Ich bin ebenso schlecht behandelt worden von den Druckern wie von den Fürsten!"

Damit waren die Leiden des Dichters in Bezug auf sein Meisterwerk noch nicht zu Ende. Zehn Jahre nach seiner Vollendung wurde dasselbe und sein Verfasser von zwei gelehrten Mitgliedern der Akademie der Crusca in Florenz aufs maßloseste angegriffen. Ein gewisser Pellegrino hatte einen Dialog über die epische Poesie geschrieben, in dem er Tasso hoch über Ariost stellte. Das erregte den grimmigen Zorn jener beiden Akademiker, Salviati und Rossi. Es entstand ein Streit, der nicht nur mit der größten Erbitterung, sondern, von seiten der genannten Kritiker wenigstens, ohne alle Rücksicht auf Anstand wie auf Wahrheit geführt ward. Daß sich Coterien in der Schriftstellerwelt bilden, deren Mitglieder sich gegenseitig beräuchern, während sie Außenstehende über die Achsel anzusehen, zu ignoriren oder geringschätzig zu beurtheilen geneigt sind, ist leider auch heutzutage nichts Ungewöhnliches; aber von einer Kritik, wie sie in dem Italien des Cinquecento geübt wurde, haben wir keine Vorstellung mehr. Wie die italienische Literatur im ganzen und großen den tiefern moralischen Gehalt vollständig eingebüßt hatte und nur zu einem Zeitvertreib, zu einem Vehikel der Unterhaltung geworden war; wie es bei den Disputationen der Akademien nicht darauf ankam, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, sondern mit Hülfe der Sophistik im Wortstreit zu siegen: so herrschte zugleich Eifersucht, Brot- und Ruhmneid unter den Literaten in einem Grade, daß sie in ihrem Ringen um den Sieg jede Rücksicht des Anstandes und der Sitte vollständig aus den Augen setzten und in rein persönlichen Angriffen sich um die Wette mit Koth bewarfen. Mit blinder Wuth über den Dichter und sein Werk herfallend, bemühten sich Salviati, Rossi und ihr Anhang, den einen und das andere auf die nichtigsten und elendesten Gründe hin in den Staub zu ziehen und ihren

Ruf in Fetzen zu reißen. Tasso schrieb in seinem Gefängniß eine Entgegnung, die durch Gelehrsamkeit, dialektische Schärfe, Concision des Stils und feine Ironie ausgezeichnet ist, so wenig wir übrigens mit manchen seiner Urtheile und Deductionen einverstanden sein mögen. Es gelang ihm nicht, die Gegner zum Schweigen zu bringen. Aber der allgemeine rauschende Beifall, den die Nation dem rasch bekannt werdenden Epos entgegenbrachte, übertönte bald ihre Stimmen. Daß Herzog Alfons selbst bei jenen Angriffen die Hand im Spiele gehabt, indem er daraus Kapital zu schlagen suchte, um den Dichter länger im Gefängniß zurückzuhalten, ist vielfach behauptet, aber nicht erwiesen worden. Daß dieselben nicht von der Akademie der Crusca als solcher, sondern nur von einzelnen ihrer Mitglieder ausgingen, ist richtig, ebenso richtig aber auch, daß die Crusca in den beiden ersten Ausgaben ihres großen Wörterbuchs Tasso ganz unberücksichtigt gelassen und erst in der dritten das „Befreite Jerusalem“ und den „Amyntas“ unter die testi di lingua, die classischen Musterschriften der Nation aufgenommen hat.

VI.

Der mündliche Verkehr mit den Revisoren war nicht der einzige Grund der Reise nach Rom gewesen, die Tasso gegen Ende des kirchlichen Jubeljahres 1575 unternahm. Die Verhandlungen mit den Mediceern wurden wieder aufgenommen, und Tasso gab das Versprechen, in ihren Dienst zu treten, sobald er seine Verbindlichkeiten gegen Herzog Alfons erfüllt haben werde. Bei seiner Rückkehr nach Ferrara fand er die Stelle eines Hof-Historiographen durch Pigna's Tod erledigt; er bewarb sich darum und erhielt sie. Daß er sie nur gefordert, um durch die vorausgesetzte abschlägige Antwort einen plausibeln Vorwand für seinen Austritt aus dem herzoglichen Dienst zu erlangen, ist eine unbewiesene, wenn auch nicht unwahrscheinliche Behauptung. Jedenfalls nahm er die Stelle an, und es war zunächst keine Rede mehr von dem römischen Plane. Der Herzog hatte aber von den stattgefundenen Verhandlungen

Wind bekommen und war darüber höchlichst erzürnt. Bei seiner Eifersucht und Antipathie gegen die Mediceer, seinem despotischen Charakter und seiner Art, was er als eine persönliche Kränkung und Pflichtverletzung zugleich betrachtete, dem Beleidiger lange nachzutragen, ist es begreiflich, daß von dieser Zeit an die Kälte und Gleichgültigkeit gegen den ihm lästig gewordenen Dichter, den er doch keinem andern, am wenigsten einem Feinde und Nebenbuhler gönnen mochte, in Haß umzuschlagen begann. Nicht so bei den Prinzessinnen, die, wie manches ihnen auch an Tasso misfallen mochte, ihn doch zu trösten und zu beruhigen suchten. Leonora nahm ihn und die Schwester mit sich nach ihrem Lustschloß Consandoli. Noch einmal erneut sich hier die schöne Vergangenheit; es entwickelt sich eine freundschaftliche Vertraulichkeit mit den Fürstinnen. Beide bemühen sich ihn aufzuheitern; Lucrezia spottet selbst über seine Angst vor den Kritikern und Frömmlern. Auch die Poesie treibt noch einmal reiche Blüten: die schöne Episode „Erminia unter den Hirten" entquillt seiner Feder; neue Hoffnungen beleben sein Gemüth und richten den gedrückten Geist auf.

Das Intermezzo von Glück und Frieden überdauerte die Rückkehr nach Ferrara nur um Tage. Am Hofe war inzwischen ein neues Gestirn aufgegangen: Leonora Sanvitale, die schöne Gattin des Grafen von Scandiano, mit ihrer im Reize erster Jugendblüte prangenden Gesellschafterin Olympia. Von Bewunderern und Poeten umdrängt, kommen doch beide vor allen Tasso freundlich entgegen, und die Gräfin zumal ist nicht karg mit ihren Gunstbezeigungen. Ebenso entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit wie geschmeichelt in seiner Eitelkeit, besingt er sie in einer Reihe überschwenglicher Sonette als die schönste und anmuthigste Dame des Hofes. Prinzessin Leonora war bei aller Höhe der Gesinnung Weib genug, um es schwer zu empfinden, daß sie auch nur vorübergehend von einer andern in den Schatten gestellt wurde. Tasso's Gegner verfehlen nicht, seine Undankbarkeit und seinen Wankelmuth in den schwärzesten Farben zu malen, oder überschütten wie Guarini den „Doppelliebhaber" — der Bendidio und der Sanvitale — mit Spott und Hohn.

Die Prinzessinnen entziehen ihm ihre Gunst, wie es der Bruder längst gethan: das ist natürlich das Signal für die Höflinge beiderlei Geschlechts, sich ebenfalls von ihm zurückzuziehen, ihn absichtlich zu ignoriren und zu kränken. Ein Feind wagt es, ihn auf öffentlicher Straße einer Lüge zu zeihen. Tasso, außer sich, versetzt ihm einen Schlag ins Gesicht und treibt ihn, der mit Genossen zum Angriff wiederkehrt, mit dem Schwerte in die Flucht. Aber sein empfindlicher Stolz ist schwer verletzt; seine krankhafte Reizbarkeit, das Mistrauen in seine Umgebung wachsen von Tag zu Tag. Er glaubt abermals Beweise zu haben, daß man seine Briefe auffängt und fälscht, und daß er mit Spionen umgeben ist. Geängstigt durch jene mönchische Kritik des fanatischen Antoniani und zugleich mit seiner überreizten Phantasie die innern Kämpfe und Zweifel nach außen übertragend, bildet er sich ein, seine Feinde hätten ihn wegen Irrglaubens und Ketzerei verklagt. Er hat keine Ruhe mehr; er quält seinen Beichtvater, seine Freunde, den Herzog, die Prinzessinnen mit Betheuerungen seiner Rechtgläubigkeit; er stellt sich selbst dem Inquisitionstribunal in Bologna und verlangt eine Untersuchung. Das freisprechende Urtheil des Inquisitors genügt ihm nicht; er will die Acten sehen; der Herzog soll dafür sorgen, daß der Spruch in aller Form erfolge und veröffentlicht werde. Seine Aufgeregtheit, sein Mistrauen gehen so weit, daß er einst im Schlosse, in Prinzessin Lucrezia's Gegenwart, ein Messer nach einem Diener schleudert, der ihr Gespräch zu behorchen scheint. Wegen des Burgfriedensbruches ins Schloßgefängniß gesperrt, droht er, sich das Leben zu nehmen, und geräth außer sich, als man ihm zwei Wächter beigesellt, um den Selbstmord zu verhüten. Er fleht den Herzog an, sie zu entfernen, er könne in ihrer Gegenwart kein Auge schließen. Der Herzog gestattet, daß man ihn auf sein Zimmer bringe, unter der Bedingung, daß er sich einer ärztlichen Cur unterwerfe. Er ist überzeugt, daß Tasso gemüthskrank sei; auch Lucrezia äußert unverhohlen ihre Zweifel an der Gesundheit seines Geistes. Der behandelnde Leibarzt sucht dieselbe durch Blutentziehungen und Purgirmittel wiederherzustellen. Auf seine und der Prin=

zessinnen Fürsprache nimmt ihn Herzog Alfons, dem eigenen dringenden Wunsche des Kranken entsprechend, mit sich auf seine Villa Belriguardo, wo ländliche Stille und reine Luft erheiternd und besänftigend wirken sollen. Aber das geringschätzige Mitleid, die argwöhnische Ueberwachung, die steten Anspielungen auf seinen gestörten Geisteszustand sind nicht gemacht, den Kranken zu heilen, den Aufgeregten zu beruhigen. Auch die Bemühungen Leonora's, die ihm nochmals mit freundlichem Troste und Zureden nahe tritt, bleiben diesmal ohne Wirkung: gekränkt gibt sie ihre vergeblichen Versuche auf und zieht sich von nun an vollständig und auf immer von ihm zurück. Der Herzog, seiner Gesellschaft überdrüssig, wünscht, ihn irgendwo in sicherm Gewahrsam zu sehen. Tasso verlangt, sich in das Franciscanerkloster in Ferrarq zurückziehen zu dürfen; die Bitte wird gewährt, aber mit dem ausdrücklichen Verbot, die fürstliche Familie mit Briefen zu behelligen.

In den ersten Tagen wirkt die neue Umgebung beruhigend; aber rasch lagern sich die düstern Schatten von neuem über sein Gemüth. In der aufgezwungenen Arznei fürchtet er Gift: die Mönche selbst sind im Complot gegen sein Leben. Freilich ist die Behandlung, die man ihm widerfahren läßt, die denkbar verkehrteste. Zwei Mönche, die ihn nie verlassen, nöthigen ihn zu beständigen frommen Uebungen, um den Dämon zu verscheuchen, und suchen ihn zugleich auf alle Weise von seinem Irrsinn zu überzeugen. Einen Augenblick denkt er selbst daran, die Kutte zu nehmen, aber rasch wieder den Sinn ändernd, öffnet er heimlich bei nächtlicher Weile die Pforte und flieht aus dem Kloster und der Stadt, seine wenigen Besitzthümer, vor allem, was er bald bitter bereuen sollte, das kostbarste, seine Manuscripte zurücklassend (Juli 1577).

Als Hirt verkleidet, flieht er in ängstlicher Hast, die Verfolger immer auf seinen Fersen wähnend, überall Gefahr, Trug und Gewalt witternd, der südlichen Heimat zu. Selbst der treuen liebenden Schwester, die verheirathet in Sorrent lebt, traut er nicht. Er scheut sich nicht, ihr in tiefer Vermummung selbst einen Brief zu überreichen mit der Botschaft, daß der

Bruder tödlich erkrankt daniederliege, um ihre Gesinnung und Theilnahme zu prüfen. Erst als er die furchtbare Erschütterung Cornelia's sieht, gibt er sich zu erkennen. Im alten lieben Vaterhause, am sonnigen Strande des Golfs wirken die trauten Erinnerungen aus der Kinderzeit, die treue Liebe und Sorge der Schwester, die Gesellschaft ihres kleinen Sohnes, mit dem er die Umgegend durchstreift, belebend und erheiternd auf sein Gemüth; jede Spur geistiger Störung verschwindet. Aber er ist nicht geschaffen, lange in diesem stillen zurückgezogenen Leben Genüge zu finden. Kaum von einem schweren Krankheitsanfall genesen, strebt er sehnsüchtig zurück nach dem verlorenen Paradiese, das ihm doch zur Hölle geworden war. Er bestürmt die fürstliche Familie in Ferrara mit Briefen und Bitten, ihn wieder aufzunehmen. Keine Antwort, nur von Leonora ein kühl abweisender Bescheid. Aber die leidenschaftliche Sehnsucht kennt kein Hinderniß. Den dringenden Bitten der Seinen, den ernsten Warnungen treuer Freunde zum Trotz verläßt er Sorrent und eilt nordwärts. Von Rom, wo ihn die Krankheit abermals daniederwirft, sodaß er nach seinem eigenen Ausdrucke bald nur noch aus Haut und Knochen besteht, gehen neue flehentliche Bittschreiben nach Ferrara: „Keinen schwerern und schwerer bereuten Fehler habe ich je begangen als den, Ihrer Hoheit zu mistrauen und aus Ihrem Schutze zu entfliehen, wo ich vor jeder Beleidigung sicher war...... Verzeihung, Hoheit! Meine Entfernung von Ihnen würde mich tödten, oder mir doch schwere Körperkrankheiten und Seelenleiden verursachen; käme ich nach Ferrara zurück, so dürfte ich hoffen, daß der bloße Anblick Eurer Hoheit genügen würde, mich zu heilen.“ Dazwischen immer Aeußerungen der Angst vor geheimen Feinden. Man legt seiner Reise alle möglichen Hindernisse in den Weg; er ist von Aufpassern umgeben, darf sich nicht offen aussprechen, ja er fürchtet sogar für sein Leben, „eine vielleicht leere, aber in meiner Seele stets wache Besorgniß“. Dieser ganze Brief vom 19. März 1578 ist ein redender Beweis, wie feste und tiefe Wurzeln der Verfolgungswahn schon in dem Armen geschlagen hatte.

Keine Antwort, keine Einladung; dennoch verläßt er, kaum

nothdürftig genesen, Rom und eilt nach Ferrara. Man empfängt ihn zwar mit freundlichem Mitleid; aber das vertrauliche und freundschaftliche Verhältniß früherer Tage stellt sich nicht wieder her. Er scheint nicht mehr derselbe, weder als Mensch noch als Dichter. Stimmung und Benehmen wechseln von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde: bald ist er demüthig und unterwürfig, bald flammt er auf in wildem Zorn. „Nicht ich“, schreibt er in solch einem Augenblicke an den Herzog, „bin der Irrsinnige, Sie selbst sind der Irregeleitete.“ Auf den Rath von Freunden und Aerzten will der Herzog ihn dadurch zu heilen versuchen, daß er ihm befiehlt, seine Studien, sein Dichten selbst aufzugeben, nur dem Genusse und dem Vergnügen zu leben. Aber Tasso weist mit Unwillen die Zumuthung zurück, „von dem Parnaß und aus der Halle der Akademie in die Gemächer Epikur's hinabzusteigen“. „Lieber will ich der Diener eines Ihnen feindlich gesinnten Fürsten werden, als mich zu solcher Erniedrigung verstehen!“ Der Herzog schweigt und grollt, die Prinzessinnen lassen ihn gar nicht vor, der ganze Hof kehrt ihm den Rücken; das Leben wird ihm unerträglich; er flieht von neuem aus den Mauern Ferraras.

Einsam und verstört, gänzlich mittellos, genöthigt, seine letzten Kleinodien, einen Rubinring und eine goldene Kette, Geschenke des Herzogs und der Herzogin Lucrezia, für ein Spottgeld zu veräußern; in zerrissenem Gewande durchzieht er in mühseliger Fußwanderung die Halbinsel. Seine trübe verzweifelte Stimmung macht sich in schmerzlichen Klagetönen Luft: „In rauher Verbannung und harter Armuth wuchs ich auf in trauriger Irrfahrt; vor der Zeit erreichte mich Leid und Sorge, sodaß schon vor dem Alter der Reife der Druck des Unglücks und der Schmerzen mich zu dem machte, was andere erst durch den Druck der Jahre werden.“

In aspro esiglio, e 'n dura
Povertà crebbi in quei sì mesti errori
Intempestivo senso ebbi agli affanni,
Ch' anzi stagion matura
L' acerbità de' casi e de' dolori
In me rendè l' acerbità degli anni.

Weder bei den Gonzaga in Mantua, die er zuerst aufsucht, noch am Hofe seines frühern Spiel- und Studiengenossen, des Herzogs Franz Maria in Urbino und in Pesaro, wo er im Hause seines Freundes Giordani die Werke Dante's von neuem studirt und commentirt, noch endlich in Padua oder Venedig wird ihm der Empfang zutheil, den er erwartet: das vorherrschende Gefühl, das ihm entgegentritt, ist das des Mitleids, bald mit scheuer Zurückhaltung, bald mit guten Rathschlägen, bald mit einer gewissen Geringschätzung verbunden; vergeblich fleht er die Freunde an, sie möchten Sorge tragen, daß die eingebildete Meinung von ihm, er sei nicht im vollen Besitz seiner Geisteskräfte, nicht weiter um sich greife. Er beschließt, neue Gegenden und neue Freunde aufzusuchen, wendet sich an den Herzog von Savoyen mit der Bitte um Aufnahme in seine Dienste und wandert der piemontesischen Hauptstadt zu.

In Turin, an dessen Thore ihn nur die zufällige Dazwischenkunft eines alten Freundes, des gelehrten Ingegneri, vor dem Schicksal bewahrte, in seinem kläglichen Aufzuge und ohne Gesundheitspaß als Landstreicher von den Wächtern zurückgewiesen zu werden, fand er so rücksichtsvolle Aufnahme in dem Hause des Marquis Philipp von Este, eines Verwandten der ferraresischen Herrscherfamilie, daß er die Einladung des Herzogs von Savoyen, an seinen Hof zu kommen, unbeachtet ließ. Aber auch von diesem freundlichen Asyl richten sich seine Blicke bald wieder verlangend und sehnsuchtsvoll nach Ferrara, das aus der Ferne trotz aller Enttäuschungen immer wieder den alten Zauber auf ihn übt. In seiner Phantasie lebte das Bild eines Hofes, wie er nie und nirgends, am wenigsten in dem damaligen Italien zu finden war. Seine offen zur Schau getragenen Bestrebungen, das Hofleben nach seinen Idealen umzugestalten, fanden natürlich weder Verständniß noch Zustimmung; im Gegentheil, die drastische Schilderung, die er von dem verderbten Zustand der Höfe seiner Zeit entwarf, diente nur dazu, die Zahl seiner Feinde zu verdoppeln, die Höflinge mit Hohn und Haß gegen den anmaßenden Reformator zu erfüllen. Seine materielle Lage war die drückendste; er lebte nur von den Almosen des Gastfreundes. Ein Trostbrief des

Cardinals Albano in Rom, der ihn der allgemeinen Achtung und Verehrung versicherte, war ein heller Lichtblick in dieser traurigen Zeit und gab ihm den Muth, wieder die Feder zur Hand zu nehmen, einen trefflichen Dialog über den Adel zu schreiben, ja sogar die anmuthigen Damen Turins in schimmernden Versen zu besingen.

Da erreichte ihn die Botschaft von der bevorstehenden Vermählung des Herzogs Alfons mit Margherita Gonzaga. Von Freunden und Biographen Tasso's ist behauptet worden, der Herzog habe ihn selbst dazu einladen lassen, um sich dann seiner zu bemächtigen und ihn ins Gefängniß zu werfen; aber ein überzeugender Beweis für diese Behauptung fehlt. Das Einzige, worauf sie sich stützt, ist eine Stelle in einem Briefe Tasso's an Cornelia vom 25. September 1578, wo er schreibt, es liege in seiner Macht, nach Ferrara zurückzukehren; der Herzog beklage seine Abwesenheit, einer seiner Edelleute sei eigens in Turin gewesen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Aber wir wissen, wie leicht sich Tasso Illusionen machte, um sich die Verhältnisse nach seinen Wünschen zurechtzulegen. Nach andern soll die Aufforderung zur Rückkehr von dem Cardinal Luigi d'Este ausgegangen sein. Wie dem auch sei: von bestimmten Versprechungen, von einer Wiederanstellung in Ferrara war keine Rede, so lebhaft auch Tasso, wie uns seine Briefe zeigen, von Wiedereinsetzung in alle Ehren, von einer hohen, geachteten Stellung träumte. Aus dem lebhaften Wunsche erwuchs, wie so oft, die Hoffnung, die Zuversicht. Er entschloß sich zur Rückkehr, und zwar in solcher Eile, daß er das Anerbieten des Gastfreundes, mit ihm zu reisen und sein Fürsprecher zu sein, wenn er noch einige Zeit warten wolle, unbeachtet ließ. Er sah im Geist den Herzog und die Prinzessinnen seiner harrend, bereit, ihn mit weitoffenen Armen zu empfangen. Statt dessen fand er nur einen Hofbeamten, der ihm ein ärmliches Quartier anweisen sollte und ihm zugleich mittheilte, daß die fürstliche Familie ihn nicht sehen wolle. Vergeblich fleht er um eine Audienz, vergeblich verlangt er wenigstens die Rückgabe seiner Bücher und Schriften, um dann dem ungastlichen Hofe sofort wieder den Rücken zuzuwenden:

ein höhnisches Achselzucken ist die einzige Antwort. Die Hofleute, die Bürger der Stadt selbst, die ihn früher so ehrerbietig gegrüßt, weichen ihm mit scheuen oder spöttischen Blicken aus; der Narr! der Narr! tönt es ihm in die Ohren. Da reißt ihm die Geduld; er bricht in laute Zornesworte und Verwünschungen aus über den Hof, über den Herzog, den Cardinal, die Prinzessinnen selbst, verflucht seine frühere Dienstbarkeit und nimmt jeden Lobspruch zurück, den er je dem Hause der Este gespendet habe.

Herzog Alfons, von dieser Scene sofort unterrichtet, schwieg; aber er antwortete durch die That. Tasso wurde ergriffen und als Verrückter in eine Zelle des Hospitals von Sant' Anna gesperrt. Seine Abschließung war die strengste; kein Freund, nicht einmal der Arzt und der Beichtvater erhielten in der ersten Zeit Zutritt. Der harte geistliche Custos des Irrenhauses war der einzige, der ihn besuchte.

Es war Herzog Alfons, der diese Einsperrung befahl, und nicht, wie Tasso lange Zeit hartnäckig behauptete, dessen Bruder, der Cardinal: eine Behauptung, die sich dadurch erklärt, daß Tasso an ein solches Vorgehen seitens seines alten Gönners nicht glauben, daß er sich die Appellation an ihn offen halten wollte. Aber was veranlaßte den Fürsten, den unglücklichen Dichter sieben Jahre lang zu einem lebendig Begrabenen zu machen und ihn wenigstens anfangs der rohen und unwürdigen Behandlung zu unterwerfen, zu der man sich in jener Zeit den unglücklichen Geisteskranken gegenüber berechtigt glaubte?

Wie immer, wo kein offenbarer und unwiderleglicher Grund vorliegt, hat man die verschiedenartigsten zur Erklärung von allen Seiten her ins Feld geführt. Am verbreitetsten ist die Auffassung, es sei die allzu deutlich zur Schau getragene und nicht ohne Erwiderung gebliebene Liebe zu der Prinzessin Leonora gewesen, deren von Tasso's Feinden noch übertriebene Aeußerungen den Herzog veranlaßt hätten, ihn gefangen zu setzen, um die Ehre seiner Familie zu retten und zu rächen. Lassen doch einige sogar Tasso freiwillig, andere durch den Herzog gezwungen, sich wahnsinnig stellen, um dadurch sein ungebührliches

Benehmen gegen die Prinzessin zu erklären und zu büßen! Andere suchen den Grund in seinem unehrerbietigen Betragen gegen den Fürsten selbst, in seinen Beschwerden über denselben bei fremden Höfen, oder in seinen Verhandlungen mit den feindlichen Mediceern in Rom und Florenz. Ja sogar die seltsame Hypothese hat Gläubige gefunden, der Herzog habe den Dichter aus Eifersucht auf den durch sein Werk erworbenen und seinen eigenen überstrahlenden Ruhm einkerkern lassen.

Der erste dieser Gründe hält vor einer unbefangenen Prüfung so wenig Stich wie der letzte. Es liegt kein Schatten eines Beweises vor, daß Tasso jemals seine Liebe zu Leonora in ungeziemender Weise kundgegeben; es ist zweifellos, daß diese selbst bei aller Bewunderung und vielleicht Zuneigung für den Dichter nie ihm gegenüber die Prinzessin vergessen, ihn stets in respectvoller Entfernung gehalten hat. Etwaige hämische Insinuationen seitens der Höflinge oder vielleicht selbst seitens des Cardinals konnten den Herzog nicht ernstlich über den offenbaren Augenschein täuschen.

Daß bei Alfons die frühere Vorliebe für den Dichter längst in Ueberdruß, Widerwillen und Groll sich verwandelt hatte, daß dessen Klagen über ihn, mit denen derselbe ganz Italien erfüllte, ihn um so mehr erbitterten, als er sich bewußt war, daß sie nicht ganz grundlos seien, daß Tasso's wahrscheinlich noch mit Uebertreibung ihm hinterbrachte Schmähungen gegen den Hof und ihn selbst seinen Zorn auf das heftigste erregt hatten, daß dieselben als ein Beweis für den Irrsinn des Dichters ihm zugleich einen glaubwürdigen Grund zur Einsperrung darboten, ist ebenso wenig zu bezweifeln wie seine Besorgniß, daß eine glänzende Aufnahme des berühmten Dichters am mediceischen oder einem andern Hofe den seinigen in den Schatten stellen und seinen Ruf als Kunstmäcen verdunkeln möchte. Dazu kam noch die Angst vor der scharfen Feder des rücksichtslosen Schriftstellers, wenn derselbe, der sich von ihm mit Recht oder Unrecht mishandelt glaubte, fern und unabhängig von ihm lebte. Wahrscheinlich wirkten alle diese Gründe zusammen, um ihn zur Ausführung eines Entschlusses

zu bestimmen, von dem wir bei des Herzogs Charakter annehmen dürfen, daß er denselben schon lange bei sich überlegt und nur den passenden Moment abgewartet hatte. Gewaltthätig und rücksichtslos wie er war, lag es ihm nur allzu nahe, den Ueberlästigen, den er doch nicht gehen lassen mochte, weil er ihn fürchtete, in Ketten und Banden zu halten.

Aber war denn der Herzog überhaupt nicht in seinem Rechte? War Tasso nicht wirklich irrsinnig? Litt er nicht wenigstens an so gesteigerter nervöser Aufregung, daß die Zurechnungsfähigkeit vorübergehend aufhörte? Sprachen nicht dafür seine religiöse Selbstquälerei, die ungezügelten Ausbrüche seiner Leidenschaft, die Hallucinationen im Kerker, wo er lange Unterredungen mit Geistern hielt, bald Dämonen und Hexen sein Lager umringen, Kobolde seine Schriften stehlen sieht, bald himmlische Engel und die verkörperte Platonische Philosophie erblickt, und das alles ohne Fieber, am hellen Tage? Sprachen nicht dafür sein stetes Mistrauen gegen alle Welt, die ewigen Klagen über Verfolgung und Misachtung schon lange vor seiner Gefangenschaft, seine Angst vor verkappten Spionen, vor Vergiftung und Meuchelmord; sein bis zur Ueberhebung gesteigertes Selbstgefühl, das plötzlich mit Ausbrüchen der Selbstanklage und tiefster Verzagtheit wechselte; seine Rastlosigkeit zumal nach seiner Befreiung, die ihn unablässig von Ort zu Ort trieb, ohne ihn selbst da, wo er aufs wohlwollendste aufgenommen, aufs höchste gefeiert wurde, je zu dauernder Befriedigung kommen zu lassen?

Schon zwei Jahre vor Sant' Anna schreibt ein Freund, der Venetianer Marco Venier, den er um eine Empfehlung an den Herzog von Toscana gebeten hatte: „Vom tiefsten Mitleid bewegt, erfülle ich seine Bitte. Seine dichterische Kraft ist ungeschwächt: Narrheit und Dichtkunst sind ja Schwestern, und vielleicht würde der Unglückliche, hätte er nicht mehr mit dem Hunger zu kämpfen, auch nicht mit den eigenen Gedanken im Kriege liegen.“ Des Herzogs Antwort lautete: „Ich will keinen Narren an meinem Hofe!“ Der größere Theil derer, die den Dichter kannten, selbst nicht wenige seiner besten Freunde waren von seinem Irrsinn überzeugt. Gründliche ärztliche Untersuchungen haben damals

nicht stattgefunden; später haben Sachverständige innerhalb und außerhalb Italiens auf Grund des vorhandenen Materials sich fast ausnahmslos für das Vorhandensein einer schweren geistigen Störung ausgesprochen. Was die Gegner dieser Ansicht als durchschlagende Gründe für die Gesundheit seines Geistes anführen: daß er, „sich seiner Tollheit halb bewußt", zuweilen selbst die Natur seiner Wahnvorstellungen und fixen Ideen zu prüfen scheint, daß er manches hinreißend schöne Gedicht, manche wohlgedachte Abhandlung, manchen trefflichen, eindrucksvollen Brief in seinem Kerker geschrieben hat, beruht auf der irrthümlichen Annahme, daß jede Geisteskrankheit, jede Störung der geistigen Functionen mit völliger und ununterbrochener Verdunkelung der Vernunft verbunden sein müsse. Sie hätten auch noch Seneca's Ausspruch anführen können: „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit", oder Shakspeare's Worte von „the poet's eye, in a fine frenzy glowing". Aber Tasso's Krankheit war mehr, ja sie war etwas ganz anderes als eine unter dem Einfluß des musischen Rausches die gemeine Logik des gesunden Menschenverstandes misachtende und überfliegende Begeisterung. Sicher ist, daß Tasso keineswegs immer Herr seiner Gedanken war, daß sein Reden, Schreiben und Thun durchaus nicht immer von einem selbstbewußten Willen geleitet wurde. Wie oft enden seine philosophischen Dialoge und Betrachtungen, die er in dieser Zeit verfaßte, von wohlüberlegten, klaren und logisch geordneten Sätzen ausgehend, nicht selten zu begeistertem Schwunge der Gedanken sich erhebend, in einer Weise, die eher an die Fieberträume eines delirirenden Kranken als an die Meditationen eines denkenden Philosophen erinnert!

So erscheint das Vorhandensein eines tiefgehenden Leidens der seelischen Organe unsers Dichters zweifellos; sehr zweifelhaft dagegen, ob man berechtigt war, ihn in Bausch und Bogen als einen Wahnsinnigen zu bezeichnen. Denn das Unterscheidungsvermögen zwischen dem wirklich Geschehenden oder Geschehenen und den Ausgeburten einer kranken Phantasie, dessen Verlust die Sachverständigen als das charakteristische Merkmal des wirklichen Wahnsinns hervorheben, ist Tasso nur ganz vor-

übergehend verloren gegangen. Sogar bei seinen Visionen war er sich gewöhnlich bewußt, daß es sich um solche, nicht um objectiv vorhandene Erscheinungen handelte. Nicht im geringsten zweifelhaft ist es endlich, daß durchaus keine genügende Veranlassung vorlag, den Unglücklichen sieben Jahre lang gewaltsam in einem Tollhause gefangen zu halten und ihn dort nicht von verständigen und humanen Aerzten, sondern von unwissenden und fanatischen Mönchen wie einen Verbrecher behandeln zu lassen. Es ist wahr, es ging ihm, wie es scheint, noch nicht so schlimm wie damals und noch viel später gar manchen andern, die man nicht als unglückliche Kranke pflegte, sondern wie wilde Bestien mit Ketten und Peitschenhieben tractirte. Aber was er zu erdulden hatte, war wahrlich schlimm genug. „Neu und unerhört", schreibt der Unglückliche, „ist mein Schicksal, da ich suchen muß zu beweisen, daß ich kein Verrückter bin und man mich nicht als solchen gefangen halten dürfte.... Jetzt denke ich nicht mehr an Ruhm und Ehre; jetzt wäre ich glücklich, wenn ich meinen beständigen Durst löschen, wenn ich in irgendeiner Herberge das Leben des niedrigsten aller Menschen in Freiheit hinbringen könnte." — „Lenke auf mich", heißt es in einer an den Cardinal Albano gerichteten Canzone, „den milden Blick deines Auges, und du wirst da, wo Haufen gemeinen aus Mitleid aufgenommenen Volkes schmachten, unter allen den Jammernden auch deinen frühern Diener erblicken, seufzend und stöhnend, den schrecklichen Tod im Gesicht, blutlos, in tausend Qualen, mit düstern hohlen Augen, schmuzstarrenden schlaffen Gliedern, in denen der Lebenssaft vertrocknet ist, das Los der Aermsten beneidend, die doch noch Mitleid tröstet." Sogar an Nahrung und Kleidung ließ man ihn Mangel leiden; der Besuch von Freunden, anfangs ganz untersagt, blieb äußerst beschränkt; seine Briefe wurden erbrochen, die Verfügung über seine Manuscripte ihm verweigert.

Die Zelle, in der Tasso die ersten zwanzig Monate seiner Gefangenschaft in Sant' Anna zubrachte, „ein Grab der Lebendigen", wie er selbst sie nennt, war ein wirklicher Kerker, welcher den Unwillen und Abscheu Montaigne's, der den Dichter darin

aufsuchte und Zutritt erhielt, wie aller spätern Besucher erregte. Sie ist noch, und, wie es scheint, in wesentlich unverändertem Zustande, erhalten. Unmittelbar von einem innern Hofe des Gebäudes aus tritt man in den etwa sieben Fuß hohen, zehn Fuß breiten und zwanzig Fuß langen gewölbten Raum, dessen Boden tiefer liegt als das Niveau des Hofes, und der sein Licht nur durch ein kleines vergittertes Fenster von diesem Hofe her erhält. So war es sicherlich keine Uebertreibung, wenn der Unglückliche sich bitter darüber beschwert, daß die dumpfe feuchtkalte Luft, in der er leben müsse, alle seine Leiden verschlimmere. Dazu die unglückseligen Curen, mit denen man ihn quälte, die ewigen Blutentziehungen zumal; dazu die Gesellschaft der Mönche, die fortwährend auf ihn einstürmen, um seine Seele aus den Krallen des Teufels zu retten: war es da ein Wunder, wenn seine Körperkräfte von Jahr zu Jahr abnahmen, wenn seine geistige Spannkraft dahinsank, wenn der Goldstrom der Poesie zu versiegen begann, wenn das Leben ihm mehr und mehr zur Last wurde, wenn er endlich in eine dumpfe Apathie verfiel? „Mein Gesicht und Gehör sind geschwächt, meine Glieder sind abgemagert und kraftlos, mein Gedächtniß ist dahin: nicht den zehnten Theil einer Minute mehr kann ich meine Gedanken auf irgendeinen Gegenstand fixiren." Er redet sich ein oder läßt sich einreden, daß er von bösen Dämonen besessen sei. Von den alten Scrupeln wegen seiner Rechtgläubigkeit und der etwaigen Seligkeit gequält, sieht er in dem Kloster das Asyl der Auserwählten, und seine Seele erfüllt sich mit mystisch verzückten Phantasien. Vergebens empören sich wiederholt Verstand und Vernunft, die ihm ehedem eine so helle Leuchte gewesen; vergebens taucht das antike Schönheitsideal, das ihn früher begeistert und entzückt hatte, von Zeit zu Zeit nochmals empor: mit Abscheu stößt er die unheiligen Regungen als Verlockungen des bösen Geistes von sich.

Aber wunderbar! Derselbe unglückliche Gefangene, dessen Krankheit, dessen zerrütteter geistiger und körperlicher Zustand aus der Mehrzahl der vielen Briefe, die er im Kerker schrieb, wie aus den Berichten seiner Besucher so unwiderleglich hervor-

leuchtet, verfaßte in diesen Jahren zugleich eine Reihe philosophischer Abhandlungen, die zum größern Theile keine Spur eines geschwächten oder gestörten Geistes zeigen. Nicht weniger als sechzehn von Tasso's siebenunddreißig Dialogen stammen aus Sant' Anna. Er schrieb selbst auf Wunsch seines Freundes, des Benedictinerpaters Grillo, einen Aufsatz über die Kunst des Dialogs, den er als die geeignetste Form der Lehrprosa bezeichnete, weil der Gesprächston verhindere, daß der Leser den Eindruck einer ihm aufgedrungenen Lehre empfange. Er pflegte diese Gespräche mit einer kleinen Erzählung einzuleiten; im übrigen war die Form wie auch zum Theil der Inhalt seinem Lieblingsvorbilde Plato entlehnt. Alle möglichen Gegenstände des Denkens und Lebens sind darin behandelt: Frömmigkeit, Freundschaft, Liebe, Poesie, Schönheit, Adel, Vergnügen, Spiel, Würde, Eifersucht, Milde u. s. w. Selbst „ein Familienvater" findet sich darunter, in dem der kranke Dichter und Junggesell in verständiger und umsichtiger Weise die Regierung des Hauses bespricht. Die Lehren der Platonischen und Aristotelischen Philosophie sind in diesen Gesprächen nicht selten wunderlich verquickt mit dem Mysticismus der heidnischen und der christlichen Neuplatoniker, eines Plotin und Origenes. Was wir darin bei allem Reichthum der Gelehrsamkeit schwer vermissen, ist die Basis einer festen und klaren Ueberzeugung, einer einheitlichen Lebensanschauung. Die Dialoge entwickeln keine Principien; sie entspringen aus augenblicklichen Stimmungen, Bedürfnissen und Anregungen aller Art. Wo der Verfasser die eigenen Seelenzustände schildert, den Conflict zwischen Glauben und Wissen darstellt, ist er voller Leben und erregt im hohen Grade unsere Theilnahme. Sobald er sich aber auf metaphysische Untersuchungen einläßt, wird er schwerfällig, absurd und trocken. Durch die schöngeordneten Falten des Stils, wie ein italienischer Literarhistoriker sich ausdrückt, erscheint dann das dürre Skelet der Scholastik.

In den Briefen, die er an den Herzog und an die Prinzessinnen wie an verschiedene Fürsten innerhalb und außerhalb Italiens richtete, um seine Freiheit zu erlangen, von denen indeß

wol die wenigsten an ihre Adresse gelangt sein mögen, führt Tasso selbst seine Dialoge über „den Adel“ und „die Würde“ als Beweise gegen seinen Wahnsinn an. Gelang es ihm nicht, den Herzog und seine Rathgeber zu überzeugen, oder hatte der Fürst andere Gründe, ihn nicht wieder loszugeben: die Briefe, in denen er zugleich flehentlich um Vergebung für seine feindseligen Aeußerungen gegen das Haus Este bat, blieben ohne Antwort und ohne Wirkung. Mag man hier das Verfahren des Herzogs noch erklärlich und entschuldbar finden, so war es dagegen zugleich ein schwerer Vertrauensbruch und ein nie zu rechtfertigender Eingriff in die heiligsten Rechte des Dichters, wenn er veranlaßte oder doch ausdrücklich gestattete, daß das „Befreite Jerusalem“ während dieser Zeit ohne seines Verfassers Vorwissen und Zustimmung gedruckt und veröffentlicht wurde.

So vergingen zwei Jahre harter Gefangenschaft. Allerdings hatte man ihm inzwischen Aerzte gesandt; dann und wann durfte er einen kurzen Besuch empfangen; zu lesen und zu schreiben war ihm gestattet. Jetzt aber öffnete sich zum ersten male für ihn die Kerkerthür: eine edle Freundin, die Marchese Marfisa d'Este, hatte durch ihre dringenden Bitten dem Herzog die Erlaubniß abgerungen, ihr Tasso zu einem Besuch auf ihrer Villa vom Morgen bis zum Abend anzuvertrauen. In Gesellschaft von Freunden und Freundinnen, unter denen sich auch die von Tasso seit seiner Jugend hochverehrte modenesische Edeldame Tarquinia Molza befand, verfloß ihm ein glücklicher Tag, dem der zierliche Dialog „La Molza e l' amore“ sein Dasein verdankt. Aber diesem einzelnen Lichtblick folgten wieder dunkle Stunden. Der gelehrte venetianische Drucker Aldus Manutius, der Tasso 1582 besuchte, fand ihn in jammervollem Zustande „nicht in Betreff seines Verstandes, der mir vollkommen gesund erschien, sondern wegen der Blöße und des Hungers, den er litt“.

Indessen waren seine Freunde nicht müßig gewesen. Schon seit 1580 hatten die Cardinäle Albano und Scipio Gonzaga wiederholt Verhandlungen wegen seiner Freilassung mit dem Hofe von Ferrara eingeleitet. Sie scheiterten an dem Starrsinn des Herzogs, der sich erst nach mehrern Jahren so weit erweichen ließ,

daß er den Freunden des Gefangenen gestattete, ihn dann und wann auf Stunden oder auf einen ganzen Tag unter Bewachung ins Freie zu führen, was den Armen die Qualen des dumpfen Kerkers bei der Rückkehr nur um so schmerzlicher empfinden ließ. Die beiden Kirchenfürsten begnügten sich endlich, der vergeblichen Versuche müde, den Unglücklichen zu geduldigem Ausharren zu ermahnen. Nicht so zwei Freunde geringern Ranges. Der Benedictiner Grillo und der florentinische Gesandtschaftssecretär Costantini durchzogen die Halbinsel, überall die Gerechtigkeit der Fürsten und das Mitgefühl des Volks für den Gefangenen in die Schranken rufend. Immer lauter durchtönte ein Schrei der Empörung die Gaue und Völker Italiens über die schmähliche Mishandlung seines größten Dichters; immer entschiedener verlangte die öffentliche Stimme seine Befreiung. Die italienischen Souveräne wie die Fürsten des Auslandes, selbst Kaiser Rudolf II. und der Papst verwandten sich dafür bei dem Herzog von Ferrara. Lange blieb alles vergeblich. Aber die treuen Freunde ließen sich nicht abschrecken. Immer von neuem bestürmten sie zumal den Herzog Wilhelm Gonzaga von Mantua, dessen Einfluß auf seinen Schwager Alfons bekannt war, mit ihren Bitten. Angelo Grillo, der den Dichter im Frühling 1584 besucht und in solcher Verfassung gefunden hatte, daß er erstaunt war, „daß die Seele Tasso's nicht aus Verzweiflung an allem Göttlichen und Menschlichen aus der gebrochenen Hülle entflohen sei“, schrieb an den Herzog von Mantua, indem er ihm ein neues Sonett Tasso's übersandte: „Wenn seine Freiheit nur von seiner Gesundheit abhängen kann, so hängt doch seine Gesundheit wiederum nur von einer Milderung seiner Gefangenschaft ab, und er hofft fest darauf, diese Milderung durch die Vermittelung Eurer Hoheit zu erlangen.“ In seiner Antwort betheuerte Herzog Wilhelm sein Mitleid wie seine Liebe und Verehrung für den Dichter. „Wenn ich nach Ferrara komme, will ich ihm thatsächliche Beweise meiner Freundschaft geben.“

Er hielt Wort. Nachdem er zunächst eine Erleichterung der Gefangenschaft erwirkt, erlangte er endlich, unterstützt durch die

von allen Seiten, auch von dem neuen Papst Sixtus V. an Alfons ergehenden ernsten Mahnungen, daß ihm dieser gestattete, Tasso unter seine Obhut zu nehmen und mit sich nach Mantua zu führen; aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er auch dort unter strenger Aufsicht gehalten werde.

Hätte Herzog Alfons den Kranken wirklich nur aus freundschaftlicher Sorge für sein Wohl, wie er und seine Vertheidiger behaupten, gefangen gehalten, so durfte er jetzt, nachdem er ihn auf das allgemeine Verlangen hin freigegeben und ein anderer die Verantwortlichkeit übernommen hatte, seine Hände in Unschuld waschen. Aber die dem Herzog Wilhelm gestellte peremtorische Bedingung liefert, in Verbindung mit seinem langen und hartnäckigen Widerstande gegen alle Bitten und Vermahnungen, den unwiderleglichen Beweis, daß seine Handlungsweise keineswegs ausschließlich durch menschenfreundliches Mitleid, sondern auch, und vielleicht in erster Linie, durch Furcht und Rachsucht bestimmt wurde: Furcht, daß der Dichter, wenn er frei wäre, in den Dienst seiner Feinde treten und die Welt mit gerechtfertigten und ungerechtfertigten Klagen über ihn erfüllen möchte; Rache für die Beleidigungen, die Tasso gegen ihn und sein Haus ausgestoßen hatte und die er gleichsam wie einen Flecken auf seiner Fürstenehre betrachtete.

VII.

Am 13. Juli 1586 öffnete sich das Kerkerthor; doch der heraustrat, war nicht mehr der alte Tasso. Der schöne feurige Mann in der Blüte des Lebens, der vor sieben Jahren diesen Raum betreten, erschien jetzt bleich, schwach, gebeugten Hauptes, fast zum Greise gealtert, geistig und körperlich gebrochen, ein bloßer Schatten seiner selbst.

In Begleitung Costantini's, der ihn aus dem Kerker geführt hatte, und des Prinzen Vincenzo Gonzaga reiste er sofort nach Mantua ab. Der Fürst des Landes, der ihn wahrhaft schätzte und liebte, empfing ihn herzlich und trug reichlich Sorge für alle seine Bedürfnisse. War er auch nicht gewillt, sein

Alfons gegebenes Wort brechend, Tasso die volle Freiheit wiederzugeben, so bemühte er sich doch, möglichst jeden Schein einer Gefangenschaft, jede Belästigung durch die unvermeidliche Aufsicht fern zu halten. Auch fühlte sich Tasso anfangs glücklich in den neuen Verhältnissen; bald aber umdüsterte sich seine Stimmung von neuem. Er glaubte sich von allen gehaßt und verachtet und beklagt sich bitter über die geheime Ueberwachung, die stete Begleitung eines Dieners bei seinen Ausgängen, das Verbot des Ortswechsels. Zu einem schweren Krankheitsanfall gesellt sich der unaufhörliche Verdruß über die Drucker, die seine Werke eigenmächtig, verstümmelt und incorrect verlegen und ihm gar keine oder nur die erbärmlichsten Honorare zahlen. Seine Sehnsucht zieht ihn nach Rom, wo er alles zu finden hofft, was ihm fehlt. Der Herzog verweigert entschieden die Erlaubniß zu der Reise dorthin, gestattet aber wenigstens stillschweigend eine solche zu den Verwandten nach dem geliebten Bergamo. Ebenso ehrenvoll wie herzlich empfangen, von Angehörigen, Freunden und Bewunderern umgeben, fühlt er sich hier „froh, den Hunger einer langen Sehnsucht endlich zu stillen". Er vollendet die neue Bearbeitung seiner Tragödie „Torrismondo", und denkt an neue poetische Schöpfungen. Bald genug aber heißt es wieder: „Ich genieße hier nur den Schatten einer eingebildeten Freiheit, bin über alles im Ungewissen, fühle mich von allem unbefriedigt, voller Reue und Verdruß. Nach Rom, nach Rom!" Er fragt die Freunde um Rath: alle ohne Ausnahme, Grillo, Costantini, Scipio Gonzaga, Cattaneo rathen ihm dringend ab. Da stirbt Herzog Wilhelm Gonzaga; Tasso kehrt nach Mantua zurück, verläßt aber nach wenigen Tagen heimlich von neuem die Stadt und eilt nach Bologna, von wo er über Loreto nach Rom und weiterhin nach Neapel zu gehen beabsichtigt, um dort sein ihm noch immer vorenthaltenes mütterliches Erbe zu erstreiten.

Man hat dem Herzog Vincenzo Gonzaga, dem Sohn und Nachfolger des Befreiers, die schwersten Vorwürfe gemacht, weil er alles aufbot, Tasso durch gütliche Ueberredung und List zur Rückkehr nach Mantua zu bewegen, und ebenso Costantini, weil er dem Herzog nach Kräften dazu behülflich war. Die Vorwürfe

sind durchaus unberechtigt. Nicht nur daß der Herzog als ehrlicher Mann verpflichtet war, das von dem Vater mit seinem Vorwissen und seiner Zustimmung Alfons gegebene Wort zu halten: er wie Costantini waren, und schwerlich mit Unrecht, der Ueberzeugung, das umherschweifende Leben, in stetem Kampf mit Noth und Elend durch zusammengebettelte Geschenke kläglich gefristet, könne Tasso weder zur Ehre gereichen noch ihn zur Genesung führen. Eine Zeit lang während des römischen Aufenthalts scheint allerdings die Absicht bestanden zu haben, ihn nöthigenfalls auch wider seinen Willen nach Mantua zurückzubringen. Als aber Sixtus V. jede Anwendung von Gewalt entschieden untersagte, fragte Vincenzo Gonzaga in Ferrara an, was bei dieser Sachlage zu thun sei, und erhielt alsbald von dem Oheim die Antwort, er möge Tasso gegenüber thun, was er wolle, er selbst werde sich nicht mehr im geringsten um ihn bekümmern. Froh, seines Wortes entbunden zu sein, befahl der Herzog von Mantua sofort, Tasso gehen zu lassen, wohin es ihm beliebe, und ihn in keiner Weise weiter zu behelligen. Er hat es auch später trotz des geringen Dankes, den er von dem Dichter geerntet hatte, nicht an Beweisen seiner freundschaftlichen und wohlwollenden Gesinnung gegen Tasso fehlen lassen. Als dieser vier Jahre nachher selbst den dringenden Wunsch aussprach, nach Mantua zurückzukehren, sandte er ihm reichliches Reisegeld, mit der Versicherung, er werde für ihn und seine Gesundheit Sorge tragen, wie man für das Theuerste sorge, das man besitze, und hielt sein Versprechen.

In Bologna ließ sich Tasso den Bitten mehrerer Freunde zum Trotz nur einen Tag halten; dann eilte er, um in dem berühmten Hause der heiligen Jungfrau zu Loreto dem Muttergottesbilde seine Gelübde und Gebete zu Füßen zu legen:

O Jungfrau, Mutter, Himmelskönigin!
Durch meine Thränen läutre meinen Sinn,
Daß ich, durch dich geläutert, neugeweiht,
Mich schwinge aus dem Abgrund schwarzer Sünden
Empor zu dir, wo deine Herrlichkeit
Die Sternenkreise leuchtend mir verkünden.

Im November 1587 langte er in Rom an, das längst das Ziel seiner Wünsche und seiner Sehnsucht war. In Rom, „dem weiten Welttheater, der gemeinsamen Stadt der Menschheit, der ersten der Welt", im Mittelpunkt der katholischen Christenheit, am Sitze des Statthalters Gottes, hofft er, geistig und körperlich zu genesen, seine religiösen Scrupel dauernd zu bannen, eine ehrenvolle und sorgenlose Stellung zu erlangen. Er denkt ganz ernstlich daran, in den Priesterstand einzutreten. War es doch damals etwas ganz Gewöhnliches, diese Carrière, die man als ehrenvoll und einträglich betrachtete, ohne viel Rücksicht auf den innern Beruf zu wählen. Den Widerwillen Bernardo's gegen diese „Laufbahn der Trägen und Unbedeutenden" theilte Torquato Tasso nicht oder doch nicht mehr. Sich einen häuslichen Herd, eine Familie zu gründen, dazu fehlte es ihm nicht nur an den äußern Mitteln, sondern auch an Neigung und an physischem Vermögen. „Ich bin nicht geneigt zu heirathen, und fast unfähig zur Ehe." Er wünscht sich vielmehr eine bequeme Abtei, irgendeine bequeme Pfründe oder eine Stelle als päpstlicher Hofprälat, wo er in Ruhe seinen Studien leben könnte.

Nichts von dem allen wurde ihm zutheil. Sixtus V., eine gewaltige Herrschernatur, der größte Kirchenfürst des Jahrhunderts, hatte keine Zeit und kein Interesse für den kranken Dichter; er weigerte ihm zwei Jahre lang jede Audienz. Die rührende Canzone, welche dieser „hoffenden und zagenden Herzens" an ihn richtete, da er keinen Weihrauch zu streuen, keine Bildsäulen, kein Geld zu bieten habe, hat er wol nie gelesen. Die geistliche und weltliche Aristokratie empfing den Dichter mit unverhohlenem Mistrauen, ja vielfach mit offen zur Schau getragener Abneigung. Das hohe Idealbild, das er sich von dem römischen Leben gemacht, zerfloß in Dunst und Nebel. Das wilde und wüste Treiben der höhern Stände, die Bettelhaftigkeit und Sittenlosigkeit des elenden verlotterten Volks ekelten ihn an. Seine freimüthig tadelnden Aeußerungen darüber wurden mit bitterm Hohn erwidert. Neue Angst überfiel ihn. „Mein Schicksal", schreibt er der Schwester, „immer beunruhigend, immer erschreckend, voller Kummer und Sorgen, gleicht der

Ungunst des Wetters; in meiner Verzagtheit und Niedergeschlagenheit kann ich mich aus Furcht vor einem übeln Ausgang zu nichts entschließen."

Gern wäre er jetzt in den Dienst der Mediceer getreten; aber der Cardinal del Monte, an den er sich um seine Fürsprache wandte und der sein Gesuch dem Großherzog von Toscana zur Berücksichtigung empfahl, „denn es errege das tiefste Mitleid, das größte Genie unsers Zeitalters in solchem Elend zu sehen", erhielt zur Antwort, Tasso würde dem Hofe nur Kummer und Verdruß bereiten; der Cardinal möge ihm funfzig Scudi auszahlen und ihn hingehen lassen, wohin er wolle. Auf einen directen Brief Tasso's erfolgte eine Anweisung auf die gleiche Summe, die man ihm aber nur nach und nach auszahlen solle, da er alles, was man ihm gebe, auf einmal wegzuwerfen pflege.

Unter diesen Umständen nahm der heimatlose Dichter die freundliche Einladung der Schwester Cornelia und seiner Freunde in Neapel mit Freuden an. Die Stadt, „die mir unter allen weitaus am besten gefällt und sowol um des Andenkens meiner Mutter wie meiner Kindheit willen als eine hochtheure Heimat winkt", das herrliche Bild des halbmondförmig gekrümmten Golfs und das belebende Klima, in dem sich See- und Gebirgsluft mischen, die Umgebung theilnehmender Freunde, die nahe Aussicht endlich auf ein Ende seiner materiellen Sorgen durch die Auslieferung des mütterlichen Erbes wirken erheiternd und beruhigend auf sein Gemüth. Aber es ist nur ein Sonnenstrahl, der einen Augenblick aus schwerem Gewölk hervorbricht. Wieder überkommt ihn die religiöse Schwärmerei und die Angst vor der Welt; er verläßt die schöne Villa seines Freundes Manso, zieht sich in ein Kloster zurück und erschöpft sich in frommen Uebungen. Zugleich aber arbeitet er mit dem größten Eifer an einer vollständigen Umgestaltung seines Heldengedichts. Die kleinlichen und hämischen Censuren seiner Kritiker, die Art, wie man sein Manuscript mishandelt und hinter seinem Rücken veröffentlicht hatte, vor allem aber seine zunehmende Melancholie und ascetisch-religiöse Richtung, seine wachsende Furcht vor

Kirchen- und Höllenstrafen hatten ihm das „Befreite Jerusalem" verdächtig und zuwider gemacht, „in das, wie ich fürchte, der schmeichlerische Parnaß zu viel von seinem süßen Gifte geträufelt hat". Anfangs streitet noch das stolze Bewußtsein des gewonnenen Ruhms mit der neuen Anschauung; aber mehr und mehr tritt schon in seinen Briefen aus Sant' Anna die Unzufriedenheit mit der eigenen Schöpfung hervor. „Ich bin ihr abgeneigt wie der Vater rebellischen Kindern oder solchen, auf denen der Verdacht des Ehebruchs lastet." Man hat es ohne seine Zustimmung „La Gerusalemme liberata" genannt: er zieht dem „Befreiten" das „Eroberte" Jerusalem (conquistata) vor. Um 1585 verkündet er seinen Entschluß, dem Gedichte einen höhern Ton zu geben und es um vier Bücher zu vermehren. „Aber die Arbeit ist lang, und ich bin sehr müde!" Gleich nach seiner Befreiung machte er sich ans Werk. In Mantua begonnen, in Neapel fortgesetzt, wird die Arbeit 1592 in Rom vollendet. „Ich wünsche", schreibt er, „daß der Ruf dieses erweiterten und fast ganz erneuerten Gedichts dem frühern das Ansehen raube, das ihm mehr durch die Thorheit anderer als durch mein eigenes Urtheil zutheil geworden ist.... Dieses ist aus meinem Geist geboren wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's, weshalb ich ihm Leben und Seele anvertrauen würde.... Ich kann von ihm ohne Erröthen sagen, was Dante von der himmlischen Beatrice sagt: «Sie schien ihr altes Selbst weit zu besiegen.»"

Es war ein trauriger Irrthum. Das „Eroberte Jerusalem" ist die unglückliche Production eines von Körper- und Seelenleiden geschwächten Dichtergeistes, in welcher er die schönsten und duftigsten Blüten seiner Poesie abriß, um sie durch langathmige fromme Betrachtungen, durch die steife Rhetorik der scholastischen Philosophie, durch frostige Allegorien und Abstractionen, endlich durch eine Sprache zu ersetzen, die erhaben und feierlich sein soll, aber nur gekünstelt, schwerfällig und phrasenreich erscheint. An die Stelle der schönen Episode von Olinto und Sophronia tritt eine langweilige militärische Musterung; Rinaldo, Erminia, Armida, die anziehendsten, seinem Volke schon lieb und vertraut gewordenen Gestalten, sind verschwunden. Glaubte

er dem Gedichte größere Einheit und Einfachheit der Handlung, der Composition mehr logischen Zusammenhang, dem Ganzen ein mehr geschichtliches Colorit gegeben zu haben, so hatte er diesem Zwecke allen poetischen Schwung, allen farbigen Schmuck, alle Natürlichkeit der Diction geopfert. Nur einzelne Stellen, wie der Tod Rupert's und die Episode von Vafrin, erinnern noch durch Anschaulichkeit der Darstellung und Lebendigkeit des Ausdrucks an die bessern Tage des Dichters. Kein schlagenderer Beweis, wie Krankheit und Kerkerleiden den Geist des unglücklichen Verfassers zerrüttet hatten, als daß er diese traurige Schöpfung, die heutzutage nur noch der Literarhistoriker und nur mit innerm Widerstreben liest, seinem großen Jugendwerke himmelhoch überlegen glaubte.

Bald genügt auch das „Eroberte Jerusalem" seinem ganz von religiöser Exaltation erfüllten Geiste nicht mehr. Er will ein Werk schaffen, das nicht mehr von den Musen, sondern vom Heiligen Geiste eingegeben sein soll; aber vergebens sucht er sich auf den geknickten Schwingen seines Genius zu erheben: aus Dogmen, scholastischen Spitzfindigkeiten und Bibelstellen will sich kein Gedicht aufbauen. Er vollendet nur hundert Stanzen des „Monte Oliveto", in dem er die Geschichte des Klosters besingt, das ihm ein Asyl gewährte. Immer tiefer versinkt er in mystisches Grübeln: er verdammt die Welt mit ihren Freuden; als letzter Gedanke fast aller seiner Gedichte aus dieser Zeit erscheint stets das vanitas, vanitatum vanitas:

Eitel ist alles Schöne der Welt,
Was, die Sinne berauschend, gefällt;
Eitel die Bühne, wo sich die Nacht
Wandelt in Tag von Fackeln erhellt;
Eitel die Spiele, die irdische Pracht,
Waffenglanz und Sieg in der Schlacht!

Auch philosophische und theologische Studien bringen keinen Trost und keine Befriedigung. Er sehnt sich nach übernatürlicher Offenbarung, welche seine Seele aus dem Wirrsal des Lebens in den sichern Hafen der Ruhe und Seligkeit führen soll.

Herrscht so in den poetischen Producten dieser Periode durchweg ein Geist religiöser Exaltation und weltfeindlicher Ascese, so tritt uns dagegen aus den gleichzeitigen Briefen und prosaischen Schriften wunderbar das geistige Doppelwesen Tasso's entgegen. Mit den mystisch verzückten Schwärmereien, wie sie auch hier nicht fehlen, wechseln freie, scharfsinnige philosophische Reflexionen, ebenso wie mit den Schmeicheleien und unterwürfigen Bitten des Hofmanns, der die Sonne der Fürstengunst nicht entbehren kann, die stolze Sprache des unabhängigen Denkers, der die angeborene Menschenwürde in dem Geringsten geachtet wissen will, der die Rechte des Individuums dem Staate, die des Unterthanen dem Fürsten gegenüber vertritt, der es ungescheut ausspricht — in jenen Zeiten eine seltene Kühnheit — daß der Monarch um des Volkes willen da sei, der gleiches Recht für alle verlangt und statt der Befriedigung des Ehrgeizes der einzelnen, welcher die Gesellschaft bisher gedient hat, die Förderung der allgemeinen Civilisation als ihr Ziel und ihren Zweck bezeichnet. Wieder erfüllt ihn der begeisternde Gedanke, die Welt, zumal die Welt der höhern Stände, zu reformiren, indem er ihr den Spiegel vorhält und ihr zugleich sein Ideal entgegenstellt. Und wenn er dann erkennen muß, daß seine naive Idee, die im tiefsten Grunde demoralisirten Fürstenhöfe durch seine Lehren und Ermahnungen zu Mustern edler Sitte und echter Sittlichkeit umzugestalten, ein eitles Traumbild ist, daß sie ihm nichts als Spott und Hohn oder Haß und Verfolgung zuzieht, erschrickt er wieder vor dem eigenen Thun. Er hat nichts von einem Stoiker, der sich, unbekümmert um das Urtheil der Welt, am Beifall des eigenen Bewußtseins genügen läßt; er dürstet nach Anerkennung, nach Ruhm und Ehre, er vermag auch Armuth und Noth nicht zu ertragen, er will sich sonnen im Glanze der Hoheit und des Reichthums. Und ebenso sinkt er, wenn die Hoffnung sich trügerisch erweist, mit seinem Geiste die letzten Enden aller Dinge zusammenzufassen, aus dem freiesten Aufschwunge der Seele, aus den kühnsten philosophischen Speculationen wieder in die Verzweiflung am eigenen Denken, an der eigenen Vernunft zurück und sucht Trost und

Beruhigung in der unbedingten Unterwerfung unter die Kirchenlehre, in äußern und innern Bußübungen.

An dieser Doppelnatur, an diesem innern Zwiespalt ist der Unglückliche zu Grunde gegangen, mehr als an jedem äußern Schicksal. Er war begabt mit dem feinsten Sinne für die Erkenntniß des Schönen, Wahren und Guten, mit der glühendsten Phantasie, mit der reichsten Gestaltungskraft; aber es fehlte seiner geistigen wie seiner körperlichen Constitution an der ausdauernden Energie, an jener Stahlhärte der Nerven wie des Charakters, an aller der zähen Consequenz und Widerstandskraft, deren ein Mann mit seinen Gaben und Zielen in solcher Stellung, solchen Umgebungen, solchen Zeitverhältnissen am wenigsten entbehren kann. Die Gegensätze des Jahrhunderts, wo Denk- und Gewissensfreiheit mit Bigoterie und Zelotismus, unbändiges Freiheitsstreben mit ungezügelter Fürstenwillkür, hohe sittliche Ziele mit tiefster moralischer Verworfenheit im Kampfe lagen, spiegeln sich gleichsam in seinem Wesen wie in seinem Leben wider. Und wie in seinem Vaterlande jener Kampf zwischen Freiheit und Autorität, zwischen Humanismus und Klerikalismus, zwischen der freien Selbstbestimmung des religiösen Gemüths und dem starren Dogma der Kirche nicht durch die Kraft der innern Wahrheit, sondern durch äußere Machtmittel g e g e n die Freiheit entschieden ward, so reflectirt sich auch dieser Ausgang in Tasso's letzten Lebensjahren, so kommt es auch bei ihm zu keiner innern Versöhnung der Gegensätze. Ist es auch nicht äußerer Zwang, was ihn nöthigt, seine Vernunft gefangen zu geben und sich bedingungslos unter die alleinseligmachende Autorität zu beugen, so ist es doch ebenso wenig die aus dem schweren innern Kampfe hervorgegangene freie Ueberzeugung von der unverbrüchlichen Wahrheit des katholischen Dogmas: wie so viele vor und nach ihm sucht er, ermüdet von dem schweren, aussichtslosen Ringen, kampfunfähig geworden durch Leid und Krankheit der Seele und des Leibes, im unbedingten blinden Glauben den Trost und die Beruhigung, die ihm das Denken nicht gebracht hatte; wie so viele andere bekämpft er durch mystische Gefühls-Exaltation und übertriebene

Bußübungen die immer von neuem sich aufdrängenden zweifelnden Gedanken.

Auch Neapel konnte dem Dichter nicht bieten, was er mit rastlosem Sehnen und Hoffen überall suchte und nirgends fand. Kein Ortswechsel konnte geben, was Natur und Schicksal versagten: Gesundheit des Leibes und der Seele, Heiterkeit des Gemüths und ein freies, sorgenloses Leben. Von neuem wirft er sehnsüchtige und hoffnungsvolle Blicke auf Rom. Vergebens wie immer suchen die Freunde ihn zurückzuhalten; er bettelt das Reisegeld zusammen und betritt abermals die heilige Stadt. Aber seine alten Gönner unter den Cardinälen, selbst Scipio Gonzaga nicht ausgenommen, empfangen ihn kühl und schroff; die gehoffte Aufnahme im Vatican wird ihm verweigert; er muß sich in ein Kloster zurückziehen, ja endlich im Hospital der Bergamasken eine traurige Unterkunft suchen. Bittere Klagen wie über die ganze Mitwelt, so auch über die alten Freunde entströmen seiner Feder. „Ich habe es an mir erfahren, daß Freundschaft nicht dem Weine gleicht, der mit der Zeit besser wird.... Künftig werde ich mich nur noch auf den göttlichen Schutz und auf die Gerechtigkeit der Nachwelt verlassen.“ Aber er täuscht sich selbst, wenn er glaubt, der Gegenwart und der Erde entsagen zu können.

Inzwischen hatte sein trauriges Schicksal weithin, bis über die Grenzen Italiens hinaus, das öffentliche Mitleid erregt. Welche Schmach für das ganze Land — so ertönten Stimmen von allen Seiten —, seinen größten Dichter in Noth und Elend schmachten zu lassen! Von mehrern Fürstenhöfen erfolgten dringende Einladungen. Tasso nahm die des neuen Großherzogs von Toscana an, jenes Ferdinand de' Medici, der in der Geschichte berüchtigt ist als der vermuthliche Mörder Bianca Capello's und des eigenen Bruders. In der heiligen Woche an seinem Ziele angelangt, zog er sich, Florenz selbst vermeidend, sofort in das Kloster auf dem Monte Oliveto zurück, jenem herrlichen Hügel über dem Arnothale, von dem der Blick weithin die mächtige, thurm- und kuppelreiche Stadt, das blühende Thalgelände, die villenbesäeten Berghänge und die ernsten Gipfel

des Hochgebirges überfliegt, und auf dessen cypressenumkränzter Höhe sich noch heute der alte ehrwürdige Klosterbau erhebt, aber — ein in Italien überall wiederkehrendes Zeichen der Zeit — nicht mehr von Mönchen, sondern von Soldaten bewohnt. Erst nach Ostern betritt er zum ersten mal, von der ganzen Bevölkerung festlich empfangen, vom Großherzog hoch geehrt, die schöne Arnostadt. Aber nur für den Augenblick vermag dieser Empfang die schweren Wolken des Trübsinns von seiner Stirn zu scheuchen. Den vom Großherzog ihm angebotenen Posten schlägt er aus, weil er unfähig, Dienste zu leisten, des Hoflebens müde und des eigenen Willens nicht sicher sei.

Da ertönt die Todtenglocke für Sixtus V.; voller Hoffnung auf den neuen, ihm wohlwollenden Papst eilt Tasso abermals nach Rom. Aber schon nach zwölf Tagen stirbt Urban VIII., und was er dem Dichter verheißen hatte, sinkt mit ihm ins Grab. An seine Stelle tritt Gregor XIII., mit Freuden begrüßt von allen Vertretern der Wissenschaft und Kunst, deren Beschützer er schon als Cardinal gewesen war. Auch Tasso, an einem heftigen Fieberanfall daniederliegend, schöpft neue Hoffnung, der aber die Enttäuschung auf dem Fuße folgt. Man weigert ihm die Audienz und den herkömmlichen Fußkuß; auf seine Bitten um Unterstützung muß er sich sogar den Vorwurf eines Verschwenders gefallen lassen. „Ich ein Verschwender? Das Elend läßt mich vergessen, daß ich als Edelmann geboren und erzogen bin; ich gehe unanständig gekleidet einher .... ja, wenn die Kosten für Arzneien weggeworfenes Geld sind, so habe ich freilich manchen Scudo schlecht angewendet.“

Wieder kommt ihm der Gedanke, sich aus der Welt zurückzuziehen und nur dem Himmel zu leben; aber dem Freunde Costantini gelingt es, ihn andern Sinnes zu machen und ihn aus dem Kloster von Santa-Maria del Popolo, wo er Zuflucht gesucht, im März 1591 krank und elend mit sich nach Mantua zu führen, wo ihn Vincenzo Gonzaga mit offenen Armen wieder empfängt und in seinen Hofstaat aufnimmt. Aber in der feuchten und ungesunden Luft des sumpfumgebenen Mantua doppelt vom Fieber geschüttelt, kehrt er nach wenigen Monaten in Gesellschaft

des Herzogs nach Rom zurück und reist von hier alsbald, einer Einladung des Fürsten Conca folgend, weiter nach Neapel. Von diesem vornehmen Gönner herzlich bewillkommnet und mit fürstlicher Freigebigkeit bewirthet, später im Hause Manso's sorgfältigster Pflege genießend, scheint er sich in der reinen und milden Winterluft wunderbar zu kräftigen. Nochmals entfaltet sein Genius die Schwingen: ein drittes Jerusalem, gleichsam eine Versöhnung und Quintessenz der beiden andern, steht vor seiner Seele. Zunächst aber verfaßt er, von der frommen Mutter Manso's angeregt, ein größeres episch-didaktisches Gedicht: „Die sieben Schöpfungstage." Nach Stoff und Anlage scheint dasselbe der zehn Jahre vorher erschienenen „Sepmaine" des Du Bartas entlehnt, jenes französischen Dichters, dem Goethe ein so überschwengliches Loblied singt. Es war bestimmt, eine begeisterte Lobpreisung, ein Hymnus auf die Allmacht, Weisheit und Güte des Weltenschöpfers zu werden. Die einfache Geschichte der Genesis ist in dem wunderlichen Gedichte, in dem die physikalische und astronomische Wissenschaft der Zeit mit moralischen Betrachtungen verbrämt und mit poetischen Bildern aufgeputzt ist, kaum wiederzuerkennen. Tritt auch an manchen Stellen, zumal bei den Naturschilderungen, die alte poetische Fülle und Schaffenskraft in schwungvollen, wohllautenden Versen zu Tage, so erscheinen dieselben doch nur wie Oasen in der Wüste dunkler Mystik und schwerfällig-steifer Rhetorik, und aus dem mühsam künstlichen, vielfach verschnörkelten Vers- und Satzbau tritt uns die sinkende Gestaltungskraft des unglücklichen Dichters greifbar entgegen.

Zwei von den drei Gesängen der „Schöpfungstage" sind vollendet; da vernimmt er die Kunde, daß ein alter und hochverehrter Gönner seiner Muse, Cardinal Aldobrandini, als Clemens VIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen habe. Er singt begeisterte Loblieder auf den Mann, „der die zu Boden liegende Menschheit wieder aufrichten wird, den Gottähnlichen, in dem die himmlische Gerechtigkeit zur Erscheinung kommt". Von einem Nepoten des neuen Papstes nach Rom geladen, folgte er nach kurzem Zögern dem ehrenvollen Rufe, unterwegs, wie uns Manso

erzählt, von Banditen angefallen, aber bald erkannt, mit Ehrfurcht behandelt und sicher nach Rom geleitet. Cardinal Cinzio Aldobrandini nahm ihn aufs freundlichste in seinem Palast auf und versicherte ihn der Gunst und Gnade des Heiligen Vaters. Aber in Roms schwüler Fieberluft verschlimmerte sich Tasso's körperliches wie geistiges Befinden so rasch und heftig, daß die Freunde ihn mit Zustimmung des Papstes zur baldigen Rückkehr nach Neapel vermögen; doch auch die heimatliche Luft vermag ihn diesmal nicht zu kräftigen. Er ist sich seines nahen Hinscheidens bewußt und unterbricht seine religiösen Uebungen und Betrachtungen nur noch einmal durch seinen schönen Dialog „Ueber die Freundschaft", seinen schriftstellerischen Schwanengesang.

Inzwischen haben die Nepoten den Papst bestimmt, die Dichterkrönung Tasso's auf dem Capitol, die höchste Ehre im Sinne jener Zeit, zu decretiren; aber nur auf das wiederholte Drängen seiner Freunde und Gönner entschließt sich der entmuthigte Kranke, den nahen Tod vor Augen, widerwillig zu der Reise, die seine letzte sein sollte. Seinem Vetter Hercules Tasso, der ihn hocherfreut beglückwünschte, erwidert er mit den Worten Seneca's: „Magnifica verba mors prope admota excutit" — die prächtigen Worte löscht der nahe herangerückte Tod aus.

Er unterbrach die Reise, um seinen alten Freunden, den Benedictinern, in ihrem ehrwürdigen Mutterkloster auf Monte-Casino einen Besuch abzustatten, sich bei ihnen auszuruhen und auf das nahe Ende vorzubereiten. Vor den Thoren Roms wurde er von den höchsten Würdenträgern des Kirchenstaats und einer jubelnden Volksmenge feierlich eingeholt und von dem Papste mit hohen Ehren empfangen. Neben einer lebenslänglichen Pension, die ihm derselbe aussetzte, machte eine bedeutende Rente, die ihm aus dem endlich erstrittenen mütterlichen Erbe zufiel, aller seiner materiellen Noth ein Ende; ganz Italien jauchzte der bevorstehenden Krönung seines Lieblingsdichters zu. Das Unglück schien erschöpft, eine neue glänzende Aussicht öffnete sich vor ihm — es war zu spät! Sein Unstern, „ohne Beispiel

im Alterthum, ohnegleichen in der Neuzeit", wie er selbst sagt, ließ die neuaufgehende Sonne des Glücks als ein trügerisches Irrlicht erscheinen.

Anhaltende Regenstürme nöthigten zur Verschiebung der Krönungsfeier. Der todkranke Dichter zog sich in das Kloster von Sant' Onofrio auf dem Janiculus zurück, von dessen hochgelegener Terrasse sein trüber Blick über die Thürme und Kuppeln der Ewigen Stadt und über die braune, trümmerbesäete Campagna zu den malerischen Höhenzügen der Albaner- und Sabinergebirge und der blauen Flut des Tyrrhenischen Meeres schweifte: „Ich habe mich nach Sant' Onofrio führen lassen, nicht nur weil die Luft hier von den Aerzten mehr als die irgendeines andern Theils von Rom gerühmt wird, sondern gleichsam um von diesem erhabenen Orte aus und in der Unterhaltung dieser frommen Väter meine Unterhaltung im Himmel zu beginnen." Mit voller Klarheit sah er das rasch nahende Ende voraus und küßte den Arzt, der es ihm bestätigte, heiter auf die Stirn mit den Worten: „Auf Wiedersehen im Paradiese!" Er benutzte die ihm noch gestattete Frist, um sich mit allen seinen Gegnern zu versöhnen; ja, er bat sogar den Herzog Alfons, der ihm das Schlimmste angethan, um Verzeihung. Dazwischen flammte zuweilen noch sein stolzes Selbstgefühl auf: „Es ist nicht mehr Zeit, von meinem Misgeschick zu sprechen, um nicht zu sagen von der Undankbarkeit der Welt, die wol den Triumph haben wollte, mich als Bettler ins Grab zu legen, während ich dachte, daß der Ruhm, den das Jahrhundert meinen Gegnern zum Trotze von meinen Werken haben wird, der Lohn sein würde, der mir nicht versagt werden dürfte."

Das Wetter hatte sich aufgehellt; der Krönungstag sollte festgesetzt werden. Statt dessen sank Tasso auf das Lager nieder, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Heiter und geduldig, wie kaum je zuvor, ertrug er die vierzehntägigen schweren Leiden der letzten Krankheit. Dem Cardinal Cinzio, der ihm den Segen des Papstes bringend nach seinen Wünschen fragte, erwiderte er: „Gedenket meiner Kinder! Aber da ich mit den «Sieben Schöpfungstagen» das Uebel nicht sühnen konnte, so

laßt alle meine unvollkommenen Werke, insbesondere das «Befreite Jerusalem», verbrennen!"

Die letzten Lebensstunden verbrachte er in heißer Andacht, bald allein, bald mit den Mönchen des Klosters betend. Durch das geöffnete Fenster strömte der Duft der Blütenbäume im Klostergarten; der Friede der hellen Frühlingsnacht lag über der herrlichen Natur, die dem Sterbenden noch zuzulächeln schien, wie um ihm den Abschied vom Leben freundlicher zu gestalten. In der Mitternachtsstunde des 25. April 1595 hauchte er mit den Worten „In deine Hände, o Herr.." den milden Geist aus.

Das prächtige Monument, welches der Cardinal Giulio Aldobrandini dem Andenken Tasso's, zu errichten verhieß, ist nie zur Ausführung gekommen. Ueber dritthalb Jahrhunderte lang verkündete eine kaum zwei Spannen lange einfache Steinplatte mit der Inschrift „Torquati Tassi ossa hic jacent" in einem Winkel der Kirche von Sant' Onofrio die Stelle, wo die irdische Hülle des Dichters ruht, weit eindrucksvoller als die pomphafte und bombastische Inschrift, welche der Cardinal Bevilacqua an der Wand darüber hatte anbringen lassen. Die Kapelle mit dem Katafalk, welche sich jetzt über Tasso's Grabe erhebt, ist erst, nachdem jahrzehntelang mit geringem Erfolge für ein Denkmal gesammelt worden war, auf Anordnung Pius' IX. errichtet worden. Um den Raum dafür zu gewinnen, mußte die Asche des Dichters in ihrer Ruhe gestört und an einer andern Stelle eingesenkt werden. Am 25. April 1857 fand die Einweihung mit großer Feierlichkeit, unter Assistenz der höchsten Würdenträger des päpstlichen Hofes, statt. Aber das anspruchsvolle Monument ist wol durch Umfang und Kostbarkeit des Materials, nicht aber durch den Adel der Formen des großen Künstlers würdig, dessen Andenken es zu ehren bestimmt ist. Ein Dichter, welcher durch Größe der dichterischen Begabung, durch die Härte seines Geschicks und die schwere Verdüsterung des Gemüths so vielfach an Tasso erinnert, Giacomo Leopardi, hat einst an dieser Stelle ausgerufen: „Ich möchte kein Mausoleum über dieser Asche sehen... Man empfindet einen traurigen und doch hohen Trost, wenn

man denkt, daß die Nacktheit und Kleinheit dieses ärmlichen Grabes genügt, die lebendige Theilnahme der Nachwelt zu erregen, während man die prunkendsten Mausoleen Roms mit vollkommenster Gleichgültigkeit für die Person, die sie einschließen, betrachtet.“ Wer heutzutage das pomphafte und geschmacklose Monument sieht, das in so schreiendem Contrast zu dem äußern wie dem innern Leben des darunter Ruhenden steht, wird ihm doppelt recht geben.

Außer der Bildsäule auf dem römischen Grabdenkmale von Joseph Fabris, die Cardona mit Recht als ein ebenso kleinliches wie geschmackloses Machwerk verspottet, erheben sich Statuen des Dichters in seinem Geburtsorte, in der Heimat seines Geschlechts und in der Universitätsstadt, die ihn zu ihren Zöglingen zählte. Schon Joseph Bonaparte hatte zur Zeit seiner Herrschaft in Neapel die Errichtung eines Denkmals vor Tasso's älterlichem Hause decretirt; aber die rasche Uebersiedelung des Königs nach Madrid verhinderte die Ausführung. Mehr als funfzig Jahre später beschloß die Gemeindebehörde von Sorrent, mit Hülfe einer Sammlung in ganz Italien, ihm ein Monument auf dem dortigen Schloßplatze (Largo del castello) zu errichten. Aber das Unglück, das Tasso im Leben verfolgt, schien sich auch auf seine Bildnisse zu erstrecken. Nicht nur, daß die sorrentiner Statue, ebenso wie die an der Façade der städtischen Bibliothek zu Bergamo aufgerichtete, eine elende, alles Kunstwerthes bare Arbeit ist: noch ehe die feierliche Einweihung stattgefunden hatte, stürzte der größte Theil des hochgelegenen Platzes in die Tiefe, sodaß das Denkmal jetzt seltsam trümmerartig über einem tiefen wüsten Abgrunde emporragt. Auch das schon im Jahre 1778 von Gaban in Padua gemeißelte Marmorbild, welches sich unter zahlreichen andern auf der Piazza Vittorio Emanuele, dem ehemaligen Prato della Valle erhebt, geht nicht über die banale Mittelmäßigkeit hinaus.

Das Lebensbild, welches sich vor dem Leser entfaltet hat, kann nur den Eindruck des tiefsten Mitgefühls mit dem Manne hinterlassen, der so hoch- und reichbegabt, mit so edelm Streben,

mit solcher Sehnsucht nach dem Glück, durch die Ungunst der Umstände und der Zeit, mehr noch durch die Schwäche des Gefäßes, in welches dieser Feuergeist eingeschlossen war, am meisten durch das mangelnde Gleichgewicht intellectueller und moralischer Eigenschaften, nach einer glänzenden, vielverheißenden Jugend immer tiefer in das Meer des Unglücks eintauchend, endlich vor der Zeit geistig und körperlich gebrochen in den Tod sank. Aber wenn uns die äußere und innere Zerrissenheit dieses Dichterlebens das Herz zusammenzieht: so tritt uns die Harmonie, die wir hier so schmerzlich vermissen, um so schöner und erhebender in seinem unsterblichen Jugendwerke entgegen. Sie erscheint im symmetrischen Aufbau des Ganzen, sie tönt aus dem bestrickenden Wohllaut der Verse. In dem begeisterten Schwunge des dichterischen Gedankens finden wir keine Spur des Kleinmuths, der den Menschen Tasso so oft ergriff; hier hob ihn der Flügel des Genius hoch empor über Angst und Bangen, über Leiden und Entbehrungen, über Mistrauen in sich selbst und andere; hier kam das Göttliche im Menschen zur schönsten Erscheinung, das sich ihm im Leben immer mehr in Dunkel und Zweifel verhüllte. So wäre es vielleicht an der Zeit, die Person des Dichters in dem stillen Grabe an einem der herrlichsten Orte der Ewigen Stadt, welche die Asche so vieler großen Todten birgt, in Ruhe zu lassen, um nur der reinen Schönheit seiner Schöpfung ungetrübten Sinnes zu genießen.

Napoleon III.

Von

Rudolf von Gottschall.

Das Leben eines so tief in die Geschichte der jüngsten Zeit eingreifenden Mannes wie Kaiser Napoleon III. kann erst durch die Zeitferne in die rechte Beleuchtung gerückt werden. Obschon er selbst nicht mehr unter den Lebenden weilt, so ist doch das Gedächtniß seiner Thaten noch in allen Gemüthern lebendig; besonders aber ist die Erinnerung an den letzten opferreichen Krieg, für den ihn als den Alleinherrscher in Frankreich die hauptsächlichste Verantwortung trifft, für viele Tausende in Deutschland, die ihr Liebstes in diesem Kriege verloren, mit so schmerzlichen Gefühlen verbunden, daß das Gefühl der Abneigung und des Hasses allzu erklärlich ist, welches dem gefallenen Imperator in die Gruft nachfolgt. Und wenn so nachhaltig noch die Eindrücke seines Wirkens auf das Gemüth der Zeitgenossen sind, so sind nicht minder die Ideen, deren Vorkämpfer er gewesen oder die er als willkommene Hülfsmittel seiner persönlichen Bestrebungen benutzte, noch nicht im Kampfe der Gegenwart erloschen. So nach allen Seiten hin noch in die wichtigsten Interessen der Zeit verstrickt, scheint die Gestalt des Imperators sich noch nicht plastisch genug von diesem Hintergrunde abzuheben, um schon jetzt eine allseitige unbefangene Würdigung zu gestatten. Hierzu kommt, daß kaum einem geschichtlichen Charakter gegenüber das Urtheil der Zeitgenossen so weit auseinanderging. Und zwar war die Verschiedenheit der Standpunkte dafür nicht allein maßgebend, sondern dieselben Beurtheiler sprachen im Wechsel der Zeiten je nach der zeitgeschichtlichen Beleuchtung widersprechende Anschauungen über die

Bedeutung dieses Mannes aus. In seiner ersten Sturm- und Drangepoche galt er für einen ehrgeizigen Streber ohne jeden tiefern Rückhalt; in der Zeit, in welcher die Neujahrsgrüße in den Tuilerien für ganz Europa tonangebend waren, mußte man ihm selbst widerwillig mit der Glorie eines seltenen Erfolgs eine imponirende Weltstellung einräumen, die er mit Energie zu behaupten wußte; nach der Schlacht bei Sedan erschien er wieder als der gekrönte Abenteurer, der sein Spiel verloren und überdies bei der leichtfertigen Herbeiführung eines ruchlosen Krieges ein geringes Maß von Einsicht bewiesen hatte. Und so schwanken auch noch nach seinem Tode die Urtheile hin und her; den einen erscheint er unfähig, geistig beschränkt, nur vom Glücke begünstigt; den andern ein Staatsmann von hoher Begabung, den ein unglückliches Wagniß stürzte.

Trotz dieser Erschwerung biographischer Darstellung durch die Zeitnähe, durch der Parteien Gunst und Haß, durch das noch immer erregte deutsche Nationalgefühl und den berechtigten Groll gegen den Friedensstörer wird ein Lebensabriß, welcher gewissenhaft das Facit aller Handlungen und geistigen Lebensäußerungen des Cäsars zieht, frei von allen vorgefaßten Meinungen, immerhin einen Beitrag zu einer unbefangenen Würdigung desselben geben. Nicht um ein freisprechendes oder verdammendes Urtheil handelt es sich, sondern darum, bei einem widerspruchsvollen Charakter, der gerade deshalb eines dämonischen Reizes nicht entbehrt, die merkwürdige Mischung entgegengesetzter Eigenschaften nachzuweisen. Man hat ihn die Sphinx auf dem Throne Frankreichs genannt — nicht mit Unrecht; doch der deutsche Volksgeist hat die Räthsel gelöst, die sie der Welt aufgab, und sie in den Abgrund gestürzt.

Napoleon's dritter Bruder, Ludwig Bonaparte, Graf von Saint-Leu, König von Holland vom 5. Juni 1806 bis zum 1. Juli 1810, war der einzige von den neugeschaffenen Fürsten der Napoleonischen Familie, welcher sich nicht ganz zum Satrapen der kaiserlichen Macht herabdrücken lassen wollte und die Interessen des ihm anvertrauten Landes, gegenüber den Macht-

geboten der Weltpolitik, die sein Bruder verfolgte, in Schutz nahm. Wenig ehrgeizig und nicht nach dem Glanze neuer Kronen strebend, lehnte er die ihm von Napoleon angebotene spanische Königskrone ab und entsagte freiwillig der holländischen, als er seine eigene Ueberzeugung mit den Anforderungen seines Bruders nicht länger in Einklang bringen konnte. Er reiste unter dem Namen eines Grafen von Saint-Leu nach Gratz, nachdem er seine Gemahlin als Regentin von Holland eingesetzt.

Seit dem 13. Januar 1802 war er mit Hortense Eugenie von Beauharnais verheirathet, der Tochter der Kaiserin Josephine aus ihrer ersten Ehe mit dem Vicomte von Beauharnais, und der Adoptivtochter des Kaisers Napoleon. Die Ehe war eine unglückliche, wie es die Verschiedenheit der Charaktere nicht anders erwarten ließ. Der König von Holland hatte große Tugenden, die jedem Privatmann zur Zier gereichen mußten; er war sanft, mäßig, bescheiden, leutselig, versöhnlich, das Beste wollend; aber ihm fehlte aller Unternehmungsgeist. Ganz anders Hortense, in deren zartorganisirter Natur sich bedeutende Hebel geistiger Kraft versteckten und die an ihrem Adoptivvater mit einer Schwärmerei und Hingebung hing, welche eine Zeit lang selbst von zweideutigen Auslegungen nicht verschont blieb. Hortense, die Tochter der Creolin, ist die liebenswürdigste Frauengestalt der Napoleonischen Familie. Jedenfalls war sie geistig begabt, Dichterin und Schriftstellerin. Die sinnigträumerische orakelsüchtige Empfänglichkeit Josephinens war bei ihr durch hingebungsfähige Thatkraft und Energie gehoben, die sich besonders in der unermüdlichen Fürsorge ihrer mütterlichen Liebe bewährte. Ihren Sinn für geschichtliche Größe hatte sie an dem großen Vorbilde ihres Stiefvaters herangebildet. Der Vergleich zwischen diesem und ihrem eigenen Gatten konnte nur zu Ungunsten des letztern ausfallen, der nicht an das Maß heranreichte, mit welchem sie die geschichtliche Größe zu messen sich gewöhnte. In spätern Zeiten trat in dem Exkönig Hollands die Kleinlichkeit seines Charakters in Geiz und Eigensinn bis zur Unleidlichkeit hervor.

Aus dieser Ehe zwischen Hortense und Ludwig Bonaparte

stammten drei Söhne, von denen der älteste, Napoleon Louis Charles (geb. 1803), schon 1807 verschied, der zweite, Louis Napoleon Bonaparte (geb. 1804), seit 1809 Großherzog von Kleve und Berg, im Jahre 1831 bei seiner Betheiligung an den Unruhen in der Romagna starb, der jüngste, Charles Louis Napoleon Bonaparte, geb. am 20. April 1808 zu Paris, der zweite Kaiser der Franzosen werden sollte.

Als der Donner der Geschütze den Parisern die Geburt dieses Prinzen verkündete, stand das Kaiserthum, umgeben von abhängigen Vasallenstaaten und neuen, von seinem eigenen Familienstamme abgezweigten Dynastien, auf der Höhe seiner Macht. Der Kaiser hatte keine Kinder aus seiner Ehe mit Josephine. Wer stand dem Throne näher als die beiden Prinzen, welche zugleich die rechten Enkel der Kaiserin, die Adoptivenkel und Neffen des Kaisers waren? So war schon die Wiege des jungen Napoleon dicht an die Stufen eines Weltthrones gerückt. Bei seiner Geburt stand niemand zwischen ihm und dem französischen Thron als sein eigener Bruder. Bald sollte es indeß anders werden. Der Kaiser beschloß die Trennung seiner kinderlosen Ehe mit Josephinen, und als Prinz Louis am 14. November 1810 von seinem Oheim, dem Cardinal Fesch, in Fontainebleau getauft wurde: da war es eine neue Kaiserin aus dem alten Hause Habsburg, Marie Louise, welche bei dem bereits zwei und ein halbes Jahr alten Taufkinde Pathe stand. Am 28. März 1811 wurde der König von Rom geboren, der die Hoffnungen auf die Kaiserkrone, welche die Königin Hortense für ihre Kinder hegte, auf lange Zeit verschattete.

Es ist eine oft behauptete Thatsache, daß Charakter und Naturanlage der Mütter von größtem Einflusse auf das geistige Gepräge der Söhne seien. Unleugbar ist auch von Hortense auf Louis Napoleon, der zeitlebens mit warmer Liebe an ihr hing, mancher Zug des Charakters vererbt worden, der später allerdings durch die dämonische Macht der geträumten geschichtlichen Sendung bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt wurde. So jene Herzensgüte, die man an dem Knaben rühmte und welche die Seele seines mild schüchternen Gesichtsausdruckes war. Ueber-

sehen darf man indeß nicht, daß auch in späterer Zeit schmeichlerische Schönredner diesen Zug noch an dem Manne hervorheben, der seine Hände bereits mit dem Blute der Decembertage befleckt. So sagt Laguéronnière in seiner Charakteristik des Präsidenten der Republik: „Die Königin Hortense nannte ihn einen sanften Starrkopf. Dies mütterliche Urtheil ist vollkommen wahr. Louis Napoleon besitzt jene Herzensgüte, welche oft den Arbeiten des Geistes ihre Herbheit nimmt. Seine etwas englische Steifheit in der äußern Erscheinung, Manieren und Sprache verschwindet unter seiner Freundlichkeit, welche bei ihm Liebenswürdigkeit der Empfindung ist. Viele täuschen sich hierin und halten seine Herzensgüte für Schwäche und seine Freundlichkeit für Höflichkeit.“ Was aber über diese Herzensgüte später einen dunkeln Schleier warf, der Fanatismus des Ehrgeizes: das war auch ein Erbe seiner Mutter, deren ganzes Leben mit „Napoleonischen Ideen“ erfüllt war und von der man niemals erfahren, daß sie dem Sohn jemals von einer abenteuerlichen Unternehmung abgerathen.

Die Augen des Kindes hatten die ganze Glorie des Napoleonischen Regiments mit angesehen. Mit den Märchen seiner Kindheit war die Guillotine verwebt, auf welcher das Haupt seines Großvaters, des Vicomte von Beauharnais, gefallen. Die Liebe zum Kaiserthum, der Haß gegen revolutionäre Parteiherrschaft wurden so zu Grundstimmungen seines Lebens, die aus den Träumen der Kindheit hinüberleiteten zu den Thaten des Mannes.

Seine ersten Lebensjahre verlebte der Prinz auf einem anmuthigen Landsitz, unter den Blumen von Saint-Leu, nicht weit von Paris. Wenn Hortense ihrer Gesundheit wegen kleine Ausflüge nach dem Süden machte, so blieb der Prinz unter der Obhut der Kaiserin Josephine zurück, außerdem vom Abbé Bertrand und seiner Erzieherin, der Frau von Boubers, bewacht.

Doch das friedliche Landleben wurde bald durch die großen Ereignisse des Jahres 1814 unterbrochen, welche den Sturz des Kaisers Napoleon zur Folge hatten. Seine Niederlagen, der Heranmarsch der verbündeten Armeen erregten in Paris die

größte Bestürzung. Fliehendes Landvolk drängte nach der Hauptstadt, während die Reichern aus Paris nach dem Süden flohen. Daß Marie Louise und der König von Rom die Hauptstadt verließen, rief theils Entmuthigung, theils Erbitterung hervor. Desto größer war der Jubel der Soldaten, als Hortense erklärte, mit ihren Söhnen in Paris bleiben zu wollen. Der Heldenmuth dieses Entschlusses hatte indeß keine nachhaltigen Folgen, weil die Generale Paris für unhaltbar erklärten und Hortense nun selbst von allen Freunden bestürmt wurde, die Stadt mit den Kindern zu verlassen.

Von den Kosaken verfolgt, unter mannichfachen Abenteuern floh sie über Glatigny und Rambouillet nach Schloß Navarre, wo Kaiserin Josephine Hof hielt, von einem Kreise von Royalisten umgeben. Hortense mußte sich hier unbehaglich fühlen; nur die plötzliche Theilnahme, welche der Kaiser Alexander ihr zuwendete, hielt sie ab, in die Ferne zu ziehen und sich auf die Insel Martinique zu begeben, wo ihre Familie eine Besitzung hatte. Sie erfuhr, daß der Kaiser schon im Vertrage von Fontainebleau ihr durch einen Artikel die ausschließliche Ausübung der Aelternrechte über ihre Kinder ausbedungen; daß er damit umgehe, das Schloß und die Ländereien von Saint-Leu unter dem Namen eines Herzogthums in einen unbestreitbaren Familienbesitz zu verwandeln, den ihr der König Ludwig XVIII. durch seine eigene Unterschrift garantiren solle; ja daß er sogar, um eine Zusammenkunft mit Hortense zu haben, nach Schloß Navarre zu kommen beabsichtige, wenn sie ihm nicht nach Paris oder Malmaison entgegeneilte. Der Kaiser Alexander war außerordentlich empfänglich für den Zauber weiblichen Umgangs; ihn fesselte alles Bedeutende, Außergewöhnliche, der Mysticismus einer Frau von Krüdener, wie die geistvolle Liebenswürdigkeit einer Hortense. Ritterlich und edelmüthig gefiel er sich darin, die Rolle des Beschützers einer verfolgten Königin zu übernehmen. Auch schien der persönliche Eindruck, den Hortense bei ihrer Zusammenkunft in Malmaison auf ihn machte, sein Interesse keineswegs abzuschwächen. Bei Hortense, Josephine und Eugène Beauharnais

erholte er sich von dem Ernst der politischen Verhandlungen, ja von den lärmenden Genüssen des pariser Lebens.

Während Napoleon sich auf Elba befand, war das Schloß der Königin Hortense der Mittelpunkt, wo sich alle Anhänger des verbannten Kaisers versammelten, und die Begeisterung, mit welcher Hortense an dem Kaiser hing, ließ sie selbst als die Hauptverschwörerin gegen die Herrschaft der Bourbons erscheinen. Als daher der Kaiser wieder den französischen Boden betrat und die alten Legionen zu seinen Adlern strömten, da war die Sicherheit der Königin Hortense bedroht; sie mußte für ihre Kinder und dann für sich selbst ein Versteck ausfindig machen, bis Napoleon's Ankunft in Paris sie aus ihrer beängstigenden Lage erlöste. Die beiden Prinzen, die sich bereits wie kleine Verschwörer verbergen mußten, wenn sie auch diese unfreiwilligen Ferien in den heitersten Spielen sich zu Nutze machten, wurden nun in die Tuilerien zum Onkel gebracht, der sie, vielleicht des fernen Sohnes gedenk, mit Liebkosungen überhäufte, sie auf dem Balkon dem Volke zeigte und auch zur Parade auf den Carrouselplatz mit hinausnahm, wo das Regiment Labedoyère und ein Bataillon der kaiserlichen Garde, welche noch nicht den Tag von Waterloo ahnte, mit klingendem Spiel an ihnen vorbeidefilirte.

Das waren gewiß unverlöschliche Eindrücke im Herzen des Kindes! Der Kaiser und seine ruhmgekrönten Heerscharen, der Enthusiasmus des versammelten Volkes — und er, der junge Prinz, an des Kaisers Seite, in den Tuilerien! Oft knüpfen sich weitgreifende Gedankenverbindungen an ein einzelnes Bild, welches traumhaft aus den Erinnerungen der Kindheit empordämmert! Dort auf den Tuilerien zu stehen, dort auf dem Carrouselplatz die versammelten Truppen mit den Kaiseradlern zu mustern: waren das nicht vielleicht die Wünsche des Kindes, die mit dem Manne groß wurden und Straßburg, Boulogne und den 2. December zur nothwendigen Folge hatten?

Doch der Glanz der Hundert Tage war rasch erloschen! Die heldenmüthige Ausdauer der Briten und das tapfere Preußenschwert hatten bei Waterloo gesiegt! Napoleon floh nach Paris —

und wieder mußten sich die beiden Prinzen, seine Neffen, in ein Versteck begeben, welches sie diesmal bei einer Strumpfbandhändlerin auf dem Boulevard Montmartre, Namens Madame Tessier, fanden. Nachdem der Kaiser Frankreich verlassen, durfte auch Hortense nicht länger dort verweilen. König Ludwig XVIII. und die Alliirten duldeten sie nicht mehr: sie galt ihnen für eine Verschwörerin. Die Reise nach Savoyen war mit vielen Schwierigkeiten für sie und die jungen Prinzen verknüpft; hier und dort erhob sich die Bevölkerung, um sie aus den Händen der Oesterreicher zu befreien; in Dijon wagten die Bourbonischen Königsgarden, bei ihr einzubrechen, um die Prinzen gefangen zu nehmen. Sie begegnete allen diesen Gefahren mit siegreicher Geistesgegenwart; doch auch in Aix, in Savoyen, ängstigte sie die im Süden Frankreichs wüthende Restauration, der „weiße Schrecken", die Ermordung des Generals Brune in Avignon, und von dem österreichischen General Rochemann gingen ihr Warnungen zu, daß dolchbewehrte Sendlinge von Paris aus unterwegs seien, um ein Attentat gegen ihre Kinder auszuüben.

Die verbündeten Mächte beschäftigten sich viel mit diesen und mit Hortense. Unter strenger Bewachung von seiten der Gesandten ward es ihr verstattet, in der Schweiz zu leben. Ehe sie Aix verließ, mußte sie sich noch von ihrem ältesten Sohne Napoleon trennen, welcher sich auf den Wunsch des Vaters zu diesem nach Rom begab. So blieb Louis allein bei ihr zurück, und sie konnte die ganze Fülle ihrer mütterlichen Liebe dem Liebling zuwenden.

Von Aix reiste sie nach Konstanz, in der Hoffnung, daß ihr durch Vermittelung ihrer Cousine, der Großherzogin von Baden, der Aufenthalt dort verstattet werde. Der Großherzog mußte ihr zwar die kleine Bitte abschlagen — dennoch hielt sie sich längere Zeit dort auf und kaufte sich ein anmuthig gelegenes, geräumiges Schweizerhaus, dicht an der altmodischen Rheinbrücke, welche vom Badischen aus über die verengerte Strömung zur alten Stadt führt. Nicht lange darauf kaufte sie als reizenden Landsitz in Thurgau das Schloß Arenenberg, malerisch am bewaldeten Bergeshange gelegen und mit freiem Blicke den

inselreichen See von Konstanz, seine fruchtbaren Ufer beherrschend. Nimmt man hierzu noch die altdeutsche Reichsstadt Augsburg, wohin sich Hortense begab, einer Einladung des Königs von Baiern folgend, um die Erziehung ihres Sohnes durch regelmäßige deutsche Schulbildung zu vervollständigen, welche der Prinz vier Jahre lang genoß, während er in den Ferien stets in die schweizer Berge zurückkehrte, so haben wir alle diejenigen Stätten genannt, an denen Louis Napoleon den Theil seiner Kindheit und Jugend verlebte, welcher für äußere Eindrücke am empfänglichsten und für die innere Entwickelung am bedeutsamsten ist. Die freie Bergluft der Schweiz, der Blick auf eine offene, reizende Landschaft, der Umgang mit naturfrischen Alpensöhnen auf der einen, der systematische Ernst und die geistige Strenge deutscher Schulbildung auf der andern Seite: das schienen kräftigere Bildungsmittel zu sein, als sie eine flache pariser Salonerziehung zu bieten hatte. Ein Element deutsch-schweizerischen Ernstes, von französischer Leichtblütigkeit und Lebensfrische weit entfernt, war im Charakter Louis Napoleon's nicht zu verkennen. Leider aber gab es sich nur als selbstgenugsame Verschlossenheit, als brütender und dämonischer Fanatismus kund, als Schwärmerei für Ideen, deren Verwirklichung freilich zugleich die höchste Selbstverherrlichung war.

Ehe Louis Napoleon die Schule in Augsburg bezog, leiteten Abbé Bertrand und Lebas, ein Sohn des Terroristen, der mit Robespierre unterlag, seine Erziehung. Den größten Einfluß übte indeß Hortense selbst auf ihren Sohn aus. Nicht nur, daß sie ihm Unterricht im Zeichnen, Tanzen und andern schönen Künsten gab, — sie war ja selbst die lebendigste Chronik einer der größten Geschichtsepochen, der Revolution und des Kaiserreiches! Was sie ihm so aus der Fülle des Selbsterlebten mit aller Frische des Eindrucks, aller Wärme der Begeisterung vortrug: das mußte wol in dem Gemüth des Knaben die tiefsten Wurzeln schlagen. Der Glanz des Kaiserthums, die Herrlichkeit der großen Nation war der Inhalt ihres ganzen Lebens und Strebens. Prinz Louis war, wegen einer innern Rastlosigkeit, die er schon als Kind an den Tag legte, nicht leicht zu

unterrichten. An geistiger Gewecktheit und schneller Auffassung fehlte es ihm nicht. Er war rasch in seinen Antworten, und seine Fragen legten Zeugniß ab für die Selbständigkeit seines Denkens. Er liebte es, in unabhängiger Freiheit umherzuschweifen, und war der Führer bei allen Spielen der Knaben. Edelmuth und Mildthätigkeit sprachen sich in vielen einzelnen Zügen aus.

Die Kindheit merkwürdiger Männer ist in der Regel schon ein Spiegelbild ihres Lebens! Die Kindheit Louis Napoleon's ist die abenteuerlichste, die sich denken läßt! An den Stufen eines Thrones geboren, auf den Armen getragen von einem Weltbeherrscher, dann wieder auf der Flucht und im Versteck, staatsgefährlich schon als spielender Knabe, verfolgt, ehe er noch selber ahnte warum, in die Fremde, in die Verbannung getrieben, überwacht von den europäischen Großmächten — welch ein seltener und auffallender Wechsel des Schicksals, welch eine Rast- und Heimatslosigkeit in den Jahren, in denen die Kindheit meistens sich ruhiger Entfaltung und gleichmäßiger Pflege am häuslichen Herd erfreut! Darf man sich wundern, wenn das Leben des Mannes in großen Zügen unglaublichen Wechsels das Geschick des Kindes wiederholte? Darf man sich wundern, wenn dies ausnahmsweise Geschick Nachdenken und Charakter früh entwickelte, ebenso früh aber die Seele in sich gekehrt, brütend, verschlossen machte, nur einigen großen Eindrücken hingegeben, die dann zu Ideen und später zu Thaten werden?

Auf Schloß Arenenberg im Thurgau, meistens mit militärischen Studien beschäftigt, brachte Prinz Louis die ersten Jahre seiner reifern Jugend hin und hatte fast das zweiundzwanzigste Lebensjahr erreicht, als die Julirevolution in Paris ausbrach und auf Augenblicke die glänzendsten Illusionen in ihm wach rief. Doch der Name Bonaparte's wurde weder während des Kampfes noch nach demselben genannt, und bald hatte sich Louis Philipp mit Hülfe Lafayette's und Laffitte's der Herrschaft in Frankreich bemächtigt. Diese herbe und schwer zu verwindende

Enttäuschung hatte die Folge, daß alle Gedanken an den französischen Thron vorläufig vertagt wurden, während sie auf der andern Seite in Bezug auf ihre Berechtigung außerordentlich an Boden und Tiefe im Gemüth des Prätendenten gewannen. Denn während die Bourbons das Recht der Legitimität für sich hatten, stand ihm in Louis Philipp nur ein aus einer Revolution hervorgegangener Fürst gegenüber, der sich nicht einmal, nach dem Vorgange Napoleon's, auf das Recht der Volkssouveränetät und der allgemeinen Abstimmung stützte. Das war ein Gegner, der, außer dem Besitze der Macht, wenig voraushatte und mit dem sich daher unter günstigen Umständen der Kampf einmal wagen ließ!

Zunächst wandte sich die Thatenlust und der Unternehmungsgeist des jungen Prinzen nach Italien. Fast alljährlich hatte er mit seiner Mutter eine Besuchsreise dahin unternommen; denn in Italien lebten die meisten Mitglieder der Bonaparte'schen Familie. Abgesehen davon, daß es ihre ursprüngliche Heimat war, bot das unterwühlte Land die meiste Aussicht auf Umwälzungen, welche den entthronten Fürsten und kronsüchtigen Prinzen der gestürzten Dynastie noch einmal eine Herrscherkrone zuwenden konnten. Auch war die Familie im Besitz bedeutender Geldmittel, mit denen sich derartige politische Unternehmungen wirksam durchführen ließen. Der Vater des Prinzen, der Exkönig Ludwig, lebte mit dem ältern Bruder, dem Prinzen Napoleon in Florenz, Cardinal Fesch und König Jérôme in Rom, Lucian's Familie in Canino und Musignano. Die ganze Romagna war mit den Besitzungen und Schlössern der Napoleoniden bedeckt; doch ist es nicht erwiesen, daß diese ältern Mitglieder der Familie sich bei den revolutionären Händeln jener Zeit betheiligt hätten.

Als Hortense in Toscana ankam, war die Gärung im Kirchenstaat auf das höchste gestiegen. Ihr ältester Sohn Napoleon gehörte bereits dem Bunde der Carbonari an; der jüngere zögerte nicht, sich diesen Bestrebungen anzuschließen. Hortense machte allein eine Reise nach Rom, und bei der Rückkehr nach Florenz fand sie ihre Söhne nicht mehr. Sie hatten sich in

den Kirchenstaat begeben, um dort das Banner der Empörung aufzustecken. Aus einem zurückgelassenen Schreiben des Prinzen Louis an seine Mutter geht hervor, daß er besonders zu diesem raschen Schritte gedrängt. „Ihre Liebe", heißt es darin, „wird Sie in den Stand setzen, uns zu verstehen. Wir müssen die Verpflichtungen halten, die wir übernommen haben, und der Name, den wir tragen, nöthigt uns, den unglücklichen Völkern, die uns zum Beistand anrufen, zu Hülfe zu eilen!" Schon in der Zeit dumpfer, noch nicht zum Ausbruche gelangter Gärung hatten die Römer den Prinzen Louis, die dreifarbige Tricolore, das Bannerzeichen der Republik in der Hand, die Straßen durchreiten sehen. Sein erstes geschichtliches Auftreten ist das eines republikanischen Verschwörers zu Gunsten der nationalen Unabhängigkeit Italiens.

Der Verlauf der damaligen Unruhen in der Romagna bot den jungen Prinzen nur geringe Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Zwar waren sie anfangs zu Führern der Aufständischen ernannt worden; doch sie traten zurück und schlossen sich als einfache Freiwillige den aufständischen Truppen an. Die Einmischung und der Protest der Verwandten, die Zurückweisung ihres Vorschlags, das schwachbefestigte Rom zu erstürmen, und die Befürchtung, den ganzen Volkshaß auf sich zu laden, wenn ihre Namen eine Intervention veranlassen sollten, bestimmten sie dazu. Die Truppen waren indeß so wenig gerüstet, daß an größere Kriegsthaten und Belagerungen nicht zu denken war. Die Brüder zeichneten sich bei einigen kleinern Gefechten aus; Prinz Louis belagerte die Festung Civita-Castellana, in welcher sich eine große Zahl politischer Gefangener befand; ein päpstlicher Offizier, der in der Festung commandirte und der den Prinzen in Rom in der Kriegskunst unterrichtet hatte, rühmte die Angemessenheit der Belagerungsanstalten und freute sich seines Schülers.

Mitten in diese romantischen Scharmützel und Operationen, die, bei dem Mangel an Organisation auf beiden Seiten, einen mehr abenteuerlichen als militärischen Eindruck machen, ertönte dann die Schreckenskunde vom Einmarsch der Oesterreicher in die Legationen. Man hatte sich noch der Hoffnung hin-

gegeben, Oesterreich werde durch Frankreich in Schach gehalten werden. Als diese Hoffnung täuschte, war das Mislingen des Aufstandes zweifellos. Auch nach Florenz war die Nachricht von der beabsichtigten Intervention der Oesterreicher gedrungen. Exkönig Louis hatte schon von Anfang an seine Gattin mit Bitten bestürmt, ihm seine verlorenen Söhne wiederzubringen. Jede Art von Initiative war ihm zuwider, am peinlichsten, wenn sie von seiner eigenen Familie ausging. Schon die großartige Politik seines Bruders hatte in ihm nur Unbehagen hervorgerufen; die Verwegenheit seiner Söhne brachte ihn ganz außer Fassung. Allerdings waren die einlaufenden Nachrichten bedrohlichster Art.

Von allen Seiten liefen Nachrichten ein, die Oesterreicher würden das Todesurtheil an den beiden Prinzen vollziehen, sobald sie ihrer habhaft geworden. Da raffte sich Hortense auf, um ihren Söhnen nahe zu sein und ihre Gefahren zu theilen. Mit einem falschen Paß ausgerüstet, den ihr ein befreundeter Engländer ausstellte, reiste sie über Perugia nach Foligno, wo sie durch den General Sercognani den ganzen Ernst der Lage erfuhr. Durch einen Boten, den dieser General nach Ancona schickte, sandte sie ein Schreiben an ihre Söhne mit, in welchem sie dieselben ermahnte, für ihre Sicherheit Sorge zu tragen und ihr mitzutheilen, welchen Weg sie im Falle einer Niederlage nehmen würden, da sie jedenfalls mit ihnen zusammenzukommen hoffe. Bald aber erfuhr sie, daß die Aufständischen vor den heranmarschirenden Oesterreichern von Bologna geflohen und daß ihre Söhne in Forli seien. Ungeduldig unternahm sie die Reise nach Forli; doch schon auf der ersten Poststation ward ihr die Trauerkunde, daß ihr erstgeborener Sohn Napoleon an den Masern schwer erkrankt sei, und bald darauf erhielt sie die erschütternde Nachricht von seinem Tode. In Pesaro umarmte sie ihren jüngsten Sohn, der seinen Bruder bis zum letzten Augenblicke gepflegt hatte und trauernd bekannte, er stehe jetzt allein in der Welt und habe seinen einzigen Freund verloren. Nach andern Nachrichten war der ältere Prinz in dem Gefecht bei Rimini am 27. März 1831 von einem ungarischen Husaren

niedergehauen worden. Die Noth des Augenblicks duldete keine thatlose Hingabe an den Schmerz. Schon flohen die Führer des Aufstandes nach Ancona, und am Strande von Pesaro sah man auf der Spiegelfläche des Adriatischen Meeres die Segel der österreichischen Schiffe, die auf Sinigaglia zusteuerten. Es galt Eile! Louis Napoleon war von der Amnestie ausgenommen worden, welche der österreichische General verkündet hatte. Mutter und Sohn fuhren nach Ancona, wo sie in einem den Bonapartes gehörigen Schloß abstiegen, welches dicht am Strande lag. Dies Meer schien der einzige Rettungsweg, auf den leichten Fahrzeugen Anconas den nahenden Dreimastern der Oesterreicher zu entgehen, die letzte Hoffnung. Doch auch diese Hoffnung wurde vereitelt. Prinz Louis erkrankte, wie sein Bruder, an den Masern. Jetzt zeigte sich die Seelenstärke und Geistesgegenwart der Mutter in glänzendem Lichte. Sie miethete einen Platz auf einem nach Korfu segelnden Schiff und ließ dem Anscheine nach alles zur Abreise rüsten. Ihre Diener gingen zwischen dem Schloß und dem Schiff hin und her, wie mit Vorbereitungen beschäftigt, und als das Schiff am Abend die Segel lichtete, war es stadtkundig in Ancona, daß Louis Napoleon nach Korfu abgereist, wie es denn auch dem besorgten Exkönig in Florenz von der vorsichtigen Mutter geschrieben ward. Den Erkrankten barg diese jetzt in einer Kammer neben der ihrigen. Da kam zu ihrem Schreck die Nachricht, daß der österreichische Feldmarschalllieutenant Monrad Baron Geppert ebenfalls in diesem Schlosse wohnen werde. Sein Zimmer war von dem des verfolgten Flüchtlings nur durch eine Thür getrennt, und wenn der Kranke hustete, eilte die Mutter hinzu, und legte ihm die Hand auf den Mund, damit er sich nicht verrathe. Den ganzen Tag über tönte das Sporenklirren der Adjutanten und Ordonnanzen durch die Flure und auf den Treppen des Schlosses; der Prinz konnte die Verwünschungen hören, die wider ihn ausgestoßen wurden!

Als der Prinz Louis genesen, galt es, die Flucht aus dem Palast mitten durch die Oesterreicher hindurch zu bewerkstelligen. Einer der Bedienten mußte sich krank stellen; Prinz Louis zog

seine Livrée an, und in der Frühe des Morgens schritt die Königin, von ihm begleitet, durch die mit schlafenden Oesterreichern angefüllten Vorzimmer, von der Wache unbelästigt, zu dem harrenden Wagen. Der Prinz schwang sich als Bedienter hinten auf — und bald hatten sie die Thore Anconas hinter sich. Doch noch bestanden sie eine Menge von Fährlichkeiten und Abenteuern, bis sie durch die Romagna und Toscana hindurch das Mittelmeer erreichten.

Von Italien begab sich Hortense mit ihrem Sohne wieder nach Frankreich: noch bestand zwar das Gesetz, welches alle Napoleoniden zum Tode verurtheilte, die den Boden dieses Landes zu betreten wagten; doch sie rechneten auf die Milde des Königs Louis Philipp, die sich auch ihnen gegenüber nicht verleugnete. In einem Zimmer des Palais-Royal empfing er Hortense in Anwesenheit der Königin und der Madame Adelaide und zeigte gegen alle ihre Wünsche ein freundliches Entgegenkommen. Auch sein Minister Périer war nicht unerbittlich. Doch die in Paris ausbrechenden Unruhen, bei denen der Ruf „Vive l'empereur!" sich vernehmen ließ, machten, trotz des guten Willens der Machthaber, den längern Aufenthalt der Napoleoniden in Frankreich unmöglich.

Bald darauf segelten die Verbannten Dover's gastlichen Kreidefelsen zu und erfreuten sich in England jener bedingungslosen Gastfreundschaft, jener vollkommenen persönlichen Freiheit, die ihnen nach den bittern Erfahrungen der letzten Zeit doppelt wohlthuend sein mußte. Der Name „Bonaparte" hatte eine eigenthümliche Magie. Napoleon war zwar der Hauptfeind Englands gewesen, bei Waterloo besiegt, in Sanct-Helena gefangen gehalten worden. Die Nation im großen und ganzen aber, ihrer Triumphe froh, dachte nicht klein von dem besiegten Imperator, mochten auch ihre größten Dichter ihn verdammen, Byron eine geharnischte Ode ihm zuschleudern und Walter Scott ganze Bände seiner pasquillartigen Biographie. Der Name blendete noch mit meteorischem Zauber. Die Großen des Landes, besonders der Herzog von Bedford, feierten die Anwesenheit der Königin und ihres Sohnes. Von Woburn Abbey, dem Landsitze

des Herzogs, ging es auf andere Besitzungen; eine Einladung drängte die andere; ermüdet von allen Auszeichnungen suchten die Gefeierten in Tunbridge Wells ein stilles Asyl zur Erholung. Doch mitten in diesem gesellschaftlichen Treiben wie in der ländlichen Ruhe trieb den Prinzen sein rastloser Sinn, die Sendung zu erfüllen, zu der er sich durch seinen Namen berufen glaubte.

Der Exkönig Joseph war damals von Amerika nach London herübergekommen, um die Geschicke der Julidynastie in der Nähe zu überwachen. Er hatte wol die Absicht, sich gegen Louis Philipp zu verschwören, aber das Alter machte ihn zaghaft. Prinz Louis, der von der Romagna her noch in besserer Uebung war, kam ihm zu Hülfe und ging mit solcher Energie an das Werk, daß er sich bald ganz in die Fäden eingesponnen, die er mit großer Geschicklichkeit über den Kanal herüber- und hinüberleitete. In Frankreich conspirirte damals nur eine Partei, die republikanische, der sich ein Theil der Bonapartisten angeschlossen hatte. Es galt also ohne weiteres Bedenken, mit ihren Häuptern gemeinsame Sache zu machen. Selbst die Lenker der Julitage, Laffitte und Lafayette, die loyalen Freiheitsmänner, und Armand Carrel, der gediegene Republikaner, sollen sich hier blindlings der Fahne der Bonapartes angeschlossen haben. Auch einige Generale Louis Philipp's waren nicht abgeneigt, das Bürgerkönigthum, das wenig Lorbern versprach, mit einem andern Regiment zu vertauschen. In Ostende hatte Louis Napoleon eine Zusammenkunft mit diesen Unzufriedenen; man sprach nur von der Republik; doch die Republik war ja für die Napoleons nur die offene Thür zur Herrschaft. Das erkannten alsbald auch die schärfer blickenden französischen Republikaner und erklärten sich in ihrem Hauptorgan, der „Tribune“, mit solcher Entschiedenheit gegen ein Bündniß mit den Bonapartes, daß bei der Macht, welche die öffentliche Meinung damals besaß, und bei den geringen Sympathien, die in jener von constitutionellen Kämpfen bewegten Epoche das eiserne, wenn auch glorreiche Scepter des Bonapartismus fand, die Pläne der Verschwörer bis auf spätere Zeit vertagt werden mußten.

Hortense gedachte indeß nicht, in England zu bleiben. Durch die Vermittelung Talleyrand's, der an ihr und ihrem Sohne lebhaften Antheil nahm und schon die diplomatische „Witterung" der großen Geschicke hatte, die den flüchtigen Prinzen erwarteten, wurden sie mit einem Paß zu einer Reise durch Frankreich nach der Schweiz ausgerüstet. Sie vermieden bei dieser Tour Paris, besuchten nur einzelne Schlösser, an welche sich Erinnerungen aus früherer Zeit knüpften, das Grab Josephinens, welches sie mit frischen Kränzen geschmückt fanden, und Rousseau's Grab auf der Pappelinsel von Ermenonville. In Arenenberg angekommen, erfreuten sich die Umirrenden nach langer Zeit wieder behaglicher Ruhe, welche der Prinz indeß nicht in eitelm Müßiggange hinbrachte, sondern mit consequentem Streben nach dem ihm vorschwebenden Ziele. Seine Betheiligung am Aufstande in der Romagna mochte ihm manche Lücken seiner militärischen Kenntnisse fühlbar gemacht haben. Er besuchte daher die Militärakademie in Thun und wurde zum Kapitän in der berner Artillerie ernannt. Am 30. April 1832 hatte ihm der Kleine Rath das Ehrenbürgerrecht ertheilt „als Zeichen der Dankbarkeit für die vielen Begünstigungen, welche die Familie Saint-Leu dem Canton erwiesen". In seinem Dankschreiben hieß es: „Seien Sie versichert, daß ich unter allen Verhältnissen meines künftigen Lebens als ein Franzose und ein Bonaparte stolz darauf sein werde, Bürger eines freien Volkes zu sein." Aus jener Zeit lauten alle Berichte über den Charakter und das Wesen des Prinzen einstimmig zu seinen Gunsten. Man rühmte, wie fleißig er sich seinen militärischen Studien hingab und den Uebungen der eidgenössischen Truppen beiwohnte, wie rasch er sich die Freundschaft seiner Obern und Kameraden, die Liebe seiner Untergebenen erworben habe, wie leutselig und wohlthätig er sei. Châteaubriand, der damals das Schloß Arenenberg besuchte, sagt in seinen Memoiren: „Der Prinz Louis ist ein fleißiger, unterrichteter junger Mann, voll Ehrgefühl und von einem ernsten Charakter." Gerade damals war der Prinz auf das eifrigste damit beschäftigt, dem Bonapartismus wieder einen Boden zu erobern, den er in letzter Zeit verloren zu haben schien.

Vorzugsweise galt es, die Erinnerungen an Napoleon im französischen Heere wieder wach zu rufen und dem Volke die Ideen des alten Kaiserthums in zeitgemäßer Färbung vorzutragen. Er bestimmte nicht nur einen befreundeten Autor, seine eigene Lebensbeschreibung in die Biographien der „Männer der Gegenwart" mit aufzunehmen, für deren Verbreitung dann in ausgedehntestem Maße gesorgt wurde; er griff selbst zur Feder, um als Anwalt der Ideen aufzutreten, für die er zu kämpfen bereit war, und zugleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Person hinzulenken. Durch sein „Handbuch der Artillerie" (1835), durch seine „Politischen und militärischen Betrachtungen über die Schweiz" (1833), in denen es nicht an Parallelen mit Frankreich fehlte, wollte er sich bei der Armee als einen Kenner der Kriegskunst empfehlen. Vermißte man bei ihm auch den Glanz des schriftstellerischen Talents, so war doch alles, was er schrieb, klar, bestimmt, nicht ohne Gewandtheit ausgedrückt, und außerdem von doppelter Bedeutung im Munde eines Mannes, der seine „Träumereien" in Wirklichkeit zu verwandeln fest entschlossen schien. Interessant bleibt es immer, daß in diesen „Politischen Träumereien" („Rêveries politiques", 1832), seinem Erstlingswerk, das er nachher selbst für schwach und übereilt erklärte, sein politisches Ideal, welches er später verwirklichte, bereits mit festen Umrissen vorgezeichnet ist: das Kaiserthum, welches, in Ermangelung legitimer Ansprüche, auf dem Grundsatz der Volkssouveränetät beruht.

Er will eine Regierung mit allen Vorzügen der republikanischen Verfassung, ohne ihre Mängel, eine Regierung, die stark ist ohne Despotismus, frei ohne Anarchie, unabhängig ohne Eroberungen. Die Grundlagen einer solchen Regierung legt er in dem skizzirten Plan einer Constitution nieder, deren drei Mächte sind: das Volk, der Gesetzgebende Körper und der Kaiser. Das Volk hat das Recht zu wählen und zu sanctioniren, der Gesetzgebende Körper ein berathendes Recht, der Kaiser die Executivgewalt. „Glücklich das Land, in welchem Harmonie zwischen diesen drei Gewalten herrscht, und die Opposition, die in einem freien Staate stets bestehen soll,

nur den Dissonanzen der Musik verglichen werden kann, die sich im vollen Accorde auflösen.“ Die Verfassung soll aus zwei Kammern bestehen, die unmittelbar von der Masse des Volkes gewählt werden. Weder die Aristokratie der Geburt noch die des Geldes soll Geltung haben, sondern nur die des Verdienstes. Bei jeder Thronbesteigung eines neuen Kaisers ist die Sanction des souveränen Volkes erforderlich. In folgender Stelle der Schrift verräth sich trotz dieser bestechenden Zugeständnisse an die Demokratie bereits ein mit echter Volksfreiheit unverträglicher Hang zur Gewaltherrschaft: „Die Menschen sind oft ungerecht gegen diejenigen, die ihnen am meisten Gutes thun; sie begeistern sich für Namen und vernachlässigen die Thatsachen. Der leidenschaftliche Sulla führt die Römer gewaltsam zur Freiheit; der listige Tyrann Augustus führt sie sanft und unmerklich zur Knechtschaft. Während unter Sulla die Republik ihre Kräfte wiedergewonnen, schrie alle Welt über Tyrannei, und während unter Augustus sich die Tyrannei befestigte, sprach man von nichts als von Freiheit. Ohne Frage bedarf es heutzutage fester Gesetze, welche für immer das Glück und die Freiheiten des Landes sichern. Doch vergessen wir nicht, daß es Augenblicke der Krisis gibt, aus denen das Vaterland siegreich nur durch das Genie eines Napoleon oder den eisernen Willen eines Convents hervorgehen kann. Denn es bedarf einer starken Hand, welche den Despotismus der Knechtschaft durch den Despotismus der Freiheit zu Boden schlägt.“

Der „Despotismus der Freiheit“, die Losung Sulla's, Robespierre's und der Napoleone! Mit dieser Losung tritt der jugendliche Träumer der listigen Tyrannei der „Auguste“ und „Louis Philipp's“ gegenüber; zu diesem Satze seines Glaubensbekenntnisses schrieben die eigenen Handlungen nach zwanzig Jahren den besten Commentar.

Während seines Aufenthalts in Arenenberg erhielt er im September 1831 die Aufforderung von Warschau aus, sich an die Spitze der polnischen Insurrection zu stellen. Eine Deputation der Polen überbrachte einen Brief des Generals Kniaziewicz, des Grafen Plater und anderer, welcher diesen Wunsch

enthielt. Der Prinz zögerte, die Sache der Polen stand bereits ungünstig; auch rieth ihm seine Mutter davon ab. Dennoch reiste Louis Napoleon ab, um sich an der polnischen Revolution zu betheiligen; doch in Sachsen bereits erfuhr er den Fall Warschaus und kehrte nach Arenenberg zurück.

Am 22. Juli 1832 starb der Herzog von Reichstadt, der Sohn Napoleon's. Von jetzt ab galt sein Neffe allen Bonapartisten als der rechtmäßige Erbe des Napoleonischen Thrones. Dieses Ereigniß, die Aufstände zu Paris und Lyon 1835, der Aprilproceß, der immer tiefer wurzelnde Haß der Republikaner gegen Louis Philipp, die zahlreichen Attentate auf diesen König, die Zwistigkeiten, welche in Betreff der Flüchtlingsfrage 1836 zwischen Frankreich und der Schweiz ausbrachen und die Eidgenossen, welche den Prinzen umgaben, in eine gereizte Stimmung versetzten, die ihm selbst zum Sporn wurde: das alles mochte seinen Entschluß beschleunigen, einen kühnen Angriff gegen die Julidynastie zu wagen.

Die Ungeduld des Prätendenten trieb ihn zu solchem Wagniß, ohne daß irgendeine europäische Constellation dazu herausgefordert hätte. Durch seine Agenten war ein Theil des französischen Heeres bearbeitet worden, in welchem noch immer die Napoleonischen Erinnerungen lebendig waren und das mit der Friedenspolitik des Bürgerkönigs keineswegs einverstanden schien. Es wurden geheime Beziehungen, besonders mit der straßburger Garnison, angeknüpft und mehrere höhere Offiziere in das Complot eingeweiht. Der glorreiche Zug Napoleon's von Elba nach Paris schwebte dem Neffen vor Augen, und er hoffte gleichen Siegesflug für seine Adler. Einzelne Regimenter sollten sie aufpflanzen und dann den Marsch nach der Hauptstadt antreten; andere würden, hoffte man, sich ihnen ohne Kampf anschließen. Gleichzeitig sollte die Nationalgarde in den Städten zu den Waffen gerufen und die Demokraten dadurch gewonnen werden, daß man eine gesetzmäßige Zusammenberufung des Volkes zu freier Herrscherwahl in Aussicht stellte.

Also auch bei dieser kecken Militärrevolte war das Princip der Volkssouveränetät nicht vergessen worden.

In Baden-Baden traf der Prinz öfters mit dem Obersten Vaudrey zusammen, der die beiden Artilleriecompagnien in Straßburg commandirte. In dem 4. Regiment La Fève hatte einst der Artillerielieutenant Bonaparte seine weltgeschichtliche Carrière begonnen, dort waren die Napoleonischen Erinnerungen gepflegt und lebendig. Oberst Vaudrey, der nach dem Marschallstab schielte, war bald für die Sache des Prinzen gewonnen. Eine Primadonna, Frau Gordon, Tochter eines Napoleonischen Kapitäns, begeisterte sich ebenfalls für denselben; sie wurde die eifrigste Beförderin der Verschwörung und die Fahnenträgerin des Aufstandes. So wirkte in der Gestalt einer abenteuernden Sängerin die Demi-monde leidenschaftlich mit für die Begründung des Kaiserthrons, welches die Blütezeit derselben in seinen Annalen verzeichnet. Ein Schwarm von Enthusiasten und Abenteurern folgte dem aufgehenden Stern: Persigny, ein kecker Hazardspieler, der treueste Schildknappe des Prinzen, Lieutenant Laity, ein Schüler der École polytechnique, ein demokratischer Genieoffizier, Parquin, ein alter kaiserlicher Offizier, voll Haß und Verachtung gegen das Bürgerkönigthum, und andere, die sich hier aus verschiedenen Lagern zusammenfanden: selbst ein Anhänger der Bourbons fehlte nicht, Bruc, ein ehemaliger Kammerherr Karl's X. Im ganzen war indeß die Stimmung der straßburger Offiziere dem verwegenen Unternehmen nicht günstig, das sie zu vertagen riethen; auch war die Regierung Louis Philipp's von demselben wohlunterrichtet, indem Briefe der Verschwörer in ihre Hände gefallen waren. Der König verließ sich indeß auf die loyale Gesinnung des Höchstcommandirenden im Elsaß, des Generals Voirol; der Prätendent erschien ihm nicht gefährlich; ein eclatanter Miserfolg desselben war ihm willkommen.

Trotz der herabstimmenden Erfahrungen, die der Prinz in Straßburg selbst bei seiner Anwesenheit gemacht hatte, war er nicht geneigt, sein Unternehmen zu vertagen; er rechnete auf Vaudrey, die Artilleristen, auf das Volk des Elsasses und auf

seinen Stern. Es war an einem Octobertage 1836, als er von seiner Mutter Hortense in Arenenberg Abschied nahm, unter dem Vorwande, einer Jagdpartie in Hohenzollern-Hechingen beizuwohnen. Daß dieser Vorwand nur die Umgebungen täuschen sollte und die Mutter, die unermüdliche Nährerin seines Ehrgeizes, mit im Geheimniß war, ist wol keine Frage; denn sie drückte ihn stürmischer als gewöhnlich an ihr Herz und steckte ihm als schützenden Talisman den Trauring ihrer Mutter Josephine und Napoleon's an den Finger: der kindliche Aberglaube von den Antillen gemischt mit dem weltgeschichtlichen einer großen Sendung!

Im Hause Persigny's in Straßburg versammelten sich die Verschwörer am Vorabend des für die große Entscheidung bestimmten Tages. In diesem Kreise wurden nun die Proclamationen an Frankreich, an die Armee, an die Bürger Straßburgs entworfen, zugleich mit dem genauen Programm des morgenden Tages. In jenen Proclamationen herrscht ein feuriger Schwung. Der Prinz wendet sich gegen diejenigen, „welche die edle Revolution für sich ausgebeutet haben und jetzt ihre Grundsätze verleugnen", gegen „eine Regierung ohne Rechtlichkeit, Institutionen ohne Kraft, Gesetze ohne Freiheit, Frieden ohne Ruhe und Glück". Er erscheint als Vertreter der Nationalsouveränetät, der nicht seine Rechte, sondern die Rechte des Volkes wiedererobern will, in der einen Hand das Testament des Kaisers Napoleon, in der andern den Degen von Austerlitz. „Franzosen", ruft er aus, „ich habe mein Leben einem großen Unternehmen geweiht. Von dem Felsen von Sanct-Helena ist ein Strahl der untergehenden Sonne in meine Seele gedrungen, und ich werde dies heilige Feuer zu bewahren, ich werde für die Sache des Volkes zu siegen oder zu sterben wissen. Es lebe Frankreich, es lebe die Freiheit!" Diese Stellen sind der Proclamation an das Volk entnommen. Der Aufruf an das Heer schließt mit der begeisterten Wendung: „Soldaten der Republik, Soldaten des Kaiserreichs! Möge mein Name in euch die alte Kraft erwecken! Und ihr jungen Soldaten, die ihr wie ich unter dem Donner der Kanonen von Wagram das

Licht der Welt erblickt habt, bedenkt, daß ihr die Kinder der Soldaten der großen Armee seid. Die Sonne von hundert Siegen hat unserer Wiege geleuchtet! Mögen große Thaten oder ein glorreicher Untergang uns unserer Geburt würdig machen. Vom Himmel herab wird der große Schatten des Kaisers Napoleon uns leiten, und zufrieden mit unsern Anstrengungen wird er ausrufen: «Sie waren ihrer Väter würdig!»“ In diesen Ergüssen spricht sich der Feuergeist des jungen Prinzen aus, dem die Napoleonische Idee damals noch nicht zur Schablone verblaßt war.

In höchster Aufregung und Spannung brachten er und seine Genossen die Nacht zu, bis die Glocke des ehrwürdigen straßburger Münsters 6 Uhr schlug: das war die verhängnißvolle Stunde. In der Kaserne von Austerlitz, dessen Sonne an dem feuchten Nebelmorgen nicht strahlte, bildeten die durch Trompetensignale geweckten Soldaten des 4. Artillerieregiments ein Quarré. In der Mitte desselben befand sich eine Gruppe von Offizieren, Oberst Vaudrey mit gezogenem Säbel, und der Held des Tages in blauer Artillerieuniform mit Stabsoffizierepauletten, an der Seite einen Cavaleriepallasch, auf dem Kopfe den Hut der Generalstabsoffiziere, die Brust mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt. Diesem improvisirten Phantasiecostüm sollte der Charakter des ganzen Attentats entsprechen, das über eine unglückliche Improvisation nicht hinauskam. Wol begrüßten die Soldaten, die durch Geldvertheilungen gewonnen worden waren, nachdem ihnen der Oberst verkündet, in diesem Augenblick beginne eine große Revolution, der Neffe des Kaisers stelle sich an die Spitze, diesen mit dem Rufe „Vive l'empereur!“ Der Prinz selbst redete das Regiment an, bei welchem der Oheim seine ersten ruhmvollen Thaten vor Toulon vollbracht, welches ihm nach seiner Rückkehr von Elba die Thore von Grenoble geöffnet; er nimmt einem Offizier den kaiserlichen Adler aus der Hand und hebt das Abbild des französischen Ruhms in die Höhe, das „jetzt auch zum Wahrzeichen der Freiheit werden soll“. Die Musik spielt die Marengohymne; unter dem Jubel der Kanoniere stellt sich der Prinz an ihre

Spitze, um die andern Regimenter zu gewinnen. Vaudrey hat die Schlüssel des Arsenals; er kann 150 Geschütze auf der Place d'Armes neben der Statue Kleber's auffahren lassen; schon ist seine Ordre, sich bereit zu halten, an das 3. Artillerieregiment ergangen, das damals auch unter seinem Befehl stand. Lieutenant Laity macht das Geniebataillon mobil. So ganz kopflos vorbereitet erschien die Bewegung doch nicht: der Präfect, der Generalmajor Lalande wurden verhaftet, alle Druckereien und Telegraphenbureaux mit Beschlag belegt. Der Prinz selbst machte eine Vorstudie zum 2. December, indem er seine Colonne verließ, um den Generallieutenant Voirol, auf den der vorgehaltene Napoleonische Adler durchaus keine magische Wirkung ausübte, in seiner Wohnung zu verhaften.

Obschon alle diese Schritte den Erfolg der Militäremeute zu sichern schienen, so sollte dieselbe im Hofe der Finkmattkaserne doch bald ein klägliches Ende nehmen. Der Prinz war seinen Kanonieren vorausgeeilt und hielt im Kasernenhof des 4. Linienregiments eine Ansprache an die Soldaten, die theils bewaffnet, theils unbewaffnet, durch den Anmarsch der Kameraden überrascht, neugierig die Worte des Prinzen mit anhörten. Sie blieben nicht ohne Wirkung; alte Sergeanten eilten herbei, küßten dem Prinzen die Hand und verkündeten laut seinen Namen. Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht: der Prinz sei nicht ein Neffe des Kaisers; er sei ein Pseudoprinz, ein Neffe des Obersten Vaudrey, ein Betrüger. Rasch verkehrte sich die Begeisterung in Wuth; mit gefälltem Bajonnet drangen die Infanteristen auf ihn ein, während er sich mit dem Säbel zur Wehr setzte, bis er von den eintreffenden Kanonieren befreit wurde, die mit ihren Carabinern zu seinem Schutze herbeieilten. Wildes Getümmel! Der Prinz stürzt zu den berittenen Artilleristen, um sich eines Pferdes zu bemächtigen. In diesem Augenblick scheuen die Gespanne vor dem Lärm und den blitzenden Waffen, bäumen sich und hätten bald den Prinzen mit ihren Hufen zertreten. Auf dem Walle, welcher die eine Seite des Hofes bildet, hatte sich eine Volksmenge versammelt, welche an allen Vorgängen den lebendigsten Antheil

nimmt und einen Steinhagel auf die Füsiliere schleudert. Inzwischen erscheint Oberst Taillandier mit einigen fahnengetreuen Offizieren. Er läßt einige Pelotons auf die Volksmenge feuern! Neuer Angriff der Füsiliere, ein Gedränge, das jede freie Bewegung hemmt! In diesem Gedränge verhaftet der Souslieutenant Paillet den Prinzen und den Eintagsgeneral Parquin. Der Prinz wird in ein Zimmer der Kaserne in Gewahrsam gebracht.

Im Hofe währte indeß das Getümmel fort. Einige Kanonen waren von den Artilleristen hineingefahren und mit Kartätschenpatronen geladen worden. Es drohte ein allgemeines Gemetzel, da die Kanoniere den Befehlen des Obersten Taillandier nicht gehorchen wollten. Die Füsiliere machten sich zu einem neuen Bajonnetangriff bereit; die Artilleristen luden die Carabiner. Da erschien es dem ebenfalls verhafteten Obersten Vaudrey selbst an der Zeit, ein, wie ihm dünkte, jetzt unnützes Blutvergießen zu hemmen, und er gab, auf das Gesuch Tallandier's, der Artillerie den Befehl zum Rückzuge. Dieser Befehl entschied das ungünstige Geschick des Tages; denn noch war die Sache Louis Napoleon's nicht verloren. Das 3. Artillerieregiment hatte mit bespannten Geschützen seinen Weg nach der Finkmattkaserne angetreten, zugleich mit den Pontonnieren, um die Feinde des Prinzen niederzukartätschen. Doch die Ordre Vaudrey's und der Rückzug der Kameraden vom 4. Regiment wirkte so niederschlagend auf sie, daß sie alsbald in ihre Kasernen zurückkehrten.

Das straßburger Attentat war wie eine Tragikomödie verlaufen. König Louis Philipp schien nicht geneigt, dasselbe durch strenges Einschreiten in eine Tragödie zu verwandeln. Der Prinz hatte sich mit seinem Kaiseradler, seinen Kaiserreden und dem ganzen Primadonnencomplot lächerlich gemacht — nichts konnte dem schlauen Beherrscher Frankreichs willkommener sein. Er entzog ihn der Strenge der Gesetze. Kaum hatte die Instruction des Processes begonnen, als einige Hofwagen vor der Präfectur in Straßburg und dann vor dem neuen Gefängniß hielten; durch eine Ordonnanz des Präfecten wurde der Prinz,

trotz des Widerspruchs der Gefängnißwärter, welche ihn nur auf einen Befehl des Gerichts freigeben wollten, mit Gewalt entführt. Eine starke Gensdarmerieescorte begleitete seinen Wagen nach Paris, und von dort, nach einer kurzen Unterredung mit dem Polizeipräfecten, nach der bretagner Seestadt Lorient, wo er sich auf der Kriegscorvette Andromeda nach Amerika einschiffen sollte; denn dorthin hatte ihn der Wille des Königs und seiner Minister verbannt.

Da der König den Urheber des Attentats begnadigt hatte, so hielt es die Jury, vor welche Frau Gordon und selbst Oberst Vaudrey und die mitverschworenen Offiziere gestellt worden waren, für das Beste, auch ihrerseits Gnade walten zu lassen, und sie sprach am 18. Januar 1837 alle ohne Ausnahme frei. Die Umsicht und Energie der Frau Gordon, welche die compromittirenden Briefe rechtzeitig verbrannt hatte, trug nicht wenig zu diesem freisprechenden Urtheil bei.

Der Kapitän der Corvette Andromeda hatte einen versiegelten Befehl erhalten, den er erst unter dem 32. Breitengrade öffnen sollte. Die Meerfahrt war zum Theil stürmisch. Der Prinz, der bei den straßburger Vorgängen den größten Gleichmuth bewahrt hatte, jene Apathie, die ihm zeitlebens eigen blieb, ließ sich durch die Gefahren des Sturmes, der die Masten der Fregatte niederschmetterte, nicht aus seiner Ruhe bringen und wurde, als sie glücklich überstanden waren, um so mehr in dem Glauben an seinen Stern bestärkt. Er las Châteaubriand und Rousseau, dessen „Contrat social" für seine Theorie der Plebiscite die Grundlage hergab. Der Befehl in dem Schreiben, das der Kapitän an dem bestimmten Breitengrade öffnete, hieß ihn erst mit dem Prinzen nach Rio de Janeiro segeln, ehe er ihn in Neuyork ans Land setzte. Nur von seinem Schiffe aus durfte der Prinz das prächtige Amphitheater der Hauptstadt Brasiliens und die sie umgebende Küstenlandschaft bewundern. In Neuyork traf er seine Vettern Achilles und Lucian Murat, doch war sein Aufenthalt in Amerika nur von kurzer Dauer. Die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter rief ihn nach Europa zurück; sie starb in Arenenberg am 5. October

1837, zum großen Bedauern der Schweizer, bei denen sie durch ihre Wohlthätigkeit das beste Andenken hinterlassen hatte. Ihr Sohn trat in ihre Fußstapfen, stiftete Legate, dotirte Armenhäuser und gewann eine große Popularität. Die Gemeinde Salenstein verlieh ihm das Bürgerrecht, Diessenhofen wählte ihn in den Großen Rath; bei dem Schützenfeste in Sanct-Gallen im Sommer 1838 wurde ihm ein glänzender Empfang zutheil. Die Gesinnung, welche die Schweiz gegen ihn hegte, sollte indeß bald auf eine ernste Probe gesetzt werden. Lieutenant Laity, der Theilnehmer am straßburger Attentat, hatte eine Broschüre zur Vertheidigung jenes Unternehmens und zur Verherrlichung der Napoleoniden herausgegeben, welche der Prinz selbst mit Zusätzen versah. Laity wurde vom Pairshofe zu fünf Jahren Kerker und 10000 Francs Geldbuße verurtheilt, und der französische Gesandte in Bern, der Sohn jenes Herzogs von Montebello, der bei Eßling an Napoleon's Seite gefallen war, verlangte vom Bundesrathe die Ausweisung Louis Napoleon's aus der Schweiz. Der Bundesrath protestirte, da der Prinz ein schweizer Bürger sei; doch die meisten Großmächte schlossen sich der Forderung Louis Philipp's an. Der Ministerpräsident Molé hatte bereits seinen Gesandten angewiesen, bei längerer Weigerung der Schweiz seine Pässe zu verlangen. Während die Tagsatzung debattirte, rückten 25000 Mann französische Truppen an die Grenze. Louis Napoleon sah sich plötzlich als den Helden einer größern politischen Verwickelung. Nichts konnte ihm willkommener sein, als aus der Dunkelheit seines Privatlebens wieder so in das vollste Licht der Oeffentlichkeit gezogen zu werden. Sein Name war wieder einmal in aller Munde: die Cabinete der Minister, die Säle der Volksversammlungen und die Zeitungen hallten von ihm wider. Als die Höhe des politischen Lärms erreicht war, entschied sich der Prinz dafür, freiwillig die Schweiz zu verlassen, ehe noch der Jura Zeuge eines Zusammenstoßes zwischen Schweizern und Franzosen geworden, und theilte in einem Schreiben dem Landammann von Thurgau (22. September) seinen Entschluß mit. Seinetwegen war der Schatten Wilhelm Tell's, waren die Geister aus Mur-

tens Freiheitsschlacht heraufbeschworen worden, hatte das schweizer Volk vom Konstanzersee bis zu den hohen Sennen und Firnen zu den Waffen gegriffen! Seinetwegen hatte Louis Philipp ein Heer versammelt und ihn, den er nach dem Attentat von Straßburg wie einen Don Quixote behandelt, als einen ebenbürtigen Gegner anerkannt. So hatte der Prinz, ohne sein Zuthun, mehr erreicht, als er erwarten durfte, und es war in seine Hand gelegt, durch einen Act der „Großmuth" zwei Völkern den Frieden zu schenken. So mag er wol mit innerer Genugthuung, nach einer Reise durch Deutschland und Holland, im October 1838 die englische Küste betreten haben, im Gefühl seiner durch die Umstände und Louis Philipp's unkluge Gereiztheit gesteigerten Bedeutung.

Die zwei Jahre 1838—40, die er jetzt in London zubrachte, bilden eine jugendliche Sturm- und Drangperiode, in welcher er sich in den Taumel eines wilden Lebens stürzte. Er war ein eifriger Sportsman bei Jagden und auf dem Turf von Newmarket, wo er in kühnen Wetten mit den reichsten Lords wetteiferte. Hier und beim Hazardspiel, das er leidenschaftlich liebte, stürzte er sich tief in Schulden. Auch an galanten Abenteuern mit vornehmen englischen Ladies fehlte es nicht: er hatte Erfolg; sein „Prätendentensport" machte ihn den Engländern und Engländerinnen interessant. Bei einem Turnier, welches Lord Eglinton im Sommer 1840 auf seinem schottischen Schlosse gab, erschien er in kostbarer Rüstung.

Inzwischen verlor er über allen diesen Zerstreuungen nicht sein Ziel aus den Augen. Noch im Herbste 1838 hatten sich die Angehörigen der Napoleonischen Familie in London versammelt, um alle Zwistigkeiten auszugleichen und gemeinsam über die Maßregeln zu berathen, welche sie gegen die Verfolgungen seitens der Großmächte ergreifen wollten. In derselben Zeit verfaßte der Prinz sein Werk: „Des idées Napoléoniennes" (1839), in welchem, gegen die „Politischen Träumereien" gehalten, bereits ein großer Fortschritt in Bezug auf die Klarheit und Bestimmtheit staatsmännischer Anschauung

herrschte. Das jugendliche Freiheitsideal der „Träumereien" trat hier mehr zurück gegen die Forderung einer „starken" Autorität. Mit Recht gilt es für die höchste Aufgabe aller Staatsweisheit, „Freiheit" und „Ordnung" zu versöhnen: eine Aufgabe, welche Louis Napoleon hier auf theoretischem Gebiete zu lösen versuchte, während er später ihre Lösung in der Praxis in so bedenklicher Weise unternahm. In diesen „Napoleonischen Ideen" legt er schon den Hauptnachdruck auf das Princip der „Ordnung", indem er die Handlungsweise seines Onkels zu erläutern und zu vertheidigen sucht. Er nennt es ausdrücklich seine ihm durch die Geburt zugewiesene Sendung, den Thron seines großen Oheims zu vertheidigen und seine Ideen zu verbreiten. Es bietet sich hier von selbst der Vergleich zwischen dem Onkel und Neffen dar, welcher auf das Wesen und den Charakter des letztern ein so bedeutsames Licht wirft.

Napoleon I. war der Mann der That, der Improvisation, des weltgeschichtlichen Calculs. Emporgetragen durch die Ereignisse und die eigene Kraft, kriegsgewöhnter Soldat, großer Feldherr, mit scharfem praktischem Blick in Krieg und Frieden, ein Vertreter der politischen Mathematik, der erbarmungslosen Leichenschau in zahllosen Schlachtenbulletins, des Mechanismus im Staate, einer großartigen Maschinerie, die er nach den Bedürfnissen des Augenblickes aufgebaut, haßte er alle Systemmacherei, alles politische Bewußtsein, alle Ideologie. Er war der Mann der genialen Praxis, des Augenblicks, der Umstände und einer Berechnung, die aber nur auf das Zweckdienliche in jedem einzelnen Falle ging. Fand er auch hinterher die Formel für dies oder jenes Verfahren: er ging doch niemals mit einer fertigen Schablone an das Werk.

In allen diesen Punkten war Napoleon III. das gerade Gegentheil seines Onkels. Ihm war der Bonapartismus zunächst ein System, das er sich aus den Thaten seines großen Vorgängers zusammengesetzt. Louis Bonaparte war einer der größten Doctrinäre, welche die Weltgeschichte kennt. Er hatte nichts in seinem Leben gethan, ohne vorher die Formel in seinem Kopfe fertig zu haben. Ihm war das erste die Formel — nach der

Formel handelte er. Gerade indem er Napoleon I. zu copiren schien, war er ihm am unähnlichsten. Mag man ihn einen Epigonen, den Schatten seines Onkels nennen: er unterschied sich doch ebenso wesentlich von ihm. Er war was jener nicht war, ein Systematiker, ein Ideolog, ein politischer Denker, der Mann der grauen Theorie gegenüber der grünen Praxis. Ja selbst in dem Kriegswesen war er bis zu einem Alter, wo Napoleon I. von den Lorbern, die er bereits auf allen europäischen Schlachtfeldern gesammelt, bereits in Sanct-Helena ausruhte, nur ein geistvoller Theoretiker geblieben, bis ihm die spätere Zeit Veranlassung gab, seine Einsicht in Strategie und Taktik auf den lombardischen Ebenen zu bewähren und der unglückliche Feldzug des Jahres 1870 seinen Feldherrnruf auf immer zerzerstörte. Doch gerade diese „graue Theorie" breitete über viele Handlungen seines Lebens den Schein einer Absichtlichkeit, welche die tiefsten Schatten darauf warf. Der 18. Brumaire war die kühne Gewaltthat eines glücklichen Soldaten, dessen „Ehrgeiz" naturwüchsig aus den Verhältnissen hervorging und in richtigem Verhältniß zu seinen Thaten stand; der 2. December war die That eines fanatischen Doctrinärs, dessen Ehrgeiz sich nur auf einen Namen stützte und Raum brauchte, um Ideen zu verwirklichen, die er an diesen Namen knüpfte. Frau von Staël hat Napoleon I. einen Robespierre zu „Pferde" genannt. Der echte Robespierre zu Pferde war Napoleon III.

Doch ihm war der Bonapartismus nicht blos ein System, sondern eine Religion, für die er lange Jahre hindurch das Märtyrerkreuz auf sich genommen, gekämpft und gelitten. Freilich hatte diese Religion mit dem Buddhismus das gemein, daß sie mehr als Einen Heiland hatte, daß ein Buddha dem andern folgte. Napoleon I. war ihr Heiland — auch Louis Bonaparte war es. Das gehörte mit zu ihren Offenbarungssätzen. Der alleinseligmachende Staat ist der Staat des Bonapartismus: das ist der Hauptinhalt ihres Glaubens. Napoleon I. war lange Zeit ein Jakobiner, weil der Jakobinismus in Frankreich an der Herrschaft war. Louis Bonaparte war ein Revolutionär, ein Empörer gegen die legitimen Gewalten, weil er selbst von Haus

aus von ihnen verfolgt und geächtet worden, weil er nur durch den Umsturz der bestehenden Throne seine Ideen verwirklichen konnte. Napoleon I. hat sich nie verschworen! Fast das ganze Leben von Louis Napoleon war eine Verschwörung und selbst der 2. December nur die Frucht eines Complots der Executive. Napoleon I. bestieg den Thron als ein ruhmgekrönter Soldat, sonst als simpler corsischer Edelmann. Louis Napoleon war von Haus aus ein kaiserlicher Prinz, gewöhnt an die Auszeichnungen, welche der Macht zukommen. So erscheint Napoleon als Stifter dieser Religion, welche die Herrschaft auf den Volkswillen begründet, in Wahrheit aber auf die eigene Kraft — Louis Napoleon als ihr begeistertster Apostel und Evangelist. Wie keiner Religion, so fehlte es auch dieser nicht an Zeichen und Wundern. Es waren die heiligen Daten, die rothen Kalendertage des Messias, welche dem Jünger den Sieg verhießen, es waren seine Reliquien, die ihn sichern: der Trauring Josephinens und Napoleon's, das Amulet aus der Kaisergruft von Aachen, der Hut, der graue Rock, die Feldstiefel Buddha's I., welche auch Buddha III. in den Krieg begleiten. Mit Einem Worte, das Dogma der Seelenwanderung gehörte mit zu den Lehrsätzen dieses Glaubens, und um der Seele ihre Wanderschaft zu erleichtern, wurden ihr die äußern Stationen zu ihrer Orientirung so ähnlich wie möglich eingerichtet. Wir haben Louis Napoleon einen „Doctrinär" genannt: die „Idées Napoléoniennes" sind die Quintessenz der Doctrin, die er aus den Thaten des Onkels herausdestillirt hat. Und er hat selbst diese kanonischen Regeln der Staatskunst so genau und gewissenhaft befolgt, daß ein Geschichtschreiber seine eigene Wirksamkeit als Präsident der Republik und später als Kaiser genau mit denselben Worten rechtfertigen könnte, mit denen er das Verfahren seines Onkels nach seiner Erhebung zum Ersten Consul verherrlicht. Man lese diese Stellen der „Napoleonischen Ideen", wo die Freiheit hingestellt wird als „letztes Ziel", aber so verclausulirt durch die nothwendigen Schranken, mit welchen Ordnung und Autorität den Weg zu ihr vergittern müssen — und man hat den Schlüssel zur Staats-

weisheit des Kaisers, der die Erreichung dieses Ziels ebenso ins Unbestimmte vertagt, wie sie Napoleon I. vertagt hatte.

Die Regierung Louis Philipp's, welcher die Napoleonischen Ideen jede Art von Berechtigung absprachen, hatte sich dem Auslande gegenüber in eine kriegerische Positur gesetzt. Thiers, der Schöpfer dieser Situation, der Geschichtschreiber Napoleon's, hielt den Moment für geeignet, das Nationalgefühl der Franzosen durch eine glänzende Demonstration zu heben und auf die Regierung des Bürgerkönigs einen Schimmer der Napoleonischen Glorie fallen zu lassen. Mit der Bewilligung der Engländer traf man Anstalten, die Asche des großen Napoleon vom Felsengrabe Sanct-Helenas herbeizuholen und im Dome der Invaliden beizusetzen. Die Julidynastie wollte selbst eine Napoleonische Feierlichkeit veranstalten. Konnte man es dem verbannten Prinzen verargen, wenn er eine gleichsam zu seinen Gunsten von den feindlichen Machthabern bearbeitete Volksstimmung benutzen und die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte, neben dem todten Onkel auch den lebenden Neffen den Franzosen ins Gedächtniß zurückzurufen?

Da veröffentlichte der Prinz zunächst seine Schrift „L'idée Napoléonienne" (1840), eine geharnischte Kriegserklärung gegen die Julidynastie. Nachdem diese Idee in aller ihrer Herrlichkeit gefeiert worden, heißt es von ihr, daß sie, durch unausgesetzte Verfolgungen zur Verzweiflung getrieben, zu Helm und Lanze greift, auf den Altar des Vaterlandes steigt und wie Saint-Remie dem trotzigen Sigamber, dem durch servile Staatsmänner und Redner betrogenen Volke zuruft: „Wirf deine falschen Götzen um, zertrümmere deine Bilder von Thon! Verbanne, was du bisher angebetet, und bete an, was du bisher verbannt hast!"

Und so griff auch der Prinz zu Helm und Lanze, um das Julikönigthum zu zertrümmern. Die Vorbereitungen zu einer neuen Unternehmung gegen die Julidynastie wurden in Eile getroffen, Geld zu hohen Zinsen aufgenommen und ein englisches Dampfschiff Stadt Edinburgh gemiethet, welches die kecken

Freibeuter nach Boulogne, einem durch kaiserliche Erinnerungen, durch das Lager Napoleon's (August 1805) verherrlichten Orte, hinüberführen sollte. Die Zahl derselben belief sich auf etwa sechzig, darunter der alte General Montholon, der Napoleon nach Sanct-Helena begleitet hatte, der straßburger Eintags-general Parquin, Persigny, General Voisin, Oberstlieutenant Laborde u. a. Unter den namenlosen „Argonauten" befand sich eine große Zahl, etwa dreißig, in Soldatenröcke gesteckte Lakaien. Außerdem hatte man einen zahmen Adler an Bord, welcher, vom Prinzen dressirt, auf Befehl über seinem Haupte schwebte, damit auch der Evangelist des Kaiserreiches nicht ohne das begleitende apostolische Thier sei, die nöthigen an das Volk zu vertheilenden Proclamationen und ein Manifest, welches den König und das gesammte Haus Orléans der Krone und aller Ansprüche auf den Thron verlustig erklärte, die Pairs- und Deputirtenkammer auflöste, eine Nationalversammlung ausrief und eine neue Gesetzgebung verkündete. An die Spitze einer provisorischen Regierung sollte der damalige Ministerpräsident Thiers treten.

So ausgerüstet verließ die verwegene Schar bei Margate am 5. August 1840 die englische Küste, indem sie bei der Ueberfahrt sich durch Champagner zu einem Unternehmen begeisterte, welches keineswegs die gleiche Möglichkeit des Erfolges darbot wie die frühere straßburger Revolte. Freilich ist behauptet worden, diese Abenteuerfahrt sei nicht so sinnlos gewesen, wie sie auf den ersten Blick erscheint; die commandirenden Generale der Küstenlandschaften bis ins Innere des Landes hinein seien dafür gewonnen gewesen; jedenfalls aber erinnerte der Beginn des Unternehmens an einen schlecht geführten Piratenzug und das Ende an eine Harlekinade. Ein Kampf mit den Zollwächtern, Einmarsch in Boulogne, eine Anrede des Prinzen, über dessen Haupt vorschriftsmäßig der dressirte Adler schwebte, an die Truppen des 4. Linienregiments, welche indeß durch die Abmahnung eines beliebten Hauptmanns verhindert wurden, sich der Revolte anzuschließen; der vergebliche Versuch, die Thore der Citadelle, wo sich bedeutende Waffen-

vorräthe befanden, zu sprengen; der Rückzug nach dem Meere, als die Nationalgarde zu den Waffen gerufen wurde; ein letzter Aufflug des Adlers über der Napoleonssäule: das waren die Thaten der mit Helm und Lanze bewehrten Napoleonischen Idee. Als Nationalgarden und Füsiliere näher rückten, eilten die Rebellen in wilder Flucht nach den Schiffen; man stieg in die Fischerkähne, die Boote schlugen um; die Nationalgarde gab Feuer auf die Schwimmenden und fischte sie zuletzt aus dem Wasser heraus. So wurde der Prinz selbst, der in Boulogne auf den loyalen Hauptmann ein Pistol abgefeuert, mit 51 Begleitern aus der See gezogen. Einige seiner Genossen waren verwundet und getödtet worden. Das Unternehmen hatte Opfer gekostet und auch die Folgen waren weit ernster als diejenigen des straßburger Attentats.

Als Thiers damals von der hohen Stellung hörte, welche der prinzliche Freischarenführer ihm zugedacht, vertheidigte er sich in den Zeitungen ironisch gegen diese Zumuthung: wie man ihm zutrauen könne, daß er aus der Hand eines Mannes ein Portefeuille annehmen werde, der sich, wie eine Ente im Teich, mit der Angel fischen lasse? Dafür rächte sich der Prinz später, indem er Herrn Thiers selbst wie einen Fuchs über Nacht in seinen Fallen fing.

In der That drohte das boulogner Abenteuer den Nimbus der Napoleonischen Idee für alle Zeiten zu zerstören. Seit jener Zeit datirt bei sehr vielen, welche die lächerlichen Fiascos des Neffen mit den glänzenden Erfolgen des Onkels verglichen, die Geringschätzung, die sie gegen Louis Napoleon hegen. Mit Unrecht! Gering zu schätzen ist niemand, wer für eine Idee oder einen großen Plan sein Leben einsetzt, mag ihn auch ein blinder Fanatismus in der Beurtheilung der Verhältnisse täuschen. Spätere Zeiten zeigten den Revers der Münze in Bezug auf den Erfolg. Und oft wird die Grenzlinie zwischen dem Abenteurer und dem Helden, zwischen einer „fixen Idee“ und einer „großen Ueberzeugung“ nur durch den Erfolg bestimmt. Der Prinz selbst hatte hierüber das klarste Bewußtsein; denn schon nach dem Attentat von Straßburg schrieb er an seine

Mutter: „was kümmert mich das Geschrei der großen Menge, die mich einen «Verrückten» nennen wird, weil mein Unternehmen erfolglos geblieben, und die mein Verdienst, wenn ich gesiegt hätte, zu den Sternen erhoben haben würde?“ Auch stand das Benehmen des Prinzen gleichsam über den Ereignissen. War es ein Wahnsinn, so hatte er doch Methode. Weder in der Citadelle von Boulogne, wohin man ihn zuerst gebracht, noch in Paris vor der Pairskammer, welche Louis Philipp schon am 9. August einberufen, um über das Verbrechen des Hochverraths zu Gericht zu sitzen, verließ ihn der Muth seiner Ueberzeugung und die unerschütterliche Logik seines Systems. Die Rede, die er vor den versammelten Pairs hielt, ist seine glänzendste oratorische Leistung und enthält Stellen, deren Tragweite bis in unsere nächste Gegenwart reicht. Der Prinz beginnt damit, daß er die Gelegenheit mit Freuden begrüßt, seine Stimme einmal in Frankreich frei erheben zu dürfen. Er steht nicht vor seinen Richtern, er hat es nicht nöthig, sich zu rechtfertigen; er will, ohne Stolz und ohne Schwäche, seine Ansichten und seine Plane mittheilen; er beruft sich nur auf seine Rechte, um die Pflichten, die sie ihm auferlegen, auseinanderzusetzen. „Die Constitution des Kaiserreichs, durch die Volkssouveränetät ins Leben gerufen, ist noch zu Recht bestehend und niemals vom Volke widerrufen worden. Alles, was ohne sie geschehen, ist, nach des Kaisers eigenen Worten, unrechtmäßig.“ Ausdrücklich verwahrt er sich gegen die Anklage persönlichen Ehrgeizes, als wolle er gegen den Willen des Landes eine Restauration versuchen. „Nach höhern Beispielen bin ich gebildet, andere Vorbilder schweben mir vor Augen. Ich bin der Sohn eines Vaters, welcher vom Throne stieg ohne Bedauern, als er einsah, er könne die Interessen Frankreichs nicht in Einklang bringen mit denen des Volkes, das er regieren sollte. Mein Onkel, der Kaiser, verzichtete lieber auf die Herrschaft, als daß er durch Verträge Frankreich in jene Grenzen einschränken sollte, welche es der Verachtung und den Drohungen aussetzen, die sich heute das Ausland gegen dasselbe herausnimmt. Nicht einen Augenblick habe ich diese Vorbilder ver-

gessen. Ich vertrete ein Princip, eine Sache, eine Niederlage! Das Princip ist die Volkssouveränetät, die Sache das Kaiserreich, die Niederlage — Waterloo! Das Princip haben Sie anerkannt, der Sache haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen. Nun denn, es gibt keine Uneinigkeit zwischen mir und Ihnen.“

Rache für Waterloo — der Prätendent hat es als einen Eckstein seines Glaubens eingesenkt neben den Grundpfeilern seines Systems! Die Stunde dieser Rache schlug; doch sie brachte ein zweites Waterloo für Frankreich und des Cäsars Sturz war ihre Frucht!

Der Rede des Prinzen folgte eine pomp- und schwunghafte Vertheidigung Berryer's, welchem die Gelegenheit willkommen war, die Julimonarchie und ihren revolutionären Ursprung anzugreifen. Er wandte sich an die Geschworenen mit den Worten: „Wer von Ihnen die Hand auf das Herz legen und sagen kann: wäre der Versuch geglückt, hätte das behauptete Recht gesiegt, ich würde den Erfolg nicht anerkannt und jede Theilnahme an der neuen Gewalt abgelehnt haben — wer das sagen kann, nur der darf Richter sein in dieser Sache!“: Worte, deren ganze Bedeutung die neueste Geschichte Frankreichs hinlänglich illustrirt. Der Prinz selbst beantwortete alle Fragen, welche an ihn gerichtet wurden, mit Ruhe, die er auch nicht verlor, als der Generalprocurator Franc-Carré ihm seine Anmaßungen, seine verbrecherischen Unternehmungen, seinen frechen Ehrgeiz vorwarf, und als ihm in feierlicher Sitzung das Urtheil verlesen wurde, das ihn zu ewiger Gefangenschaft auf einer französischen Festung verdammte. Graf Montholon und Persigny wurden zu zwanzigjähriger, die übrigen Angeklagten zu fünf- bis funfzehnjähriger Haft verurtheilt. Bald darauf wurde der Prinz nach dem Schlosse Ham, einer Zwingburg mit riesigen Mauern und Thürmen in den ungesunden Sumpfebenen der Picardie, abgeführt und in den Zellen einquartiert, die vor ihm der Minister der Ordonnanzen, Polignac, bewohnt hatte. Graf Montholon und Dr. Conneau, ein Freund seiner Mutter, theilten seine Gefangenschaft.

Hier in Ham begann eine Epoche innerer Sammlung und ernster Studien in der jahrelangen Muße des Kerkers. Die Napoleonische Idee trat gewissermaßen aus ihren Gloriennebeln hervor, um sich in einzelnen Fragen der Staatswissenschaft und Volkswirthschaft zu bewähren; ihre allgemeinen Umrisse erfüllten sich mit einem tiefern Inhalt. Gleichzeitig blieb ihr ganzes stolzes Bewußtsein in dem Gefangenen von Ham lebendig, welches sich in den wahrhaft groß empfundenen Worten eines Briefes ausspricht: „Namen wie der meinige gehören nur in die Dunkelheit eines Kerkers oder in das volle Licht der Gewalt.“

Die Haft war nicht allzu streng; der Prinz durfte in Hof und Garten sich bewegen. Eine lebhafte Correspondenz, auch mit Socialisten wie Louis Blanc, Gespräche mit Montholon, der ihm von Sanct-Helena erzählte, vor allem schriftstellerische Arbeiten beschäftigten ihn während seiner fünfjährigen Gefangenschaft. Ein Gutachten über den Kanal, der den Atlantischen und Stillen Ocean verbinden sollte, wurde ihm von den centralamerikanischen Staaten übertragen; ja er sollte die Leitung des Kanalbaues übernehmen, wozu ihm natürlich die Erlaubniß verweigert wurde. Seine Entscheidung, die in der Schrift „Le Canal de Nicaragua“ aufbewahrt ist, ging dahin, es komme nicht darauf an, den Isthmus von Panama dort, wo er am schmalsten ist, zu durchschneiden, sondern durch die bevölkertsten, fruchtbarsten Theile des Landes müsse die Lebensader dieses Kanals geführt werden. Als Nationalökonom bewährte er sich in seinen Schriften „Ueber die Zuckerfrage“ (1842) und „Ueber die Ausrottung des Pauperismus“ (1843). Als das geeignete Mittel dazu erscheint ihm die Einführung landwirthschaftlicher Colonien auf bisher unbebauten Ländereien. Infolge dieser Schrift erhielt er eine Dankadresse von den Arbeitern und sagte in seiner Antwort: „Ich werde immer nur im Interesse jener Majorität des Volkes arbeiten, welche heute, obgleich die Quelle aller Rechte und alles Reichthums, ohne politische Rechte wie ohne gesicherten Wohlstand ist.“ Blickt da nicht der Gedanke eines Kaiserthums durch, welches sich, im Gegensatze zum

Bürgerkönigthum, auf den vierten Stand, auf die Masse des Volkes zu stützen gedenkt?

Noch wichtiger sind die „Historischen Fragmente“ (1847), welche einen kurzen Abriß der Geschichte der Stuarts geben und die Revolution von 1688 mit der von 1830 vergleichen. Am Schlusse dieser Schrift heißt es: „Die Geschichte Englands verkündet mit lauter Stimme den Königen: Geht den Ideen euers Jahrhunderts voraus, diese Ideen folgen euch und stützen euch; geht hinter ihnen her, sie reißen euch mit sich fort; geht ihnen entgegen, sie werfen euch über den Haufen!“

Verhängnißvoll hat sich die Wahrheit des letzten Spruches an dem Kaiser bewährt, als er gegen die deutschen Einheitsbestrebungen ins Feld zog.

Wenn man den vielumfassenden Kreis dieser schriftstellerischen Thätigkeit in das Auge faßt, so erkennt man alsbald, daß es sich dabei nicht um die zerfahrene Thätigkeit eines Privatmannes oder Literaten von Fach handelt, sondern daß wir es hier mit der zweckvollen Beschäftigung eines künftigen Regenten zu thun haben, der sich über seine großen Aufgaben orientirt. Militärwissenschaft, Nationalökonomie, Pläne zu großen Unternehmungen und volkswirthschaftlichen Verbesserungen gehen Hand in Hand mit politisch-historischen Studien. Alles aber ist planvoll verbunden durch einen leitenden Gedanken, welcher sich in der Regel in den Vorreden ausspricht und das anscheinend weit Auseinanderliegende durch die Beziehung auf die Napoleonische Idee und die Person des Prinzen verknüpft.

Er hatte mehrfach in den Vorreden zu seinen Schriften, selbst in der zur „Zuckerfrage“, ausgesprochen, daß er den Boden seines Vaterlandes um keinen Preis verlassen wolle, selbst nicht um den der Freiheit. Da indeß die Regierung Louis Philipp's länger dauerte, als der Prinz nach seinen politischen Grundsätzen vermuthete, da alle Attentate auf das Leben des Königs fehlschlugen und die Gefangenschaft in Ham sich zu verewigen drohte, wurde dem Prinzen doch das Stück vaterländischen Bodens, auf welchem die Festung Ham steht, allmählich verhaßt, und er sann mit seinem Freunde, dem Dr. Conneau, auf Mittel

zu seiner Befreiung. Es traf sich zufällig, daß im März 1846 der Theil der Festung, in welchem Louis Napoleon sich befand, ausgebessert wurde. Diese Gelegenheit glaubte man zur Flucht benutzen zu können. Dr. Conneau verfertigte, mit Hülfe seiner anatomischen Kenntnisse, eine Gliederpuppe, welche die Stelle des Prinzen im Bette vertreten sollte, wenn es an der Zeit war. Der Prinz stellte sich zwei bis drei Tage krank, blieb bettlägerig und wurde von seinem Freunde, dem Doctor, gepflegt. Als die weitern nöthigen Vorbereitungen getroffen worden, verschaffte sich der Prinz einen Maureranzug, der hinlänglich geflickt, beschmuzt und abgetragen war, drückte sich einen ebenso wenig fashionabeln Arbeiterhut in die Stirn und zog ein Paar Holzschuhe an. Der Prinz als Arbeiter! So sah er aus wie Symbol und Vignette eines künftigen Kaiserthums des vierten Standes. In dieser Verkleidung klapperte er in den Hofraum, nahm dort noch eine große Planke auf seine Schulter, stellte sich einen Augenblick zu den Arbeitern, deren Blicke durch einige vom Kammerdiener des Prinzen gespendete Getränke etwas benebelt waren, und schritt durch Haufen von Soldaten hindurch, an der Wache vorbei, über den Hof zum Festungsthor, von welchem die große Zugbrücke zur Stadt führte. Von Soldaten und Offizieren blieb er unangefochten und wurde nur hin und wieder durch die auf ihm ruhenden Blicke eines oder des andern Collegen der Maurerkelle geängstigt. Doch entkam er glücklich in und durch die Stadt, warf dann seine Verkleidung beiseite und erreichte außerhalb der Stadt eine mit Postpferden bespannte Kalesche, die sein Kammerdiener für ihn in Bereitschaft hielt. Dann ging es sturmschnell nach Valenciennes und von dort nach Ostende.

Nach einer Gefangenschaft von mehr als fünf Jahren betrat der Prinz zum dritten male als Flüchtling den englischen Boden, den er nur verlassen sollte, um in seinem Vaterlande eine weltgeschichtliche Rolle zu übernehmen.

Mit der Februarrevolution beginnt eine neue Epoche im Leben Louis Napoleon's. Bis dahin war er persönlich als Vor-

kämpfer seiner vermeintlichen Rechte aufgetreten, mit dem Säbel und der Pistole in der Hand; jetzt war die politische Lage eine andere geworden; die Thür zur Herrschaft war durch den Sturz Louis Philipp's geöffnet; es bedurfte keiner Militärverschwörungen mehr, um zum Ziel zu gelangen. So ließ Louis Napoleon jetzt seine Freunde für sich wirken mit der vollen Ungestörtheit, welche die Zustände der jungen Republik ihnen verbürgten. Er selbst trat in den Hintergrund und zog sich, dem Anscheine nach, ganz von der Weltbühne zurück, bis alles zu seinem Empfange bereit war.

Vor der Februarrevolution erschien der Prinz nur als kecker Abenteurer. Kein Prätendent der Geschichte war so verwegen und zugleich mit so kläglichem Misgeschick aufgetreten; doch er hatte sein Glaubensbekenntniß mit Offenheit ausgesprochen und seinen Kopf für seine Sache eingesetzt. Kleine Inconsequenzen der Gesinnung kamen dabei nicht in Betracht, wie z. B., daß der Prinz von Louis Philipp's Großmuth gerührt war, als er nach dem Attentat von Straßburg von dem König so milde behandelt worden, und doch später wieder das Attentat von Boulogne gegen die Julidynastie versuchte. Aufwallungen des Gemüths sind dem Charakter Louis Napoleon's nicht fremd; es ist mehr persönliche Gemüthspolitik bei ihm mit im Spiel, als man glauben sollte. Es ist dies begreiflich; denn der Prinz betrachtet sich als die Menschwerdung der Napoleonischen Idee, als eine Art von „absoluter Persönlichkeit", und macht daher seinen Haß und seine Liebe, seine Sympathien und Antipathien zu Angelpunkten seines Systems. Im ersten Zeitraum seines Lebens ging der Prinz in dieser „Idee" auf; im zweiten geht die „Idee" im Prinzen auf, und was ihn persönlich kränkt oder freut, das wird eine Sünde gegen die „Napoleonische Idee" und kann unter Umständen ein Motiv seiner Politik werden.

Nach der Februarrevolution erscheint der Prinz als Diplomat aus der Schule Machiavelli's. Er sagt mit Talleyrand: die Worte sind nur dazu da, unsere Gedanken zu verbergen; er sagt mit dem Jesuitismus: der Zweck heiligt die Mittel. Er ist höchst consequent in der Verfolgung des Zweckes, während

in Bezug auf die Mittel eine Inconsequenz der andern folgt, die Handlungen stets den Worten widersprechen, und Wort- und Eidesbruch nur als nothwendige Dissonanzen erscheinen, um den vollen Schlußaccord der verherrlichten „Idee" und „Persönlichkeit" um so wirksamer hervortreten zu lassen. Je näher dem Ziele, desto gewaltsamer tritt dieser Machiavellismus hervor. Der Verlauf seiner Lebensgeschichte zeigt dies am deutlichsten.

Als Louis Philipp's Thron zusammenbrach, erschien auch Louis Napoleon alsbald in Paris, und richtete am 28. Februar an die Mitglieder der Provisorischen Regierung folgendes Schreiben: „Meine Herren! Das Volk von Paris hat heldenmüthig die letzten Spuren des Einfalls der Fremden zerstört; ich eile aus der Verbannung herbei, um mich unter die Fahne der eben proclamirten Republik zu begeben. Ohne andern Ehrgeiz als den, meinem Vaterlande zu dienen, zeige ich meine Ankunft den Mitgliedern der Provisorischen Regierung an, und versichere Sie meiner Ergebenheit für die Sache, die Sie vertreten, und meiner Sympathien für Ihre Personen." Die Provisorische Regierung war natürlich von dieser Mittheilung keineswegs erbaut; sie fürchtete in den Wirren des Augenblicks den Namen und die Person eines kühnen Prätendenten. Sie sprach den Wunsch aus, der Prinz möge Paris wieder verlassen. Louis Napoleon hielt es für angemessen, zunächst die Rolle eines loyalen Bürgers durchzuführen. „Meine Herren", schreibt er, „nach dreißig Jahren der Verbannung und Verfolgung glaubte ich ein Recht gewonnen zu haben, eine Heimat auf dem Boden des Vaterlandes wiederzufinden. Sie glauben, daß meine Anwesenheit in Paris Veranlassung zu Unruhen geben könnte — ich entferne mich daher augenblicklich wieder. Sie werden in diesem Opfer die Reinheit meiner Absichten und meines Patriotismus anerkennen." Der Prinz reiste nach London zurück, ließ aber diese beiden „Visitenkarten", die er bei der Provisorischen Regierung abgegeben, in den Blättern abdrucken. So war gleich von Anfang an die Aufmerksamkeit auf ihn hingelenkt. Er hatte Montesquieu hinlänglich studirt, um zu wissen, daß das Wesen der Republik „die Tugend" sei. So nahm er

ihre Maske, die Maske edler Uneigennützigkeit, vor, um alle echten Republikaner für sich zu gewinnen.

Während er in London bei den damaligen Chartistenunruhen als „Constabler" thätig war, um die „Ordnung" aufrecht zu erhalten, wurde die öffentliche Meinung in Frankreich in jeder Weise zu seinen Gunsten bearbeitet. Als einfacher „Bürger von Frankreich" war Louis Napoleon zunächst nicht zugelassen worden; es galt, diese Anerkennung für den Volksvertreter zu erzwingen.

Am 11. Mai lehnt der Prinz, der inzwischen gewählt worden, in einem Schreiben an Herrn Vieillard diese Wahl ab: sie würde ihn, solange die neue Verfassung Frankreichs nicht fest begründet sei, nur in eine schwierige und gefährliche Lage bringen. Er wolle sich in nichts mischen; möge sich die Republik in Weisheit und in ihren Rechten befestigen; die freiwillige Verbannung sei ihm inzwischen sehr lieb, um so mehr, als sie eine freiwillige sei!

Indeß strebte die Executivcommission, diese Freiwilligkeit des Exils aufzuheben und die Verbannung zu einer gesetzlichen zu machen. Grund genug hierfür waren die fortgesetzten Intriguen und Wühlereien der bonapartistischen Partei, denen der Prinz bei den Ergänzungswahlen seine vierfache Wiedererwählung im Departement der Seine, der Yonne, der Niedercharente und Sarthe verdankte. Genug Symptome bonapartistischer Aufregung gelangten zur Kenntniß der Nationalversammlung. Ein Linienregiment hatte bei seinem Einzuge in Troyes den Ruf der Nationalgarde: „Es lebe die Republik!" mit dem Ruf: „Es lebe Louis Napoleon!" erwidert. Bei dieser Gelegenheit sprach der edle Republikaner Cavaignac, der damals das Kriegsministerium leitete, die denkwürdigen Worte: „Ich weihe jeden dem öffentlichen Fluche, der es je wagen sollte, mit frevelnder Hand den Freiheiten des Landes zu nahe zu treten. Die Geschichte bewahrt mehr Ruhm und Ehre für den pflichtgetreuen Bürger, der seinen Namen, seine Kräfte, sein ganzes Leben dem Heil und Glück der Republik weiht, als für den Elenden, welcher die Leiden des Vaterlandes zu seinem Vortheil auszubeuten

wagt.“ Bald darauf erfuhr man, daß in Charleville Proclamationen verbreitet worden, in denen Louis Napoleon als Frankreichs Retter bezeichnet wurde, daß in den Departements, die ihn zum Deputirten gewählt, die Bauern zur Wahlurne mit Fahnen gezogen seien, auf denen geschrieben stand: „Vive Napoléon!“ In Paris selbst wurden von befreundeten Offizieren und Deputirten die Bataillone der Mobilgarde in den Elyseischen Feldern und die Arbeiter in den Nationalwerkstätten zu Gunsten des Prinzen bearbeitet. Seine Biographien und Porträts überschwemmten Paris, neue Journale erschienen: „Le Napoléon républicain“ und „Le Napoléonien“. Am 10. Juni abends fanden Zusammenrottungen auf den Straßen statt; hundert Personen, zum Theil mit Pistolen und Dolchen bewaffnet, wurden verhaftet, unter ihnen der straßburger Tollkopf Laity und der Bankhalter des prinzlichen Hazardspiels Persigny. Trotz dieses entschiedenen Eingreifens der Regierung versammelten sich am 12. Arbeiterhaufen vor dem Palais der Nationalversammlung, welche, wie sie sagten, den Prinzen in die Versammlung geleiten wollten. Die Nationalgarde wurde unter die Waffen gerufen. Während der Sitzung noch kam es zu Unruhen, bei denen Flintenschüsse fielen, welche den Commandanten der Nationalgarde verwundeten. Es ist wol keine Frage, daß der Prinz schon damals, bei den noch wenig geordneten Zuständen der Republik, auf eine Bewegung hoffte, welche ihn an die Spitze des Staats riefe, und daß er im Vertrauen darauf die bescheidene Stellung eines Deputirten glaubte ablehnen zu können. Mindestens hielt er es später, nachdem diese Bewegungen gescheitert waren, bei der letzten Nachwahl, nicht mehr für angemessen, auf seinen Sitz in der Versammlung zu verzichten. Alle diese Unruhen, besonders der Tumult vor den Thüren des Palais-Bourbon, beschleunigten den Entschluß der Provisorischen Regierung, das Gesetz vom Jahre 1832, welches die Glieder der Familie Bonaparte von Frankreichs Boden ausschließt, gegen Louis Bonaparte zur Geltung zu bringen und zu diesem Zwecke der Versammlung zur Bestätigung vorzulegen. Cavaignac und Lamartine haben hierin mindestens den richtigen

republikanischen Instinct gezeigt, den die Versammlung selbst vermissen ließ. Es waren drei Bonapartes, darunter der Sohn Jérôme's, Napoleon, der sich zum Advocaten seines Vetters aufwarf, und Peter Bonaparte, der Sohn Lucian's, der sich auf seine vom Vater ererbte republikanische Gesinnung berief, bereits als Abgeordnete in der Versammlung. Die Ausschließung Louis Bonaparte's mußte daher als Ausnahmemaßregel motivirt werden, und dies geschah in dem Decret auf schlagende Weise. Es wurde nicht nur auf die letzten Unruhen als die Frucht geheimer Umtriebe hingewiesen; es wurden auch die frühern Unternehmungen Louis Bonaparte's, in denen er eine Republik mit einem Kaiser erstrebt, mit aller Schärfe kritisirt und darauf hingewiesen, daß Frankreich in Ruhe und Ordnung die republikanische und volksthümliche Regierung begründen wolle, ohne in seinem Werk durch dynastischen Ehrgeiz gestört zu werden, welcher Parteiungen und den Bürgerkrieg im Lande hervorrufen würde. Das Decret wurde der Versammlung vorgelegt, doch den Volksvertretern fehlte die rechte Witterung der künftigen Ereignisse. So wurde durch die Abstimmung der Versammlung der Bürger Louis Napoleon als Volksvertreter zugelassen.

Doch er hielt es noch immer für geboten, sich in die Toga der republikanischen Tugend zu hüllen; es erschien ihm noch nicht zeitgemäß, selbst seinen Sitz in der Versammlung einzunehmen. In einem Schreiben an den Präsidenten der Versammlung, vom 14. Juni, erklärte er, daß er lieber in der Verbannung bleiben, als die Unruhen und Zerwürfnisse seines Vaterlandes vermehren wolle. Seine Wahl habe bedauernswerthen Umtrieben zum Vorwande gedient; doch er strebe nicht nach der Gewalt. Aber wenn das Volk ihm Pflichten auferlegen sollte, werde er sie zu erfüllen wissen. Sein Name sei das Symbol der Ordnung, der Nationalität, des Ruhmes. Die Vorlesung dieses Schreibens erregte große Sensation in der Versammlung. Cavaignac wies auf die Wichtigkeit dieses Actenstückes und zugleich darauf hin, daß das Wort „Republik“ in demselben nicht vorkomme; er empfahl es dem ganzen Lande

zu aufmerksamer Beachtung. Wieder hatte der ehrliche Republikaner den schärfsten Blick, welchen feste Ueberzeugung ebenso gut zu geben vermag wie schlaue Berechnung.

Doch sollte Cavaignac bald über sein Bedenken beruhigt werden. Dem Prinzen selbst erschien sein erstes Sendschreiben vielleicht nicht ganz nach den Regeln der Staatsklugheit entworfen, und er ließ ihm ein zweites folgen, in welchem er ausdrücklich erklärt, er wünsche die Ordnung und die Aufrechthaltung einer klugen, großen und verständigen Republik, und übersende, da er ohne sein Zuthun die Unordnung fördere, seine Entlassung. Eine spätere Nachwahl in Corsica veranlaßte den Prinzen zu einem dritten Schreiben, in welchem er seine frühern Erklärungen wiederholte.

Inzwischen hatte die Junischlacht, der blutigste Kampf der französischen Bürgerkriege, Paris in zwei große Lager gespalten, und in ihrem furchtbaren Getümmel war der Name Napoleon auf einige Zeit verhallt, wenngleich die Hand der Bonapartisten und ihr Geld dabei im Spiele gewesen sein soll. Dagegen war Cavaignac, der Republikaner, der zugleich mit eiserner Hand den Aufstand niedergeworfen und als energischer Vorkämpfer der Ordnung Louis Bonaparte alle Stichwörter vorweggenommen hatte, im Munde von Freund und Feind. Das war gefährlich für einen Prätendenten, der sich zunächst vom Schauplatze der Ereignisse fern hielt. Wenn auch der Augenblick ungünstig schien, so durfte doch nicht zu lange mehr gewartet werden, sollte nicht aller Boden unter den Füßen verloren gehen.

Als im September neue Ergänzungswahlen in Paris stattfanden, ließ sich der Prinz durch seinen Onkel Jérôme als Candidaten in den pariser Blättern anmelden. Er wurde am 18. September mit 82708 Stimmen in Paris — und außerdem noch in vier andern Departements gewählt. Es wurden in Paris selbst militärische Vorkehrungen getroffen; Lamoricière ließ eine Menge Munition von Vincennes nach Paris bringen; nach Rueil marschirte ein Bataillon Mobilgarde, um die Bauern dort zu beruhigen, welche von den Abgesandten Louis Napoleon's zu seinen Gunsten bearbeitet worden, durch

die Vorspiegelung, sie würden zwei Jahre von allen Steuern verschont bleiben, da Louis Napoleon zu diesem Zwecke mit zwei Milliarden baaren Geldes aus London komme. Mitten in dieser Aufregung berieth die Versammlung über den 20. Artikel des Verfassungsentwurfs: „Das französische Volk verleiht die gesetzgebende Gewalt einer einzigen Versammlung.“ Gerade während dieser Berathung trat der Mann zum ersten male in die Versammlung, der später sie selbst mit ihrer ganzen gesetzgebenden Gewalt auseinandersprengen sollte. Eine Ahnung davon schien sich der Gemüther bemächtigt zu haben! Bei seinem Eintritt wandte sich ihm die allgemeine Aufmerksamkeit zu; die Deputirten erheben sich von ihren Sitzen; „da ist er, da ist er“ — flüstert es hier und dort. Der Prinz, anscheinend verlegen, im Grunde gewiß erfreut über diese Wichtigkeit, die man ihm beimißt und welche allein die Bürgschaft seines Triumphes ist, nimmt im linken Centrum in der Nähe des Berges seinen Platz ein.

Die Reden des Prinzen in der Nationalversammlung erinnern auffallend an die Reden Robespierre's. Es ist derselbe Curialstil der Tugend, derselbe Protest gegen Verdächtigungen. Gleich die Antrittsrede des Prinzen an jenem Tage, in welcher er der Republik den Eid der Erkenntlichkeit und Hingebung weiht, weil sie ihm nach dreiunddreißig Jahren der Haft und Verbannung seine Bürgerrechte wiedergegeben, schließt mit den Worten: „Mein Verhalten wird, zweifeln Sie nicht, stets nur von meiner Achtung vor dem Gesetze dictirt sein; es wird im Gegensatze zu den gehässigsten Anschwärzungen, mit denen ich verfolgt werde, beweisen, daß niemand mehr der Aufrechterhaltung der Ordnung und der Befestigung der Republik ergeben ist als gerade ich.“ Der Prinz war durch die häufigen gegen ihn gerichteten Angriffe in die glückliche Lage gesetzt, immer von sich selbst sprechen zu dürfen: ein Vorrecht, von welchem er ganz in der Weise Robespierre's Gebrauch machte. So wenig er im übrigen den Verhandlungen der Versammlung beiwohnte, da er Wichtigeres zu thun hatte, und um ihre Gunst zu werben ihm eine überflüssige Mühe schien: so bestieg er doch zweimal die

Tribüne, um seinen Gegnern den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Das Gesetz über die Präsidentenwahl wurde in seinen einzelnen Bestimmungen berathen. Ein Amendement Thuret's zum 42. Artikel der Verfassung drohte ihn um alle seine Hoffnungen zu betrügen. Dies Amendement lautete dahin, daß kein Mitglied irgendeiner Familie, die über Frankreich geherrscht, zum Präsidenten gewählt werden könne. Der Prinz erhob sich, nicht um das Amendement zu bekämpfen, denn damit hätte er zu früh die Maske abgeworfen, sondern nur, um wieder gegen die Verleumdungen, gegen den Namen eines Prätendenten, der bei dieser Debatte mit vorgekommen, zu protestiren. „Ich fühle mich schon glücklich genug", rief er aus, „in der Mitte meiner Mitbürger zu sein, als daß ich noch einen andern Ehrgeiz hegen sollte." Jenes Amendement wurde verworfen. Das zweite mal vertheidigte sich der Prinz mit mehr herausforderndem Ton gegen die Anklagen des Abgeordneten Thomas, daß er an keiner Debatte und Abstimmung theilnehme, während seine Wahlagenten in allen Departements herumreisten und die Bauern durch die abenteuerlichsten Versprechungen zu gewinnen suchten.

Louis Napoleon war „das Gespenst" der Nationalversammlung. Seine Abwesenheit war ihr ebenso unheimlich wie seine Anwesenheit.

Bald näherte sich die Zeit, an welcher die Präsidentenwahl stattfinden und über die Geschicke Frankreichs entscheiden sollte. Zwei Journale, die „Presse" von Girardin und das „Evénement", erklärten sich offen für Louis Napoleon, dem gegenüber besonders Cavaignac und Ledru-Rollin in die Schranken traten. Louis Napoleon hatte nichts in die Wagschale zu werfen als seinen Namen, seine Schriften und den kühnen Unternehmungsgeist, den er bei zwei kläglich misglückten Attentaten bewiesen. Der Magnet seines Namens war in guten Händen, die mit ihm zu manipuliren verstanden. Zahlreiche Gerüchte über Louis Napoleon hielten die Aufmerksamkeit des Volkes, die sich ihm zugewendet, fortwährend wach. Man sprach von großen Anleihen, die er abgeschlossen, von dem prächtigen Palais, das er für 500000 Francs jährlich in den Elyseischen Feldern ge-

miethet, um durch glänzende Feste Handel und Industrie aufzumuntern und ein Vorbild dessen zu geben, was man von ihm als Präsidenten zu erwarten habe. Ueber sein politisches Glaubensbekenntniß wurde er von zahlreichen Deputationen befragt, denen er indeß nur ausweichende Antworten gab. Doch deutete er an, daß er die Steuern erleichtern und einen Krieg nicht scheuen werde, der Frankreich seine natürlichen Grenzen wiedergebe. Nur verwahrte er sich gegen ein Ministerium Thiers, das man ihm aufdrängen wollte.

Die Berathung über die Verfassung war inzwischen am 4. November 1848 beendigt worden. Eine gesetzgebende Versammlung von 750 Mitgliedern, welche nach directer allgemeiner Abstimmung von allen Franzosen, die das Alter von 21 Jahren erreicht hatten, auf drei Jahre, ein Präsident, der in gleicher Weise auf vier Jahre gewählt werden sollte und dem die Executive anvertraut war: das war das einfache republikanische Schema, in welchem die Februarrevolution ihre Erfolge zusammenfaßte. Die feierliche Verkündigung der Verfassung sollte auf dem Concordienplatz stattfinden. Louis Bonaparte entschuldigte seine Abwesenheit bei dem festlichen Acte in einem Schreiben damit, daß er nicht Veranlassung zu Demonstrationen geben wolle. In diesem Schreiben lag natürlich selbst eine Demonstration zu seinen Gunsten, wie in der ganzen Enthaltsamkeitspolitik, die sich selbst an die große Glocke hing.

Inzwischen war auch der „Constitutionnel„ mit klingendem Spiel, an seiner Spitze Thiers und Dr. Véron, der Exdirector der Großen Oper und einer der eifrigsten Regisseure und Programmschreiber des werdenden Kaiserthums, in das Lager Louis Napoleon's übergegangen. Viele alte und junge Generale erklärten sich für ihn, und selbst der Orléanist Odilon Barrot, welcher, in der rechten Portefeuillewitterung, dem Prinzen seine Stimme zu geben versprach; denn dieser stehe über den Parteien, welche Frankreich zerfleischen.

Endlich, am 27. November, erschien das Manifest des Prinzen selbst, welches, mit großer Klugheit entworfen, jedes Stichwort der Parteien vermied und Eintracht, Frieden, Volks-

wohl, Wiederherstellung der Ordnung, Schutz des Eigenthums, der Religion und Familie, und eine große Zahl von Reformen verhieß. Kein Stand ging dabei leer aus — die Ersparnisse und Verminderung der Steuern kommen allen zugute. Den unbeschäftigten Händen in Frankreich und Algerien wurde Arbeit versprochen, Hülfsanstalten sollten für die alten Tage der Arbeiter sorgen, die Gewerbegesetze in einer Weise verbessert werden, daß nicht der Arme zum Vortheil des Reichen zu Grunde gerichtet, sondern das Wohlbefinden eines jeden auf das Gedeihen aller gegründet werde. Das war die Lockspeise für die Arbeiter. Den Bürgern wurde Abschaffung des Monopols und der Frieden versprochen, den Soldaten väterliche Fürsorge und eine gesicherte Existenz.

Am Anfange des Manifestes verwahrt sich der Prinz von neuem gegen die Anschuldigung, daß er, von Ehrgeiz beseelt, bald von Kaiserthum und Krieg, bald von der Anwendung solcher Lehren träume, welche den Umsturz bezwecken. Er verspricht, sich ganz und ohne Nebengedanken der Befestigung einer durch ihre Gesetze weisen, durch ihre Absichten ehrenhaften, durch ihre Handlungen großen und mächtigen Republik zu widmen. Er will seine Ehre dareinsetzen, nach dem Ablauf von vier Jahren seinem Nachfolger die Gewalt befestigt, die Freiheit unversehrt und einen echten Fortschritt vollbracht zu hinterlassen.

Am Schluß sagt er: „Uebrigens, wenn man die Ehre hat, an der Spitze des französischen Volks zu stehen, so hat man ein unfehlbares Mittel, das Gute zu thun — man braucht es nur zu wollen."

Hatte dieses geschickte Manifest die öffentliche Meinung bereits für den Prinzen gewonnen, so wirkten bonapartistische Clubs, die sich überall gebildet, und Journale dafür, den günstigen Eindruck nicht verschwinden zu lassen. Da wurde der Menge die Ausrottung des Pauperismus, die Anlegung von Ackerbaucolonien in wüsten Ländereien nach der vom Prinzen selbst veröffentlichten Broschüre versprochen.

Den Arbeitern galt der Prinz als Socialist, den Soldaten war er der Erbe Napoleonischen Ruhms, den Bürgern der

Mann der Ordnung. Noch aber fehlte ein sehr wichtiger Factor für die Präsidentenwahl — der Klerus. Gerade um jene Zeit war der Kirchenstaat von ähnlichen Unruhen bewegt wie diejenigen, an denen sich der junge Prinz Louis vor zeiten betheiligt hatte. Der Papst war genöthigt worden, außer Landes zu fliehen — was lag dem Klerus näher, als den Prinzen noch immer für einen schweigenden Mitschuldigen der revolutionären Bewegungen gegen das Oberhaupt der Kirche zu halten? War doch auch der Sohn Lucian's, sein damaliger Kampfgenosse, wieder unter den Scharen der Freiheitsmänner! Bei dem großen Einfluß des Klerus auf die Bevölkerung konnte es dem Prinzen nicht gleichgültig sein, welche Gesinnung derselbe für oder gegen ihn hege. Es galt, die Vergangenheit förmlich abzuleugnen. Der Prinz fand Gelegenheit, am 3. December in einem von den Journalen veröffentlichten Briefe zu betheuern, wie sehr er für das Ansehen des Papstes und für alle Maßregeln stimme, die es wiederherzustellen bezweckten, und am 7. December stellte er dem päpstlichen Nuntius das Zeugniß aus: daß sich an die weltliche Souveränetät des ehrwürdigen Kirchenfürsten der Glanz des Katholicismus und die Freiheit und Selbständigkeit Italiens knüpfe.

So war auch der Klerus darüber beruhigt, daß er in Louis Bonaparte einen Schirmherrn der Kirche begrüßen konnte. Daß die Hälfte der Republikaner, die rothen Socialisten, gegen Cavaignac stimmen würden, war zweifellos, und der Prinz konnte mit der Hoffnung auf guten Erfolg dem entscheidenden Wahlkampf entgegensehen. Diese Hoffnung wurde nicht getäuscht. Der Gesammterfolg der Wahlen in ganz Frankreich entschied zu seinen Gunsten. Von 7,426252 Stimmen, welche an diesem denkwürdigen 10. December wählten, erhielten der Prinz 5,658755 und Cavaignac nur 1,448107, während sich die übrigen Stimmen auf Ledru-Rollin, Raspail und Lamartine zersplitterten.

Das allgemeine Stimmrecht hatte den Abenteurer von Straßburg und Boulogne, den Staatsgefangenen von Ham für sein langes Misgeschick entschädigt. Er war nicht vergebens

in seinen Schriften der Vorkämpfer desselben gewesen; er wußte, daß bei der unverkümmerten Anerkennung desselben nur ein Napoleon aus den Wahlurnen Frankreichs hervorgehen werde!

Am 20. December wurde in der Nationalversammlung das Resultat der Wahlen mitgetheilt und Louis Napoleon Bonaparte als der von der französischen Nation erwählte Präsident proclamirt, welcher nun den Eid auf die Verfassung zu leisten hatte. Victor Hugo schildert in anschaulicher Weise, wie der Bürger Louis Napoleon Bonaparte in den Saal tritt, ein junger schwarzgekleideter Mann mit bleichen, kränklichen Zügen, hohlen Wangen, großer langer Nase, eine Locke herabhängend über die schmale Stirn, die Augen klein und matt, die ganze Erscheinung furchtsam und unfrei, ohne jede Aehnlichkeit mit dem Kaiser, wie er, die rechte Hand im zugeknöpften Rocke, eine Zeit lang regungslos und steif auf der Tribüne stand, bis sich das Gemurmel und die Aufregung der Versammlung beruhigt hatte, und dann den Eid leistete, der einzigen und untheilbaren Republik treu zu bleiben und alle ihm von der Constitution auferlegten Pflichten zu erfüllen. Aus freiem Antriebe setzte er hinzu: „Die Stimme der Nation und der eben abgelegte Eid gebieten über mein künftiges Verhalten. Meine Pflicht ist mir klar vorgeschrieben; ich werde sie als ein Mann von Ehre erfüllen. Ich werde alle diejenigen als Feinde des Vaterlandes ansehen, welche auf ungesetzlichem Wege das zu ändern suchen, was ganz Frankreich eingerichtet hat."

So hatte der Prinz ein großes Ziel erreicht, wohl geeignet, einen Ehrgeiz zu befriedigen, dem nicht von Haus aus ganz bestimmte Endpunkte des Strebens vorschwebten. Die Verfassung der Republik entsprach nicht dem Napoleonischen Muster: die Macht des Präsidenten war eingeschränkt; ihr fehlte die Bürgschaft der Dauer; vor allem aber fehlte der Glanz der Kaiserkrone. Das Evangelium Bonaparte war noch nicht erfüllt. Daß es erfüllt werde, drängte die Ehrsucht des Kronprätendenten, der jetzt mit so gewaltigen Mitteln seine Pläne durchsetzen konnte. Auf der andern Seite kam ihm die gleiche Ehrsucht um die Herrschaft kämpfender Parteien zu Hülfe,

deren tumultuarisches Gebaren ihm einen willkommenen Vorwand bot.

Vom 20. December 1848 bis zum 2. December 1851 handelte es sich um den Kampf des Präsidenten mit der Versammlung und ihren Parteien, um die Befestigung und Erhöhung seiner Macht. In diesem langen Kampfe zeigte Louis Napoleon dieselbe kluge Berechnung, die er in seinem Benehmen seit der Februarrevolution bis zu seiner Wahl bewiesen. An seinem eigenen politischen Programm hielt er ebenso starr und unbeugsam fest, wie er von Haus aus geneigt schien, den Schwur der Treue gegen die Republik nur als ein nothgedrungenes Zugeständniß zu betrachten, da er mit seinen tiefern Plänen nicht im Einklang stand.

Der Prinz bezog alsbald nach seiner Wahl das Elysée. Das erste Ministerium, welches den Namen Odilon Barrot's trug, bestand vorzugsweise aus liberalen Elementen der frühern Kammeropposition.

Und gerade mit ihm hatte Louis Bonaparte die ersten Kämpfe zu bestehen. Es kam ihm von Haus aus darauf an, klar zu machen, daß er keine parlamentarische Regierung wolle und an die Stelle der Verantwortlichkeit der Minister nur seine eigene setze. So schrieb er bereits am 27. December an den Minister des Innern, Herrn von Malleville, und befahl die directe Zustellung der Depeschen an ihn selbst. Es schien ihm, als ob die von ihm ernannten Minister ihn behandeln wollten, als wäre die berüchtigte Verfassung von Sieyès noch in Kraft; das werde er aber nicht dulden. Auch verlangte er die Auslieferung aller auf ihn persönlich Bezug habenden Actenstücke, welche besonders die Attentate von Straßburg und Boulogne betrafen. Herr von Malleville verweigerte sie und nahm seinen Abschied.

Noch mehr zeigte sich das Streben nach selbständiger Macht in Bezug auf die auswärtige Politik. Hier schlug er zunächst eine conservative Richtung ein, welche ihm aber bald Gelegenheit gab, jene diplomatische Zwickmühle aufzustellen, welche ihm für seine spätern europäischen Erfolge so oft die besten Dienste geleistet hat. Die römische Frage war die ein-

zige der äußern Politik, welche während seiner Präsidentschaft in den Vordergrund trat. Die Expedition nach Rom unter der Anführung Oudinot's wurde ausgerüstet (April 1849), um den Papst gegen seine rebellischen Unterthanen zu beschirmen, zugleich aber um dem Einfluß der Oesterreicher in Italien ein Gegengewicht zu geben. Die Römer verstanden indeß diese wohlwollende und uneigennützige „Mission", wie sie der Präsident in einem Briefe an Oudinot nennt, nicht in seinem Sinne und setzten sich tapfer gegen seine Truppen zur Wehr, unter Anführung des kühnen Garibaldi, welcher später mit den Franzosen vereint die Oesterreicher bekämpfte.

Die lange Zeit erfolglose Expedition — die Einnahme Roms erfolgte erst am 2. Juli — drohte auf den französischen Ruhm einen Schatten zu werfen und gab den Republikanern Anlaß zu heftigen Anklagen gegen den Präsidenten und die Regierung, und als sie mit dieser Anklage in der Versammlung nicht durchdrangen, constituirten sie sich am 13. Juli im Conservatorium der Künste und Gewerbe als eine Art von Aufstandscomité und drohten in Paris und Lyon mit einer neuen Revolution. Doch die Truppen des Präsidenten umzingelten das Haus, verhafteten diejenigen Theilnehmer, welche sich nicht bei zeiten durch die Flucht gerettet — und so hatte das Unternehmen Ledru-Rollin's, der selbst glücklich nach England entkommen, keine andere Folge, als die Gewalt des Prätendenten zu befestigen, welcher über Paris den Belagerungszustand verhängte, eine Reihe demokratischer Journale suspendirte, ein strengeres Preßgesetz erließ und von der Versammlung ermächtigt wurde, Clubs, welche die Sicherheit bedrohten, aufzuheben. In dem Manifest, das der Präsident infolge dieser Unruhen an das Volk richtete, bediente er sich einiger Wendungen, welche auffallend an den Stil Robespierre's erinnern, z. B.: „Einige Parteisüchtige wagen, die Fahne der Empörung gegen eine gesetzmäßige Regierung zu erheben", oder: „Es ist Zeit, daß die Guten sich beruhigen und daß die Bösen zittern." War dem Prinz-Präsidenten so die willkommene Gelegenheit geboten worden, gegen die revolutionäre Linke einzuschreiten, so wollte er auf der andern Seite

doch den alten Parteien zeigen, daß er ebenso wenig geneigt sei, in ihre Bahnen einzulenken. In der legislativen Versammlung, die am 28. Mai zusammengetreten war, bildeten diese Parteien die Majorität; die Legitimisten und Orléanisten, deren Führer man spöttisch den „Burggrafen“ nannte, gingen indeß zunächst mit der Regierung Hand in Hand. Als nun auch in Rom die Restaurationspolitik des Papstes immer mehr hervortrat, hielt es der Prinz für angemessen, seine persönliche Misbilligung dieser rückwärts gehenden Tendenzen auszusprechen. Um seine Politik von derjenigen der Versammlung scharf zu trennen, benutzte er die Zeit ihrer Ferien zu einer einseitigen, von keinem Minister gegengezeichneten Meinungsäußerung. Das Bonaparte'sche System hatte verschiedene Gewichte in seine Wagschale zu werfen. Je nach dem Stand der Wage, nach dem Uebergewicht der altmonarchischen Reaction oder einer „kaiserfeindlichen“ Volksherrschaft warf es bald die Volkssouveränetät und die liberalen Grundsätze von 1789, bald die Wiederherstellung der Ordnung und Autorität hinein. Damals schien das „feindliche“ Zünglein sich nach der reactionären Seite zu neigen. So richtete Bonaparte am 18. August 1849 ein Sendschreiben an seinen Adjutanten Edgar Ney, in welchem verkündet wird, die französische Armee sei nicht nach Rom gekommen, um dort die italienische Freiheit zu unterdrücken, sondern um sie zu regeln und vor ihren eigenen Ausschweifungen zu beschützen. Nicht Aechtung und Tyrannei sollen die Rückkehr des Papstes bezeichnen; nein, die Wiederherstellung seiner weltlichen Macht habe zu bedeuten „allgemeine Amnestie, Säcularisation der Verwaltung, Code Napoléon und freisinnige Regierung.“

Dieser Brief, ein Ausfluß selbstherrlicher Cabinetspolitik, gab zu lebhaften Reclamationen in der Versammlung Anlaß. In der Hauptsache war sie der Politik des Präsidenten nicht feindlich und bewilligte die Kosten für die römische Expedition. Doch diese scheinbare Eintracht wurde bald durch den Präsidenten selbst erschüttert, welcher aller Welt zeigen wollte, daß er nicht im Geiste dieser Versammlung, sondern in seinem

eigenen Geiste zu regieren gedenke. Er überraschte sie daher plötzlich durch ein neues bonapartistisches Ministerium, welches durch die Botschaft vom 31. October 1849 eingeführt wurde und am 2. December, dem Datum der Napoleonischen Staatsstreiche, sein Amt antrat. In der That war auch dieser durch nichts als durch den Willen des Präsidenten motivirte Ministerwechsel ein „Staatsstreich" gegen die parlamentarische Regierung. In dem Sendschreiben an die Versammlung sagt Louis Bonaparte mit deutlichen Worten, er brauche Männer, welche, von patriotischer Hingebung beseelt, die Nothwendigkeit einer einheitlichen und festen Leitung und einer klar formulirten Politik begreifen, denen seine eigene Verantwortlichkeit ebenso wie die ihrige am Herzen liege. Er stellt die Eifersüchteleien der alten Parteien, welche den Haupttheil der Versammlung bildeten, in Eine Linie mit den Gefahren des Straßenaufstandes, und verlangt eine vollkommene Gemeinsamkeit der Anschauungen und Ueberzeugungen zwischen dem Präsidenten und seinen Ministern. Die Versammlung solle sich dem nationalen Gedanken anschließen, der in der Wahl der Executivgewalt seinen Ausdruck gefunden.

Deutlicher konnte der Präsident sein Programm nicht hinstellen: in ihm war der Gedanke der Nation verkörpert, die Versammlung hatte nichts zu thun, als „diesen großen Gedanken noch einmal zu denken". Dennoch kam es jetzt noch nicht zum Bruche zwischen den beiden Gewalten. Während der Präsident in dem Unterrichtsgesetze den Legitimisten und der Geistlichkeit Concessionen machte, schloß sich die Versammlung bereitwillig allen den Maßregeln an, welche auf jedes Lebenszeichen der socialistischen Partei, besonders auf ihren Sieg bei den pariser Nachwahlen, mit einem neuen freiheitsfeindlichen Gesetze antworteten. So wurden neue strengere Gesetze gegen das Vereinswesen und die Presse erlassen und nach der Wahl Eugen Sue's das Gesetz vom 31. Mai 1850, welches die ursprünglichen 11,023189 Wähler auf 6,711186 beschränkte.

Niemals hat die Politik des Prinzen größerer Sophistik bedurft als in Bezug auf dieses Gesetz, welches er mit seinen

Ministern selbst befürwortet und auf dessen Abschaffung er in seiner Botschaft vom 4. November 1851 mit solcher Entschiedenheit drang. Er suchte hinterdrein diese Abweichung von seinem Princip des allgemeinen Stimmrechts als eine Ausnahmemaßregel darzustellen, nur durch den Augenblick geboten, natürlich „um das Land zu retten". Erst als die Bedürfnisse des „Elysée" und seiner letzten Zwecke mehrfache Erhöhungen des Präsidentengehalts in Anspruch nahmen, kam der Zwiespalt zwischen dem Präsidenten und der Versammlung zum Ausbruch.

Louis Napoleon war inzwischen bestrebt, seine Person und sein System volksthümlich zu machen, indem er häufig Reisen in die Provinzen unternahm und bei Banketen, Einweihungen der Eisenbahnen, Preisvertheilungen, Industrieausstellungen, Heerschauen das Wort ergriff, um, anknüpfend an den bestimmten Zweck, sein allgemeines Streben zu rechtfertigen und sich zum Mittelpunkt der französischen Civilisation, aller nützlichen und ruhmvollen Bestrebungen Frankreichs zu machen. Prophet und Messias in Einer Person, wies er, anfangs schüchterner, später deutlicher, auf die künftige Herrlichkeit eines Napoleonischen Messiasthums hin, wenn alle hemmenden Schranken überwunden sein würden. Mit diesen Verheißungen für die Zukunft ging Hand in Hand die Verleugnung seiner eigenen Vergangenheit. So sprach er bei einem Banket in Ham, wo er die wohlbekannte Citadelle besucht hatte: „Heutzutage, wo ich, der Erwählte von ganz Frankreich, das gesetzliche Oberhaupt dieser großen Nation geworden bin, kann ich mich einer Gefangenschaft nicht rühmen, welche durch den Angriff auf eine bestehende Regierung verursacht wurde. Wenn man gesehen hat, wie viele Uebel selbst die gerechtesten Umwälzungen nach sich ziehen, so begreift man kaum die Verwegenheit, die schreckliche Verantwortlichkeit eines solchen Umsturzes auf sich nehmen zu wollen."

Alle diese Reden waren absichtlich mit Reminiscenzen des Kaiserreichs durchwoben. Nach der ersten großen Heerschau auf dem Marsfeld (am 24. Mai 1849) erhielt der General Changarnier ein glänzendes Lobschreiben, in welchem die Stelle

vorkam: „Mit solchen Soldaten wird unsere junge Republik bald ihrer ältern Schwester von Marengo und Hohenlinden ähnlich sehen, wenn die Fremden uns dazu zwingen sollten.“ Bei der Fahnenweihe in Amiens (19. Juli 1849) hieß es: „Mehr meinem Namen als mir selbst verdanke ich die Huldigungen, die mich tief rühren. Dieser Name vertrat nicht nur die Eroberung und den Krieg, sondern auch die Ordnung und den Frieden. Mit dem Namen der Stadt Amiens ist die Idee des friedlichen Kaiserreichs für alle Zeiten verknüpft.“ Bei der Einweihung der Eisenbahn von Tours nach Angers (29. Juli 1849) sprach der Prinz: „Ich kann für euch nicht thun, was der Kaiser für euch gethan hat; ich habe weder sein Genie noch seine Macht.“

In den meisten Reden der Jahre 1849 und 1850 wird noch viel von den Pflichten eines freien Volks und von der Repräsentativverfassung gesprochen; die Befürchtungen vor einem Staatsstreich werden beseitigt, da es dazu an jedem Vorwande fehle; die Pflicht des Präsidentenamtes wird eine schwere Last genannt. Mit dem Ende des Jahres 1850 und im Laufe des Jahres 1851 ändert sich etwas der Ton; die Nothwendigkeit „längerer Dauer“ für eine starke Regierung wird behauptet, der Prinz selbst erwähnt den lauten Ruf nach „Revision der Verfassung“, der durch ganz Frankreich ertönt (in Dijon, den 1. Juni 1851): „Wenn Frankreich anerkennt, daß man nicht das Recht hat, über sein Geschick zu verfügen ohne seinen Willen, Frankreich braucht es nur auszusprechen — an meinem Muth und meiner Energie soll es nicht fehlen.“ In Dijon, den 1. Juli 1851: „Auf das lebhafteste ersehne ich den feierlichen Augenblick, wo die mächtige Stimme der Nation den Sieg davontragen wird über alle Widersacher.“ In Beauvais, den 6. Juli 1851: „Die Vorsehung macht oft einen Einzigen zum Werkzeug für das Heil Aller.“ Am entscheidendsten für die Absichten des Präsidenten waren die Anreden an die Truppen bei den Revuen auf der Ebene von Satory (September und October 1850), wo die Armee durch Schmeicheleien und ausgezeichnete Bewirthung zur Prätorianerrolle vor-

bereitet wurde und durch den Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ auch ihre Bereitwilligkeit dazu an den Tag legte. Um so eifriger warb der Präsident um die Gunst des Heeres, je mehr die Candidatur des Prinzen von Joinville in den Vordergrund trat, je mehr die Orléanisten nach Chambord, die Legitimisten zum Herzog von Bordeaux nach Wiesbaden wallfahrteten.

Neben dieser persönlichen Agitation ging die der Freunde und Parteigänger einher. Hauptorgane der Presse waren gewonnen; der Club des 10. December, eine Art von kaiserlichem Treubunde oder „goldener Jugend“ des Bonapartismus, machte sich in sehr derber Weise als Ausrufer des Kaiserthums und Niederboxer seiner Gegner bemerkbar; er verlangte in einer Petition die Revision der Verfassung, die Präsidentschaft Napoleon's auf 10 Jahre mit 6 Millionen Civilliste und der Residenz in den Tuilerien. Der Prinz ernannte eine große Anzahl neuer Präfecten und Beamten, auf welche er sich verlassen konnte. Schon im Anfange des Jahres 1850 erfolgte die Eintheilung des Heeres in vier große Militärdivisionen, welche alle Gewalt in die Hand seiner Getreuen legten, und als General Changarnier die imperialistischen Kundgebungen der Soldaten seiner Militärdivision, der ersten, nicht billigte, wurde ihm das Commando über dieselbe genommen.

Der Jahresgehalt des Präsidenten war von der Versammlung in anständiger, aber keineswegs glänzender Weise auf 500000 Francs festgesetzt worden. Das „Elysée“ war keine Heimat Washington'scher Bürgertugend; die guten Freunde von früher brauchten viel Geld, noch mehr die guten Freunde „von später“. Die Versammlung ließ sich zweimal zu einer Erhöhung der Civilliste bewegen. Sie bewilligte das erste mal 1,200000 Francs und später nochmals ein ausnahmsweises Geschenk von 1,400000 Francs. Als der Prinz, kühn gemacht durch die Bereitwilligkeit, mit welcher die Abgeordneten des Volkes ihm die Mittel an die Hand gaben, sie aus dem Wege zu räumen, zum dritten male mit einem ähnlichen Gesuche kam, wurde es von der Versammlung verworfen. Das gleiche Geschick hatten die Petitionen um Revision der Verfassung. Darauf

hinzuwirken, hatte der Präsident, nachdem mehrere Versuche mit vermittelnden Ministerien keinen Erfolg gehabt, am 11. April 1851 wieder ein bonapartistisches Ministerium berufen. Für eine solche Verfassungsrevision, durch welche die Amtsdauer des Präsidenten verlängert und das allgemeine Stimmrecht wieder eingeführt werden sollte, hatten sich fast alle Generalräthe der Provinzen erklärt; die Nationalversammlung lehnte aber am 19. Juli diese Revision ab; allerdings hatten sich 446 gegen 278 Stimmen zu Gunsten derselben ausgesprochen, doch es war die erforderliche Mehrheit von zwei Drittheilen nicht erreicht worden. Als die Botschaft vom 4. November die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts verlangte, wurde auch dieser Antrag am 13. verworfen. Damit war der Krieg zwischen dem Präsidenten und der Versammlung erklärt, und es bedurfte nur des Quästorenantrags, welcher die Verfügung der Versammlung über die Truppen näher festsetzen sollte, um ihn zu vollem Ausbruch zu bringen. Dieser Antrag fiel freilich durch die Vereinigung der Bonapartisten und der Linken: sonst wäre bereits am 18. November 1851 der Staatsstreich vom 2. December ausgeführt worden. Während dieses ganzen Tages hielt sich der Präsident bereit, für den Fall, daß der Gesetzesvorschlag von Baze durchdringen sollte, gegen die Versammlung zu marschiren. Vom Morgen an trug er selbst die rothen Pantalons, um jeden Augenblick die Generalsuniform anziehen zu können. Zwei ergebene Regimenter standen bereit in den Kasernen und auch 350 Nationalgarden des 2. Bataillons der 1. Legion, welche Vieyra und Lebieu befehligten, hatten sich angeboten, gegen die Kammer zu marschiren. Der Staatsstreich vom 18. November, sagt Véron in seinen Memoiren, wäre ein 18. Brumaire geworden. Während der ganzen Dauer der Verhandlungen blieb der Präsident in Gesellschaft des Herrn Mocquart im Elysée, und erwartete mit ebenso wenig Aengstlichkeit wie Ungeduld das Resultat der Sitzung. Als der Kriegsminister, Graf Morny und Edgar Ney mit der falschen Nachricht ankamen, der Quästorenantrag sei des Erfolges sicher, zeigte sich der Prinz entschlossen und seine Befehle sollten eben an die Regimenter ab-

gehen, als Rouher nach dem Elysée das richtige Resultat der Abstimmung brachte. Der Präsident zeigte nicht die geringste Aufregung, und begnügte sich, mit der vollkommensten Gleichgültigkeit zu allen denen, die ihn umgaben, zu sagen: „So ist es vielleicht besser!“

Schon seit dem September 1851 lag über Paris eine Atmosphäre der „Staatsstreiche“. Das gespannte Verhältniß zwischen der Versammlung und dem Präsidenten schien selbst bis zum 31. Mai 1852 unhaltbar, wo die Neuwahlen eine vollkommene Neubildung der Staatsgewalten in Aussicht stellten. Der Prinz hatte durch die Aufhebung des allgemeinen Stimmrechts den Boden unter seinen Füßen verloren. Unerträglich und unmöglich mußte es ihm erscheinen, von seiner hohen Stellung herabzusteigen, ohne das Ziel seines Lebens erreicht zu haben. Auf der andern Seite waren fast alle Parteien, so entgegengesetzt sonst auch ihre Grundsätze waren, darin einig, dem Präsidenten und seinen Kaisergelüsten entgegenzuarbeiten. Dem „Imperator“ suchte die Versammlung einen „Dictator“ aus ihrer Mitte entgegenzustellen. Mindestens wurde das Gespenst einer weißen Dictatur unter dem General Changarnier, der für die Lilien der Bourbons einzustehen gesonnen war, und das einer rothen des Generals Cavaignac durch die Presse heraufbeschworen.

Der Präsident dagegen hatte die dictatorische Gewalt, nach welcher die Parteien strebten, thatsächlich in Händen und war keineswegs der Mann, sie sich entreißen zu lassen. In seinen vertrauten Kreisen war schon öfters von Staatsstreichen die Rede gewesen. Ein eifriger Planmacher war besonders der Polizeipräsident Carlier, der aus Erfahrung wußte, wie leicht man mit einigen Polizeisoldaten die widerspenstigsten Clubs schließen konnte. Die Nationalversammlung schien ihm nur ein solcher „Club“ in größerm Maßstabe zu sein. Er war unermüdlich darin gewesen, die Freiheitsbäume niederhauen zu lassen, den Straßenverkauf der Journale zu unterdrücken, die geheimen Gesellschaften zu überwachen und alle Demonstrationen zu hin-

dern. Sein „Staatsstreichproject“ war nur ein Versuch, das System polizeilicher Maßregelung im großen zur Rettung des Staates anzuwenden. Es war im September 1851; die Deputirten hatten Ferien und waren in ihren Departements, sodaß ein Angriff auf die Versammlung nicht nöthig schien. Carlier wollte sich damit begnügen, das Ministerium des öffentlichen Unterrichts zu unterdrücken, alle höhern pariser Schulen, die École polytechnique und die Schulen des Rechts und der Medicin zu schließen, vierhundert Personen verhaften und umgehend deportiren zu lassen. Im Schlosse zu Saint-Cloud berieth der Prinz mit seinen Getreuen über den Vorschlag Carlier's. Die zahlreichen Verhaftungen waren nicht im Geschmack des Prinzen, wurden aber vom Grafen Morny als Sicherungsmaßregeln gegen den Bürgerkrieg vertheidigt. Man gab diesen Staatsstreich auf, vielleicht weil der Plan im Publikum zu bekannt geworden war.

Die Bereitschaft des Prinzen bei Gelegenheit des Quästorenantrags, gegen die Versammlung zu marschiren, haben wir schon erwähnt. Der Staatsstreich vom 2. December, dem Jahrestage der Schlacht bei Austerlitz, war fest beschlossen, als der Gesetzesvorschlag von Pradié über die Verantwortlichkeit der Minister und des Präsidenten der Republik am 15. November 1851 den Bureaux der Versammlung überwiesen wurde. An Werkzeugen zur Ausführung fehlte es dem Prinzen nicht. Es hatte sich bereits ein Geschlecht bonapartistischer Staatsmänner und Generale herangebildet, welches mit den kaiserlichen Adlern liebäugelte. Da war vor allen der Mann der feinen Formen und der souveränen Ironie, der mit lachendem Munde „Staatsstreiche“ machte und für jede Gewaltthat ein gelungenes „Bonmot“ zur Ueberzuckerung in Bereitschaft hatte, Graf Morny, nach einer Lesart ein Halbbruder des Prinzen, ein Sohn der Königin Hortense und des Generals Flahault, der Enkel jener Madame von Souza, welche in ihrem Werke „Eugène de Rathelin“ das Ideal eines jungen Mannes zeichnet, dessen Verwirklichung sie an ihrem Enkel erleben sollte. Graf Morny, geboren am 23. October 1811, eine Zeit lang eleganter und

tapferer Offizier in Algerien, später Industrieller der Provinz, praktisch für die Runkelrübenfabrikation und ihre Interessen nicht minder thätig, wie Prinz Louis Napoleon theoretisch, Deputirter von Clermont in den Kammern der Julidynastie und später der Haupturheber und Förderer des Staatsstreichs vom 2. December, war eine jener aristokratischen Naturen, welche den Schimmer des feinen und geistreichen Salons in das bonapartistische Lager mit hinüberbringen. „Geschickt zu allen Uebungen des Körpers", sagte Véron von ihm, „eifriger Reiter der Steeple Chase, gewandt im Ballspiel, guter Schütze, oft als König der Jagd gefeiert, und ebenso oft wegen seiner Erfolge im Salon und vielleicht auch im Boudoir genannt, verbirgt der glänzende Schüler der Madame Souza unter frivolen Gewohnheiten, unter der etwas englischen Eleganz eines Mannes nach der Mode, die glücklichsten Fähigkeiten des Geistes und Charakters. Unter dem Scheine höflicher Würde und Sympathien erregenden Ernstes verbirgt dieser Mann des Salons jenen Humor spöttischer Ueberlegenheit, der zum Ernste der Staatsactionen seine heitern Glossen macht. Vor dem Staatsstreich befand sich übrigens Morny in sehr heruntergekommenen Vermögensverhältnissen: das Comptoir national d'escompte hatte ihm drei Millionen gegen eine Hypothek auf seine Liegenschaften und auf die der Gräfin Lehon, seiner Freundin, vorschießen lassen. Vor dem 2. December ließ Morny an der Börse durch seinen Börsenmakler Manuel aufkaufen, was nur irgend aufzutreiben war. Er machte den Staatsstreich „auf Speculation".

Neben dem volksverachtenden Aristokraten Morny erschien auch vor dem 2. December häufig im Elysée Herr von Persigny, der Zugvogel der Attentate, aus dessen Anwesenheit der kundige Vogelschauer auf die Annäherung eines politischen Sturmwetters mit Sicherheit schließen durfte. Der Mann der Finkmattkaserne und des zahmen Adlers von Boulogne konnte sich jetzt im „Schatten der Gewalt" mit mehr Sicherheit verschwören, und war gleichsam der sichtbare rothe Faden, durch den der 2. December mit den rothen Kalendertagen von Straßburg und Boulogne zusammenhing. Dennoch nimmt Persigny

neben den eigennützigen und bestochenen Generalen und ihrem oft nur „vierzehntägigen“ Bonapartismus als langjähriger ehrlicher Parteigänger der Napoleonischen Idee noch eine ehrenwerthe Stelle ein. In Maupas war ein Polizeipräfect gefunden, der zwar weniger selbständig productiv als Carlier, doch ein bereitwilliges Werkzeug in Morny's Händen war. Die Hauptsache war natürlich das Heer; in Saint-Arnaud, Magnan hatte man entschlossene Soldaten, welche nichts kannten als den aufsteigenden Stern des neuen Kaiserreichs, das ihre Schulden zu bezahlen versprach, und welche gegen alle redenden „Volksvertretungen“ die gebührende Verachtung hegten. Saint-Arnaud hatte noch kurz vorher, als er von einem siegreichen und mörderischen Kriegszuge gegen die Kabylen zurückkehrte, dem Herzog von Aumale seine Anhänglichkeit betheuert und dabei dem Mann von Straßburg und Boulogne nur verächtliche Seitenblicke gegönnt. Magnan war erst kurz vorher durch den Grafen Chambord mit einer beträchtlichen Summe unterstützt worden. Doch der Präsident bot mehr — und die tapfern Haudegen waren für ihn gewonnen.

Unter solcher Leitung war das Heer von Paris von allen unlautern Elementen gesäubert und der Prinz streute den Samen nicht unter die Disteln, als er die Offiziere der pariser Garnison am 9. November mit einer Anrede empfing, in welcher er, nachdem er ihre Pflichttreue und Disciplin gerühmt, an ihre Ergebenheit appellirte. „Ich weiß mit Bestimmtheit“, sagte er, „daß ich auf Sie rechnen darf, weil Sie wissen, daß ich nichts verlangen werde, was nicht im Einklang steht mit meinem durch die Verfassung anerkannten Recht, mit der militärischen Ehre, mit den Interessen des Vaterlandes, weil ich mich an die Spitze von Männern gestellt habe, die mein ganzes Vertrauen genießen, und das Ihrige verdienen, und weil ich, wenn jemals der Tag der Gefahr kommen sollte, es nicht machen würde wie die Regierungen, die mir vorangegangen sind, und ich nicht sagen würde: Geht, ich folge euch! sondern: Ich gehe voran, folgt mir!“

Der 2. December war zur Ausführung des Staatsstreichs gewählt worden; das Infanteriebataillon, welches an diesem

Tage die Wache bei den verschiedenen Posten der Nationalgarde bezog, gehörte zum 42. Regiment. Oberst Espinasse commandirte dies Regiment, das schon während des Staatsstreichs von Boulogne bonapartistisch durchwühlt war, und dem der Lieutenant Aladenize, der Theilnehmer an jenem Attentat, angehörte. Diese Zweiundvierziger waren natürlich nach Paris berufen worden. Am 2. December wurde Espinasse von Persigny geweckt. Der Oberst hatte erst 14 Tage vorher ein rührendes Dankschreiben an den Herzog von Aumale, seinen Lebensretter, abgesendet, in welchem er den Prinzen einen Abenteurer nannte. Jetzt kam der Abgesandte des Abenteurers: „Morgen Brigadegeneral, Adjutant des Prinzen, jährlich 30000 Francs, heute 10000" — und Espinasse war bereit, die Thore der Versammlung zu schließen. In arithmetischer Proportion abwärts wurden Majore, Offiziere, Gemeine bestochen.

Der Prinz liebte übrigens die Ueberraschungen. Am 1. December gingen seine Minister von einem Feste im Elysée nach Hause, ohne Ahnung des bevorstehenden Ereignisses. Erst tief in der Nacht ließ er ihnen sehr kurzgefaßte Schreiben ins Haus tragen, in denen ihnen mitgetheilt wurde, man werde sie morgen von den genommenen Maßregeln in Kenntniß setzen. Nur der Kriegsminister Saint-Arnaud war mit im Geheimniß.

Herr von Vieyra, der Generalstabsoberst der Nationalgarde, war mit zwei Offizieren zum Prinzen beschieden worden und erhielt Befehl, darauf zu sehen, daß kein Nationalgardist am nächsten Tage in Uniform ausgehe. Gegen 11 Uhr versammelten sich die Theilnehmer des Complots: der Prinz, Mocquart, Graf Morny, der Polizeipräfect Maupas und der Kriegsminister General Saint-Arnaud. Hier wurden die entscheidenden Beschlüsse gefaßt und noch einmal alle Maßregeln in ihrer Reihenfolge geprüft und bestimmt. Der Ordonnanzoffizier von Béville erhielt die Decrete und Proclamationen an das Volk und die Armee, die noch in der Nacht gedruckt und an die Straßenecken bei dem Licht der Laternen angeschlagen werden sollten. Des Erfolges war man sicher — das Fehlschlagen des Unternehmens lag außer jeder Berechnung. Es waren keine

Veranstaltungen zur Flucht getroffen, keine werthvollen Gegenstände, keine Geldsummen zurechtgelegt, keine Pässe besorgt worden. Das Geschick Frankreichs schien diesen Männern schon durch ihren Entschluß entschieden.

Herr von Maupas versammelte um Mitternacht alle Polizeicommissare und befahl ihnen, die einer Verschwörung gegen den Präsidenten schuldigen Mitglieder der Versammlung, die Generale Cavaignac, Lamoricière, Bédeau, Changarnier, Leflô, den Obersten Charras, Thiers und Baze noch vor Tagesanbruch zu verhaften. Der Befehl wurde pünktlich ausgeführt, die um Frankreich verdienten Generale von den Sbirren der Gewalt am Kragen gefaßt wie Verbrecher, die Thür des Obersten Charras, der nicht öffnen wollte, mit Axtschlägen erbrochen.

Bei dem ersten Schimmer des trüben Tages lasen die Pariser an den Straßenecken das Decret des Präsidenten, in welchem die Nationalversammlung und der Staatsrath für aufgelöst erklärt, das allgemeine Stimmrecht wieder eingeführt, das Kriegsrecht innerhalb der Grenzen der ersten Militärabtheilung proclamirt und das französische Volk aufgefordert wurde, sich in seinen Wahlbezirken vom 14. bis zum 21. December zu versammeln.

Gleichzeitig wurden im Namen des französischen Volkes zwei Proclamationen erlassen, eine an dieses Volk selbst, die andere an das Heer. Die erstere begann mit den beliebtesten Wendungen aus der Conventszeit: die gegenwärtige Lage könne nicht länger dauern, jeder neue Tag verschlimmere die Gefahren des Landes, die Nationalversammlung sei zu einem Herde von Verschwörungen geworden, schmiede die Waffen zum Bürgerkriege, ermuthige alle schlechten Leidenschaften, gefährde die Ruhe Frankreichs; der Präsident habe sie aufgelöst und mache das ganze Volk zum Richter zwischen sich und ihr. Mit einer sophistischen Erschleichung erklärt er dann, die sechs Millionen Stimmen, die er erhalten, seien ein glänzender Protest gegen die Verfassung gewesen, während die Präsidentenwahl doch nur den Schlußstein derselben bildete. Wenn das Volk Vertrauen zu ihm habe, fährt er fort, so möge es ihm die Mittel geben,

die große Sendung, die er von ihm erhalten, zu Ende zu führen, die Sendung, das Zeitalter der Revolutionen zu schließen, gleichzeitig die berechtigten Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen und es gegen verderbliche Leidenschaften zu schützen, Einrichtungen zu schaffen, welche die Menschen überleben und eine Grundlage bilden, auf der sich etwas Dauerndes aufbauen lasse. Alle Ursachen der Zwietracht lägen in der Wandelbarkeit der Staatsgewalt und dem Uebergewicht einer einzigen Versammlung. Darauf werden als Grundlagen einer neuen Verfassung, über welche das Volk abstimmen soll, aufgestellt: ein verantwortliches, für zehn Jahre ernanntes Staatsoberhaupt; Minister, welche allein von der ausübenden Gewalt abhängen; ein die Gesetze vorbereitender und vertretender Staatsrath, aus ausgezeichneten Männern bestehend; ein Gesetzgebender Körper, der die Gesetze debattirt und über sie abstimmt, gewählt durch das allgemeine Stimmrecht ohne Wahllisten; eine zweite Versammlung, gebildet aus allen hervorragenden Männern der Nation, welche das Gleichgewicht aufrecht erhält und die öffentlichen Freiheiten schützt. Der Präsident erklärt geradezu, es sei das System, welches der Erste Consul am Anfange des Jahrhunderts geschaffen; es werde Frankreich wie damals Ruhe und Wohlstand schenken. Und wenn er am Anfange der Proclamation es als seine Pflicht bezeichnet, die Republik aufrecht zu halten und das Land zu retten, so fehlt gegen den Schluß hin die wenig damit im Einklang stehende Andeutung nicht, die Sache, als deren Symbol sein Name betrachtet werden müsse, sei das durch die Revolution wiedergeborene und durch den Kaiser neugestaltete Frankreich.

In dem Aufruf an das Heer wurde nicht nur die strenge Pflicht desselben zum Gehorsam gegen die Regierung, nicht nur das Band der großen Erinnerungen hervorgehoben, sondern auch das Heer zur Rache für die Beleidigungen angestachelt, die man ihm in den Jahren 1830 und 1848 angethan, indem man die Soldaten als Besiegte behandelt habe.

Dieser Aufruf entschied mehr als alles andere die Zukunft Frankreichs. Das Heer erfocht den Sieg; aber die heraufbe-

schworenen Napoleonischen Erinnerungen verlangten später ihr Recht. Paris starrte am 2. December von Bajonneten. Es war erstaunt darüber, daß der Staatsstreich, dessen Gespenst seit Monaten durch alle Zeitungen schlich, endlich eine Wahrheit geworden, erstaunt über die Kühnheit des Wort- und Eidbruchs. Paris brauchte den ganzen 2. December, um an die vollendete Thatsache glauben zu lernen.

An der Spitze eines glänzenden Stabes, welchem auch Oberst Vieyra und vierzig Offiziere der Nationalgarde sich anschlossen, den König Jérôme zur Seite, ritt der Prinz am Vormittag des 2. December zur Truppenschau in die Elyseischen Felder, wo die Dragoner von Saint-Germain aufmarschirt waren und später die schwere Cavalerie von Versailles. Nachmittags wiederholte er den Umritt nach den verschiedensten Plätzen, welche von den Truppen besetzt waren. Paris war noch ruhig. Graf Morny, der an diesem Tage ein Ministerium für sich war, wurde im Elysée vom Prinzen umarmt. Er hatte seinen Einzug in das Ministerium des Innern zu so früher Stunde gehalten, daß Herr von Thorigny, sein Vorgänger, noch im Bett lag und nicht wenig überrascht war, sich so rasch auf seinem Posten abgelöst zu sehen.

Die Deputirten hatten indeß versucht, in ihren Versammlungssaal im Palais-Bourbon einzudringen, waren aber durch die Bajonnete betrunkener Soldaten vom 42. Regiment und zahlreiche bewaffnete Polizeisbirren daran verhindert worden. Nicht blos der Haupteingang, auch alle Seitenthüren, durch welche sie sich einzuschleichen suchten, waren mit Posten versehen, welche die Volksvertreter in brutaler Weise zurückwiesen. Wüthend eilten diese in die Mairie des zehnten Arondissements, wo sich etwa dreihundert, meistens Royalisten, versammelten. Während Berryer vom hohen Balkon die draußen stehende Menge anredete, um sie zur Vertheidigung der Versammlung zu begeistern, war eine Abtheilung Infanterie mit geladenen Gewehren und im Zustande höchster Trunkenheit in den Saal gerückt und hatte die Abgeordneten, die Bourbonisten und Orleanisten, trotz ihres Sträubens und ihrer Berufung auf die

Constitution, verhaftet. General Forey führte die Ordre aus, welche Morny unterzeichnet hatte, nachdem der Kriegsminister, aus Scheu vor der Verantwortung, sich geweigert, und sein Regiment begleitete die verhafteten Deputirten nach dem Mont-Valérien.

Energischer traten die Abgeordneten der Volkspartei auf, welche in der Vorstadt Saint-Antoine ihr Hauptquartier aufgeschlagen und sich an der Barrière du Trône versammelten. Ihr moralischer Muth und die Kraft ihrer Proclamationen, welche zum Kampfe aufforderten, wurde ausnehmend vermehrt durch das Urtheil des Hohen Gerichtshofs, welcher kraft des Artikels 68 der Verfassung Louis Napoleon Bonaparte des Hochverraths anklagte, ebenfalls aber gleich nach diesem Beschluß von den Bajonneten auseinandergesprengt wurde. Jene Abgeordneten erklärten den Prinzen für einen Verräther und für außerhalb des Gesetzes und versprachen, an der Spitze des Volkes gegen ihn zu marschiren. Gleichzeitig organisirte Victor Hugo bei Tortoni den Ausschuß des Widerstandes und schloß seine Proclamation mit dem Ruf: „Zu den Waffen!" Die vereinigte Bergpartei, in deren Namen er sprach, berief sich ebenso wie der Prinz auf „das allgemeine Stimmrecht" und erklärte dasselbe für wiederhergestellt. Bei dieser Uebereinstimmung schien der Kampf etwas unlogisch; denn man konnte ja die Entscheidung dieses Stimmrechts in Ruhe abwarten; doch wußten beide Theile sehr wohl, daß es dem allgemeinen Stimmrecht gegenüber nur auf „die Fragestellung" ankomme. Dennoch verhielt sich ein großer Theil der Arbeiter ruhig, einverstanden mit der Parole, die der Präsident auf sein Banner schrieb.

Nichtsdestoweniger zeigte Paris am 3. December eine bedrohliche Physiognomie. Im Faubourg Saint-Antoine entbrannte der Kampf. Barrikaden wurden in den Straßen Cotte und Sainte-Marguerite errichtet. Die Truppen rückten unter General Marulaz dagegen. Von den Deputirten, welche den Aufstand leiteten, blieb Baudin auf dem Platze; Madier und Esquiros wurden verwundet und gefangen; Schölcher entfloh. Doch der Aufstand nahm zu. Neue Barrikaden wuchsen im Quartier du

Temple aus der Erde, heftig vertheidigt gegen General Levasseur, Oberst Chappuis und andere Offiziere. Saint-Arnaud hatte verkündet, daß jeder, der mit den Waffen in der Hand ergriffen werde, sogleich erschossen werden solle. Eine große Anzahl auf den Barrikaden gefangener Bürger fiel dem Kriegsrecht der Usurpation zum Opfer.

Indessen war der Telegraphendraht zwischen dem Ministerium des Innern und dem Polizeipräsidium, zwischen Morny und Maupas, in fortwährender Bewegung, und was sich dieser Telegraph erzählte, hat uns Véron in seinen Memoiren mitgetheilt. Das böse Gewissen der Gewalt spielte auf diesem Drahte hin und her; nur Morny behauptete in lakonischen Depeschen die vornehme Ruhe, die ihn auszeichnete und mit welcher er den Deputirten, welche sich über die Verhaftung ihrer Collegen heftig beschwerten, entgegnete: „Ich wage meinen Kopf in dieser Sache und Sie werden mir daher erlauben müssen, die Maßregeln zu ergreifen, die ich für nöthig halte.“ Maupas dagegen ließ denselben Telegraphen offenherzige Geständnisse machen: „Ich glaube nicht, daß die Sympathien der Menge für uns sind. Nirgends zeigt sich Enthusiasmus für uns; diejenigen, die unser Verfahren billigen, sind lau; diejenigen, die uns bekämpfen, beseelt eine unglaubliche Erbitterung.“

Derselbe 3. December brachte, außer einigen Stilübungen der neuen Machthaber, auch noch ein neues Ministerium, bestehend aus: Morny, Fould, Saint-Arnaud, de Magne, Marquis Turgot, Ducos, Fortoul und Lefêvre-Duroslé.

Am 4. December entbrannte der Kampf am heftigsten. In den Straßen Montmartre, du Temple, Rambuteau und an verschiedenen andern Orten erhoben sich Barrikaden, gegen welche die von Branntwein trunkenen Prätorianer des neuen Cäsars anstürmten. Saint-Arnaud, Magnan, der die gefangenen Generale füsiliren lassen wollte, der Brigadegeneral der Cavalerie Reybel und der schwankende Canrobert machen sich die Ehre dieses 4. December streitig. Die Bürger hatten Barrikaden erbaut; es war ein Aufstand: also galt es, die Anarchie zu unterdrücken und die Ordnung wiederherzustellen. Doch auf

dem Boulevard befanden sich keine Barrikaden, wohl aber eine große Menge von „Neugierigen“. Louis Napoleon indeß hatte die pariser Revolutionen studirt; er hatte entdeckt, daß sie gerade durch die Menge der „Neugierigen“ wachsen. Mindestens hat Graf Morny im Jahre 1852 den Generalräthen des Puy-de-Dôme von dieser Entdeckung und ihren glänzenden Resultaten Mittheilung gemacht. Es galt, die Neugierigen, die sich besonders am Eingange der Rue Montmartre versammelt hatten, wo man eine Proclamation des Vicepräsidenten Benoit-d'Azy vorlas, welche Louis Napoleon seiner Präsidentenwürde entsetzte, aus dem Wege zu räumen. Canrobert, endlich entschieden, den Marschallstab aufzuheben, den das Elysée auf seinen Weg gelegt und auf den eine russische Intriguantin ihn schon lange verlockend hinwies, brach mit seinen Freunden Leflô und Changarnier und erwarb sich die Berechtigung auf den Dank des Elysée durch eine der gewaltthätigsten Metzeleien, welche die Geschichte kennt! Seine Kartätschen fuhren unter die meist waffenlosen „Neugierigen“; seine Infanterie metzelte sie mit dem Bajonnet nieder; Frauen, Greise, Kinder wurden die Opfer der trunkenen Horden. Die Bewohner der Boulevards, welche die dichtgedrängten Soldatenmassen erblickten und das wogende Feuermeer der Salven, ohne einen Feind zu sehen, glaubten anfangs, es handle sich um Sieges- und Freudenschüsse, bis die um ihre Häuser zischenden Kugeln sie eines andern belehrten. Unter dem Vorwande, es sei aus den Häusern geschossen, wurde ein lebhaftes Feuer gegen die Gebäude und in die Fenster gerichtet. Ueberall, wo die Prätorianer eindrangen, bezeichneten sie mit Blut und Mord ihre Spur. Todte und Sterbende sah man überall auf dem Asphalt der Boulevards; alle waffenlos, viele harmlos. Selbst nachdem Trommelwirbel das Ende des officiellen Blutbades verkündet, schossen die Soldaten zum Vergnügen, wie nach einer Scheibe, auf die Vorübergehenden.

Während auf den Boulevards eine ruhm- und ehrlose Schlächterei stattfand, wurde bei Saint-Eustache, in den Straßen Beaubourg und Transnonnaine, Saint-Honoré, Montorgueil,

Saint-Sauveur und Montmartre bis tief in den Abend hinein gekämpft. Das 51. Regiment, vom Obersten Lourmel angeführt, stürmte hier die Barrikaden nach langem Kampfe. Ueber 60 Gefangene wurden augenblicklich erschossen. Der letzte auflodernde Funken des Widerstandes, der sich am 5. December an der Barrière Rochechouart hinter einer mächtigen Barrikade und im Faubourg Poissonnière aufthat, wurde rasch erstickt.

Der Präsident zeigte sich an diesem Tage nicht! Es war nicht Mangel an Muth, wie man oft ihm vorwarf, sondern gerechte Scheu, persönlich mit den Schreckensscenen und dem Blutbade in Berührung zu kommen, das man in seinem Namen veranstaltete.

Einen Hauptantheil an dem glücklichen Erfolg dieser Schreckenstage hatte seine kluge Vorsicht, die Führer der Nationalgarde zu gewinnen und dafür zu sorgen, daß kein Nationalgardist bewaffnet ausging. Dadurch wurde jeder Zusammenstoß zwischen den Truppen und den Nationalgarden, welche im Juli 1830 und im Februar 1848 die Seele des Aufstandes gewesen waren, vermieden.

Der 2. December war natürlich in den Provinzen nicht spurlos vorübergegangen. Von der Yonne bis hinab zum Mittelländischen Meer erhoben sich die Vertheidiger der Verfassung. Vierzehn Departements wurden in Belagerungszustand versetzt. Am heftigsten entbrannte der Widerstand, der mit dem Namen der „Jacquerie“ gebrandmarkt wurde, während meistens bürgerliche Notabilitäten der Provinz an seiner Spitze standen, in Clamecy, wo das Volk die Gensdarmeriekaserne stürmte, in Dijon und Lapalisse, in dem Departement der Basses-Alpes, wo Colonnen von mehr als 6000 Mann unter der Anführung angesehener Bürger den Truppen gegenüberstanden, im Var-Departement und an den Ufern der Garonne. Ueberall wurde der Aufstand niedergeworfen, es folgte eine Herrschaft des „Terrorismus“. Das „Verdächtigengesetz“, von dem uns Tacitus und Camille Desmoulins erzählt, kam zu vollster Anwendung. Die Vertheidiger der Verfassung wurden überall als Empörer und Rebellen, als Raubgesindel, als

Socialisten gerichtet. Herr von Falloux hatte behauptet, 100000 „Unruhestifter“ müßten aus Frankreich fortgeschafft werden. Diese „Purification“ war die nächste große Arbeit der Regierung. Beamte, Aerzte, Advocaten, Fabrikanten, Kaufleute, Arbeiter, Bauern, Royalisten oder Republikaner wurden nach Algerien oder Cayenne deportirt. Gemischte Commissionen entwarfen die Proscriptionslisten; Commissare der Regierung, Bauchart, Canrobert und Espinasse, bestätigten sie. Canrobert, der Mann des heuchlerischen Scheins und achselträgerischer Milde, Espinasse, seine Opfer verhöhnend, die Strafen verschärfend, ein Carrier des neuen Schreckensregiments, der nur den Säbel statt der Deputirtenschärpe trug! Wohin sandten sie ihre Opfer? Nach Algerien und Cayenne, der „trockenen Guillotine“, mit den „ersäuften“ Landstrichen, den fieberdampfenden Morästen, einem Klima, welches die Arbeit zum Tode macht.

Die Napoleonische Idee war auf der Weltbühne erschienen — doch aus Verschwörung und Eidesbruch geboren, und ein Regiment des Schreckens befestigte ihre Macht! War dies das Ideal des jugendlichen Träumers von Arenenberg? Vielleicht erschrak er selbst vor der Gestalt, in der es vor ihm stand! Doch der Würfel war gefallen — immer näher winkte das Ziel. Der Eifer der „Dienstbaren“ drängte den Gebieter weiter fort auf dem betretenen Pfade; sie verlangten nach Lohn, das Heer nach Triumphen, um den Bürgermord zu sühnen. Fester schlangen sich ihm die selbstgesponnenen Fäden um das Haupt, und auf diesen Octavianus Augustus, der sich ohne Cäsar's Lorbern, doch nicht ohne Cäsar's Kühnheit, durch List und Gewalt die Herrschaft erobert, fiel bereits ein Widerschein des Blutes, welches Roms schlimmere Cäsaren vergossen!

Am 2. December wurde das Kaiserreich geboren; es bedurfte keines weitern Kampfes, nur der Zeit, um die Krone aufzuheben, die auf den Straßen von Paris lag.

Auf die Appellation an das Volk antwortete das kampf- und freiheitsmüde Frankreich, indem es sich mit 7,481636 gegen 646,292 Stimmen für die Erhaltung der Autorität Louis

Napoleon Bonaparte's aussprach und ihm die nöthige Vollmacht gab, eine Verfassung nach den in seinem Aufrufe angegebenen Umrissen zu entwerfen. Der Prinz erklärte sich durch sieben Millionen Stimmen für „freigesprochen".

Nun ging es mit vollen Segeln im Fahrwasser der Napoleonischen Idee. Am 14. Januar 1852 erschien die Verfassung, die Ausführung des Dogmas, welches der Prinz in seinen frühern Schriften niedergelegt. Ein auf zehn Jahre gewähltes verantwortliches Staatsoberhaupt, vorläufig als „Präsident der Republik" bezeichnet, ein Senat, bestehend aus den Cardinälen, Marschällen, Admiralen und den vom Präsidenten ernannten Bürgern, ein Gesetzgebender Körper, durch das allgemeine Stimmrecht ohne Listenscrutinium gewählt, waren die Grundpfeiler des neuen Staatsrechts. In der Freude, zum ersten mal ungestört aus dem Großen und Ganzen nach dem Vorbilde des Kaisers „organisiren" zu können, ließ der Dictator eine Verordnung auf die andere folgen. Die Nationalgarden wurden aufgelöst und neugebildet, der Staatsrath organisirt, ebenso ein Staatsministerium und ein Ministerium der allgemeinen Polizei; ein Decret über den öffentlichen Unterricht, ein organisches Preßgesetz, eine neue Verordnung über die Ehrenlegion erlassen, kurz die Gesellschaft, welche nach den Worten des Dictators bisher einer Pyramide ähnlich gesehen, die man umgedreht und auf der Spitze ruhen lassen wollte, wieder auf ihre Basis gestellt.

Großes Aufsehen erregte die Confiscation der Güter der Familie Orléans durch das Decret vom 22. Januar 1852. Binnen Jahresfrist sollten die Orléans'schen Privatgüter verkauft werden; alle Schenkungen, welche der Bürgerkönig seiner Familie gemacht hatte, wurden für null und nichtig erklärt und zu den Domänen geschlagen, ein Theil derselben für wohlthätige Zwecke bestimmt. So sollten zehn Millionen der eingezogenen Güter zum Bau gesunder Wohnungen für die Arbeiter großer Städte verwandt werden. Das Königthum des dritten Standes wurde geplündert zu Gunsten des vierten. Das war die Rache für Ham. Graf Morny billigte den Staatsstreich nicht, da er ihm weniger nützte als eine „edle Misbilligung"; er trat

mit Fould aus dem Ministerium. Inzwischen war ein großer Theil der am 2. December verhafteten Generale und Staatsmänner: Thiers, Changarnier, Lamoricière, Bédeau, ebenso andere Berühmtheiten, wie Victor Hugo und Rémusat, durch ein Decret vom 10. Januar 1852 in die Verbannung geschickt worden. Die Wahlen zum Legislativen Körper fielen gänzlich im Sinne der Regierung aus, welche eine gutorganisirte Wahlmaschine spielen ließ und die Presse durch das Gesetz vom 18. Februar vollständig geknebelt hatte. Nur in Paris und Lyon wurden ein paar Männer der Opposition gewählt, welche aber die Wahl nicht annahmen.

In seiner beliebten diplomatischen Weise, das Gegentheil der eigenen Gedanken zu versichern, stellte der Prinz zunächst in Abrede, daß er nach der Kaiserkrone strebe. In der Anrede an die neugeschaffenen Staatskörper am 29. März 1852 sagte er, man habe oft behauptet, er wolle das Kaiserreich wiederherstellen. Wenn dies indeß seine Absicht gewesen wäre, so würde es schon längst geschehen sein; denn es hätte ihm weder an Mitteln noch an Gelegenheit dazu gefehlt. Er weist auf die Zeit seiner Präsidentenwahl, auf den 13. Juni 1849 und endlich auf den 2. December selbst hin, als Daten, wo er mit Erfolg einen glänzenden Titel vom Volke hätte verlangen können. Doch heute wie vorher entschlossen, alles für Frankreich, nichts für sich selbst zu thun, werde er keine Aenderung an dem jetzigen Stande der Dinge vornehmen, wenn ihn nicht eine augenscheinliche Nothwendigkeit dazu zwänge, die nur aus dem Betragen der Parteien entspringen könne. „Doch beschäftigen wir uns nicht im voraus mit den Schwierigkeiten“, fährt der Prinz fort, „die ohne Zweifel keine Wahrscheinlichkeit für sich haben. Bewahren wir die Republik, sie bedroht niemand, sie schützt jedermann.“

Doch die Parteien thaten dem Prinzen nicht den Gefallen, Unruhen hervorzurufen, welche seinem Streben nach der Kaiserkrone einen genügenden Vorwand gegeben hätten. Zwar nahmen die Verbannungen nach Cayenne einen schreckenerregenden Fortgang, doch waren sie mehr Ausfluß einer im großartigen Maß-

stabe organisirten Gesinnungspolizei, eine weitere Ausdehnung jener Reinigungsmaschine, welche die Boulevards von den „Neugierigen" gesäubert. Da die Parteien kein die Sicherheit bedrohendes Lebenszeichen gaben, so mußten die unwiderstehlichen Wünsche von ganz Frankreich den Prinzen zuletzt zwingen, „sein langes Sträuben gegen die Kaiserkrone" aufzugeben.

Im Senat hatte er sich ein gefügiges Werkzeug geschaffen, welches für Frankreichs und auch für seine eigenen Wünsche die bereitwillige Vermittelung übernahm. Zwar war der Senat, nach dem Verfassungsentwurf, zusammengesetzt aus den Elementen, die in jedem Lande legitimen Einfluß ausüben: berühmter Name, Vermögen, Talent und geleistete Dienste, und, nach dem Ausspruch des Präsidenten, zwar von ihm ernannt, aber doch unabhängig von ihm, weil er unabsetzbar ist. Trotz dessen ruft schon der Name „Senat" Erinnerungen an den „römischen" und „Napoleonischen" hervor, die sich beide durch ihre kriechende Ergebenheit gegen das Cäsarenthum hervorgethan. Der neugeschaffene Senat begann seine Thätigkeit damit, daß er die Civilliste des Präsidenten, und zwar auf 12 Millionen Francs nebst Benutzung der ehemaligen Kronschlösser und Jagden festsetzte. Zum Dank dafür brachte der Präsident alsbald den 22. Artikel der Verfassung in Anwendung, nach welchem es ihm freisteht, Senatoren, deren Dienstleistungen an und für sich unentgeltlich sind, mit persönlicher Dotation zu belohnen. Einzelne Senatoren erhielten Gehalte von 15—30000 Francs, dem gesetzlich festgestellten Maximum. Nachdem sich Präsident und Senat so gegenseitig, wie Glaukos und Diomedes, beschenkt hatten, war der letztere bei bester Laune und machte sich zum bereitwilligen Depositar der zahlreichen Kaiserpetitionen, welche bei ihm eingingen. Ihre Zahl belief sich schon am Anfange des Juli auf zweihundert. Im August demonstrirten die versammelten Bezirksräthe zu Gunsten des Kaiserthums. Das Volk von Paris bekränzte die Büsten des Prinzen, stellte dieselben auf öffentlichen Plätzen auf, ließ sie von Geistlichen einsegnen und begrüßte mit Jubel die Wiederkehr der Adler, die der Prinz selbst in seiner Botschaft an den Gesetzgebenden Körper

Symbole der Macht und des Ruhmes nennt, die also jetzt nicht mehr, wie einst in Straßburg, Symbole der Freiheit waren.

Zur Erhöhung seiner Volksthümlichkeit und um der Volksstimme Gelegenheit zu geben, sich vernehmen zu lassen, machte der Prinz wieder Reisen durch Frankreich, auf denen diesmal „das Kaiserthum“ von Station zu Station ebenso „wuchs“ wie auf der vorjährigen Reise der Staatsstreich. Der Süden schien am zweifelhaftesten. Dorthin ging die Reise des Präsidenten unter dem Vorwande, die Interessen der arbeitenden Klassen zu studiren. Doch das Volk war von den Präfecten besser von den Zwecken dieser Reise unterrichtet, und begleitete sie überall mit dem Kaiserrufe! In der That machte diese allgemeine Begeisterung solchen Eindruck auf Louis Napoleon, daß er sein Programm von Lyon bis Bordeaux, vom 20. September bis zum 9. October, wesentlich modificirte. Dort sagte er, bei Gelegenheit der Einweihung der Reiterstatue des Kaisers Napoleon: „Von Paris bis Lyon, auf allen Punkten meiner Reise, hat sich der einstimmige Ruf: Es lebe der Kaiser! erhoben. Doch dieser Ruf ist in meinen Augen mehr eine Erinnerung, die mein Herz rührt, als eine Hoffnung, die meinen Stolz nährt. Wenn der bescheidene Titel eines Präsidenten mir die Sendung erleichtern könnte, die mir anvertraut ist und vor welcher ich nicht zurückbebte, so würde nicht ich aus persönlichem Interesse wünschen, diesen Titel gegen den des Kaisers zu vertauschen.“ Diese Bedingung wird bei dem Banket in Bordeaux nicht weiter erwähnt, denn die freiwillige Einstimmigkeit des ganzen Volkes ist zu groß, als daß sich ihr widerstehen ließe. Alle Sympathien sind für das Kaiserreich, und es gilt nur einige Einwände zu beseitigen, die dagegen aufgestellt werden. „Aus Mistrauen sagen manche: das Kaiserthum ist der Krieg. Ich sage aber: das Kaiserthum ist der Frieden! Es ist der Frieden; denn Frankreich wünscht ihn, und wenn Frankreich zufrieden gestellt wird, ist die Welt ruhig. Der Ruhm läßt sich vererben, nicht der Krieg! Oder haben die Fürsten, welche mit Recht darauf stolz waren, Ludwig's XIV. Enkel zu sein, sich wieder in seine Kriege verwickelt? Krieg führt man nicht zum

Vergnügen, nur aus Nothwendigkeit, und in diesen Epochen des Uebergangs, wo überall, neben so vielen Elementen des Glücks, so viele Ursachen des Todes keimen, kann man mit Wahrheit sagen: «Wehe über den, welcher zuerst in Europa das Signal eines Zusammenstoßes geben wird, dessen Folgen unberechenbar sind!»" Und in derselben Rede, in welcher der Präsident diese bedeutungsvollen Worte sprach, sagt er zugleich von sich: „Ich habe, wie der Kaiser, viele Eroberungen zu machen, Eroberungen des Friedens für die Moral und den Wohlstand"; aber er spricht schon als Kaiser, als der Nachfolger Napoleon's. So durfte man sich nicht wundern, wenn am 26. October bei seinem Einzuge in die Hauptstadt, der als glänzende Feierlichkeit gleichsam den Schlußstein der südlichen Rundreise bildete, der Seinepräfect in seiner Anrede an Louis Napoleon es aussprach: „Nur als Kaiser können Sie die Versprechungen des glänzenden Programms von Bordeaux erfüllen", worauf der Prinz entgegnete: „Wenn Frankreich das Kaiserreich will, so geschieht es, weil ihm diese Regierungsform für seine Größe und seinen Namen bessere Bürgschaft zu geben scheint. Was mich betrifft, unter welchem Titel ich ihm dienen darf, ich werde ihm meine ganze Kraft und Hingebung weihen."

Zwei Elemente waren vom Präsidenten stets mit vorzugsweiser Gunst behandelt worden: das Heer und der Klerus. Ein Napoleonisches Kaiserthum, selbst mit der Devise des Friedens, konnte sich nur auf das Heer stützen. Das Heer hatte dem Staatsstreich vom 2. December zum Siege verholfen; es hatte sich gerächt für den Juli und Februar; es war Louis Napoleon dankbar für die Gelegenheit zur Rache, die er ihm dargeboten. Kameradschaftliche Zweckessen bei den Revuen befestigten das Band zwischen dem Staatsoberhaupt und den Soldaten. Am 21. März vertheilte der Prinz die neugestiftete Militärmedaille, mit welcher 100 Francs Rente verbunden waren, an seine Braven, zum Lohne der Ergebenheit und des Patriotismus in den Reihen der Armee, „für die es leider! so wenig Belohnungen gibt". Am 10. Mai gab er den Regimentern im Marsfelde die Adler, „Zeichen der Wiedergeburt und Größe

Frankreichs; sie verschwanden in der Zeit unsers Unglücks". Seine Rede begann er mit den Worten: „Die Geschichte der Völker ist großentheils die Geschichte der Heere": eine Formel, durch welche sich auch das Kaiserthum des Friedens als ein Soldatenkaiserthum ankündigt! Auch den Offizieren theilte er am 4. Juli mit, daß es eine seiner süßesten Pflichten sei, ein Heer wie das französische zu befehligen, gleichsam mitzuleben mit seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Der unberechenbare Einfluß des Klerus auf das Volk mußte es dem Kaisercandidaten doppelt nahelegen, sich die Stimmen der Geistlichkeit zu sichern. Gleich nach dem Staatsstreich gab er das Pantheon dem katholischen Gottesdienst zurück. Bei der Grundsteinlegung der marseiller Kathedrale am 25. September sprach er aus, wie sehr er sich überall bestrebe, die religiösen Ideen aufrecht zu halten und zu verbreiten. „Meine Regierung, ich sage es mit Stolz, ist eine der wenigen, welche die Religion um ihrer selbst willen schirmen, nicht als ein politisches Werkzeug, nicht einer Partei zu Liebe, sondern ganz allein aus Ueberzeugung." Gleiche Gesinnung sprach der Prinz in mehrern Anreden an Bischöfe Frankreichs aus. Was ihm dabei als Reminiscenz des ersten Kaiserthums, als letztes Ziel, das er freilich! nicht erreichen sollte, vorschwebte, war die Sanction des neuen Kaiserthums durch den Papst. Ja man geht gewiß nicht zu weit, wenn man die ganze Expedition nach Rom unter diesen Gesichtspunkt stellt. Es kam dem Prätendenten alles darauf an, sich des Papstes in der einen oder andern Weise zu diesem Zwecke zu bemächtigen, und die anscheinende Unklarheit und schwankende Motivirung jenes Unternehmens wird am leichtesten dadurch erklärt, daß der Prinz diesen letzten Trumpf, den er in Händen hielt, doch nicht ausspielen konnte.

Auf diese beiden Mächte gestützt, die Scheingewalten der neuen Verfassung beherrschend, der Volksstimme sicher theils durch den Zauber seines Namens, des Erfolgs, des fait accompli, theils durch die ausgezeichnete Wahlmaschinerie, welche Graf Morny, der unter Louis Philipp das parlamentarische Wesen studirt hatte, mit großer Geschicklichkeit spielen ließ, griff jetzt der Prinz

nach der am 2. December eroberten Kaiserkrone. Am 19. October 1852 erschien das entscheidende Decret, motivirt durch den einstimmigen Wunsch von ganz Frankreich, das Kaiserreich wiederhergestellt zu sehen. Die in der Verfassung vorbehaltene Berufung an das Volk durfte natürlich nicht fehlen; doch auch Senat und Gesetzgebender Körper mußten theilhaben an der Vollbringung des Werkes. Der erste sollte sich am 4. November versammeln und über die Aenderung der Regierungsform berathen. Für den Fall der Annahme sollte der Senatsbeschluß dem französischen Volke zur Bestätigung vorgelegt werden. Der Gesetzgebende Körper hatte nur eine formelle Mitwirkung, Ueberwachung der Ordnung der Wahloperationen, Prüfung der Wahl und Veröffentlichung ihrer Resultate.

Während dreier Sitzungen, am 4., 6. und 7. November, berieth der Senat über die wichtige Frage, nachdem er gleich am ersten Tage durch eine Botschaft des Prinzen darüber orientirt worden war, „daß das Volk, indem es ihn auf den Thron erhebt, nur sich selber krönt". Die Erhebung Ludwig Napoleon's auf den Kaiserthron wurde beschlossen. Senator Troplong wandte die Lieblingsformel, mit welcher der Prinz seinen Onkel charakterisirte, auf ihn selbst an, nannte ihn den „Vermittler zwischen zwei Jahrhunderten" und das Kaiserthum „das monarchische Symbol der organisirten Demokratie".

Am 1. December hatte der Gesetzgebende Körper die Controle der Wahlen beendigt; 7,824189 Stimmen hatten sich für das Kaiserreich ausgesprochen, 253145 dagegen. Große Feierlichkeit in Saint-Cloud, Versammlung aller Staatswürdenträger! Der frühere Freund Armand Carrel's, der Republikaner Billault, jetzt Präsident des Gesetzgebenden Körpers, hielt die Anrede, reich an Phrasen und Schmeicheleien. Der Kaiser, „Napoleon III." nach „der Logik des Volkes", die er adoptirt, begann seine erste Thronrede mit den Worten: „Das neue Reich, das Sie heute einweihen, verdankt seinen Ursprung nicht, wie so viele andere in der Geschichte, der Gewalt, der Eroberung oder der List. Es ist das gesetzliche Resultat des Willens eines ganzen Volkes."

Am 2. December, dem Gedächtnißtage des „Staatsstreichs",

den der Kaiser in seiner nicht ganz correcten Einleitung vergessen hatte, hielt Napoleon III. seinen feierlichen Einzug in Paris. Die „Napoleonische Idee“ trug die Krone; der Tag ihrer Verherrlichung war, nach langem Märtyrerthum, gekommen, und eine neue Dynastie auf dem Grundsatze der Volkssouveränetät begründet! Aber das souveräne Volk dankte gleichsam ab durch seinen Beschluß — denn die Zeit der „Politischen Träumereien“, welche für jeden neuen Kaiser eine Bestätigung durch das Volk verlangten, war vorüber und die Thronfolgeordnung bestimmte der Kaiser selbst. Bei Ermangelung legitimer Nachkommen ging die Krone auf den Oheim Jérôme und dessen directe Nachkommenschaft über. Doch der Gründer einer Dynastie hatte ohne Zweifel die Pflicht, selbst für eine solche zu sorgen. Der neue Kaiser erinnerte sich bald dieser Pflicht, und da er sich nicht wie Napoleon I. eine legitime Prinzessin als siegreicher Imperator decretiren konnte, da selbst eine Prinzessin Wasa ihm nicht beschieden war: so wagte er auf diesem Gebiete einen kühnen thatsächlichen Protest gegen das bestehende Staatsrecht, gegen die Traditionen der alten Politik, indem er nach der Neigung seines Herzens sich Eugenie von Montijo, Gräfin von Theba, zur Gattin wählte. In der Rede, mit welcher er am 22. Januar 1853 diesen Schritt in den Tuilerien vor dem Senat, dem Gesetzgebenden Körper und dem Staatsrath rechtfertigte, beruft er sich auf die Kraft des neuen Princips gegenüber dem alten Europa, nimmt den Titel eines „Parvenu“ so unumwunden in Anspruch, schildert mit Begeisterung die Liebenswürdigkeit seiner „Erwählten“ und alle ihre Vorzüge, und ruft die Erinnerung an Josephine wach, die schlichte und brave Gattin des Generals „Bonaparte“, gegenüber allen fremden Prinzessinnen, die nur den französischen Thron bestiegen, um ihr Geschlecht durch den Krieg oder die Revolution geächtet zu sehen.

Marie Eugenie, Herzogin von Montijo, ist die Tochter eines spanischen Granden, der bis zum Jahre 1815 als eifriger Parteigänger des Bonapartismus in der französischen Armee gedient, und durch ihre Mutter mit dem katholischen irländischen Adel verwandt. Die Genealogen des Kaiserreichs gaben sich

viele Mühe, die vornehme Herkunft der Gräfin Theba, die dreifache Grandenwürde des Vaters, die Verschwägerung mit den ersten spanischen Familien nachzuweisen — im Grunde war sie doch nur ein adeliges Fräulein wie andere mehr. Sie war im Kloster Sacré-mon-coeur in Paris erzogen worden. Louis Napoleon lernte sie zuerst in England kennen — später war sie in Paris eine Zierde der Abendcirkel des Elysée und gehörte zu den glühendsten Bewunderinnen des Staatsstreichs. Das Auge des Prinzen ruhte stets mit Wohlgefallen auf ihrer Schönheit, dem goldblonden Haar, das die blendendweiße Stirn umfing, den dunkeln, kühn gewölbten Augenbrauen über den dunkelblauen Augen, der üppigen majestätisch schönen Gestalt. Sie vereinigte in sich, was den Prinzen bei zwei Frauen gefesselt: kühnen politischen Geist, enthusiastisch für die Napoleonischen Adler, wie jene Gordon, die später vergessen in Paris starb, und die Liebe für den Mann, der die Kaiseridee vertrat, die zärtlich hingebende Liebe, mit der die reizende Miß Howard so lange dem Prinzen zur Seite gestanden, bis ihre Verschwendung, die das Budget des Präsidenten überschritt, ihre Flucht nach London und andere Verlegenheiten, in die sie ihn gestürzt, die Verbindung lösten. Der Maitresse des Präsidenten folgte Eugenie später als legitime Gattin des Kaisers: ein abenteuerliches Glück, welches die Herzen aller Französinnen wie mit romanhaftem Zauber umstrickte. Durfte Eugenie doch mit der stolzen Königin von England auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit verkehren! Die Hochzeit wurde am 30. Januar 1853 in der Kirche Notre-Dame glänzend gefeiert. Einen Schmuck im Werth von 600000 Francs, welchen die Stadt Paris ihr als Hochzeitsgeschenk übergab, verwendete sie zu einer gewerblichen Erziehungsanstalt für arme Mädchen. Im übrigen zeigte sie sich keineswegs dem Glanz und Prunk abgeneigt, wenn sie diese Neigung auch durch ihre Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen rechtfertigen konnte, da ihr Beispiel die vornehme Gesellschaft zu gleichem Luxus herausforderte. So gaben die Stockungen der Seidenindustrie in Lyon einen willkommenen Vorwand für den Toilettenluxus von Paris. Die Winterfeste

in den Tuilerien, welche der Kaiser mit seiner Gemahlin bezogen hatte, waren überaus glänzend, während die Sommerfeste in den Sommerschlössern Compiègne, Fontainebleau, Saint-Cloud mehr einen heitern, ungenirten Charakter trugen. Wenn die Kaiserin von Frankreich die Verpflichtung hatte, den alten Ruhm von Paris, Hauptstadt der europäischen Mode zu sein, durch ein hervorleuchtendes Beispiel aufrecht zu halten, so hat sie diese Pflicht mit aufrichtiger Hingebung erfüllt. Sie blieb stets die erste Modedame ihres Hofes, ihre Toiletten das Stadtgespräch von Paris, der Glanzpunkt in den Zeitungsfeuilletons.

Im übrigen vertrug sich dieser äußere Luxus wohl mit einer frommen, ja bigoten Richtung, die bei einer Spanierin nicht befremden durfte, um so weniger, als auch die Erinnerungen ihrer mütterlichen Herkunft auf Verknüpfungen mit den Stuarts hinwiesen. Auferzogen in tiefster Ehrfurcht vor dem Papstthum, mußte sie nach ihrer Erhöhung den ehrerbietigen Schutz des geistlichen Weltherrschers zu ihren erhabensten Aufgaben zählen. So begann sie allmählich auch einen politischen Einfluß auf den Kaiser auszuüben, der den Klerus nur als Werkzeug seiner Macht behandelte. Nicht immer war Harmonie der Anschauungen in den Tuilerien vorhanden; die Reise der Kaiserin nach Schottland im Jahre 1860 deutete auf eine Meinungsdifferenz in Angelegenheiten der Kirche. Gleichwol erkannte der Kaiser die Berechtigung der Kaiserin zu politischem Mitwirken dadurch an, daß er ihr bei seiner Abreise zum italienischen Feldzug die Reichsregentschaft übertrug und sie auch während der Reise nach Algier im Mai und Juni 1865 zur Reichsverweserin machte.

Aus der Ehe des Kaisers mit Eugenie von Montijo wurde am 18. März 1856 ein Sohn geboren, welcher den Titel „Kaiserlicher Prinz“ (Prince impérial) erhielt.

Die Geschichte des Kaiserreichs ist die Geschichte Frankreichs von 1852 bis 1870. Kaiser Napoleon III. war bestrebt, durch große Organisationen im Innern und eine energische Politik nach außen den Makel vergessen zu machen, der seiner

neuen Dynastie im Auge der legitimen Gewalten Europas wie in dem der Freiheitspartei anhaftete. In der That war es ihm nicht nur lange Zeit gelungen, Frankreich zum tonangebenden Staate in Europa zu machen, sondern sein inneres Verwaltungssystem ist auch als eine Art von Musterwirthschaft in vielen Nachbarstaaten gepriesen worden und hat selbst einzelne Anhänger der Demokratie bekehrt.

Der „Bonapartismus" ist das System des aufgeklärten Despotismus und sein Motto: Alles für das Volk, Nichts durch das Volk! Es ist das System der Beglückung von oben, der octroyirten Wohlthaten, der providentiellen Entschlüsse, tyrannisch gegen alle, die einen andern Weg des Heils verkünden. Das allgemeine Stimmrecht hat nach der Kaiserwahl für alle Zeiten auf das Vorrecht verzichtet, das Staatsoberhaupt zu wählen. Dagegen blieb ihm die Befugniß, alle sechs Jahre die Deputirten zu jener Schattenexistenz des „Gesetzgebenden Körpers" zu wählen, über dessen „Anonymität" selbst ein Véron Klage führte. In der ersten Epoche des Kaiserthums war „das Theater", die Tribüne, abgeschafft; auch die Beredsamkeit, wie Tacitus es vom römischen Senat zur Zeit des Augustus ausspricht, wie alles andere „zur Ruhe" gebracht. Jeder sprach von seinem Platze; keine stürmischen Ensembles mehr. Doch zu welchem leblosen Bestandtheil des Verfassungsmechanismus war dieser berathende Staatskörper herabgesunken, in dessen Verdauungsfähigkeit ein so geringes Vertrauen gesetzt wurde, daß der Staatsrath erst bestimmen mußte, welche Amendements ihm zuträglich sind, welche nicht, und die letztern seinen Berathungen entzieht. Véron beklagte selbst den Mangel an Oeffentlichkeit in seinen Sitzungen. Wie die Schatten einer Camera-obscura bewegten sich die Gestalten der Redner in den öffentlichen Blättern. Die Berichte über die Sitzungen waren trocken, leb- und farblos. Wozu aber die Automaten der Kammerbänke durch die Presse verherrlichen? Schmachtete diese doch unter gleichem Drucke! Das Schwert der „Berichtigungen" schwebte über ihrem Haupte, und nur die inspirirten Federn eines Granier de Cassagnac und Laguéronnière hatten das Vorrecht, den Com-

mentar zur „Napoleonischen Idee“ ohne jedes Hemmniß zu schreiben. „Freiheit ist ein inhaltsleeres Wort“, sagt Prinz Louis in seinem Werke über die Schweiz, „wenn man nicht seine Gedanken und Meinungen ungehindert äußern darf.“ „Dieser Freiheit“ hatte der Kaiser Frankreich lange Zeit hindurch nicht würdig befunden. Freilich waren viele lichtscheue Thaten des Säbel- und Polizeiregiments, die Verurtheilungen vieler tausend Republikaner, die Verfolgung der geheimen Gesellschaften, die Deportationen nach Cayenne, die Nachtseiten des in Glorie schimmernden Kaiserregiments zu bemänteln, und eine freie Presse hätte auf den Einfall kommen können, dieses Sündenregister ans Licht zu ziehen, wie dies in der That sogleich geschah, als die Regierung größere Freiheiten bewilligt hatte. Von Versammlungs- und Vereinsrechten war natürlich keine Rede. Das Habeas-Corpus des 2. December, nach welchem die Schergen der Gewalt die Männer der Verfassung in ihren Wohnungen, ja in ihren Betten überfielen, wurde ein schweigendes Gesetz für Frankreich. Alles, was von jeher für ein Grundrecht der wahren Freiheit galt, lag in Frankreich zu Boden. Freies Gemeindeleben hatte selbst die Revolution in Frankreich nicht schaffen können. Auch jetzt brauchte die starke Regierung die größte „Centralisation“, und ganz Frankreich tanzte an den pariser Drähten, an den Telegraphendrähten der Ministerien.

Ist die Koketterie des 2. December mit den Grundsätzen von 1789 deshalb gänzlich unbegründet? Für die verlorene Freiheit gab schon der erste Napoleon den Franzosen Ersatz in dem durchgeführten Grundsatze der Gleichheit. Hierin liegt die revolutionäre Macht des Bonapartismus. Er ist die entschiedenste Kriegserklärung gegen jedes überlieferte Vorrecht, gegen alles feudale Wesen, ein kühner Bruch mit der Vergangenheit, da er keinen andern Ruhm anerkennt, als den seiner eigenen Aera. Er schafft sich einen neuen Adel des Degens und Verdienstes. Das erläuternde „Adelsgesetz“ war eine Anomalie und kam deshalb nicht zur Ausführung. Der Prinz selbst hatte in seinem Aufsatze über den Adel denselben eine „Armée imagi-

naire" genannt; wozu eine nächtliche Todtenschau über sie halten? Den Souveränen Europas hatte er sich als einen „Parvenu" gegenübergestellt, als einen Herrscher von des Volkes Gnaden. Indem er dem Ehrgeiz jedes einzelnen Franzosen eine schrankenlose Arena eröffnete, ohne alle feudalen Gräben und Verhaue, blieb er nach dieser Seite hin den Grundsätzen von 1789 treu und hatte ein Recht, sich auf sie zu berufen.

Also — nichts durch das Volk! Wenn jemals mit dem Satze: der Staat bin ich! Ernst gemacht worden ist, so machte der Bonapartismus Ernst damit. Die Napoleonische Idee rief, wie der alte Jehovah, ihr sollt keine Ideen neben mir haben! Wer da betet vor den Altären der Freiheit, der Republik, des alten Königthums, wer andere „Ideen" über Volkswohl, über das Glück der Nationen hegt, dem antwortet Cayenne! Die Zeit der Ueberzeugungen ist vorüber! „Ueberzeugungen" schaffen Parteien! Doch die Politik der Parteien hat der 2. December vernichtet und an ihre Stelle die Politik der Interessen gesetzt! Die Napoleonische Idee ist der Inbegriff aller „Interessen" Frankreichs, alles Heils der Gesellschaft, die sie gerettet; sie ist Religion und Moral, das A und O, der Anfang und das Ende! Hat sich doch in Napoleon III. das französische Volk selbst gekrönt! Es hat einmal gesprochen, um auf immer zu schweigen! Kein anderer darf sprechen außer ihm; denn aus ihm spricht das Volk und — vox populi, vox Dei!

Alles dagegen für das Volk, und besonders — für die ärmsten und zahlreichsten Klassen. Prinz Louis war ein Freund Louis Blanc's, ein Socialist, und seine „Ackerbaucolonien" stehen mit den Nationalwerkstätten in Einer Linie. Der Gegensatz gegen die Regierung Louis Philipp's, gegen die Regierung der Bourgeoisie, hatte den Prinzen frühzeitig in diese Bahn gedrängt. In der That hat das Kaiserthum viel für das Volk gethan und den Armen gegenüber die Rolle der Vorsehung übernommen. Die drei ersten Jahre des Kaiserreichs waren nicht von der „Sonne" begünstigt, sondern Jahre der Noth und Theuerung. Der Kaiser führte zunächst die „Bäckereikassen" in Paris ein, eine Art von Creditinstitut, durch welches das Brot

in schlechten Jahren zu einer unter dem Marktpreis stehenden Taxe verabfolgt werden kann, während es in fruchtbaren Jahren ein wenig theuerer bezahlt wird: eine Ausgleichung, die um so leichter zu bewirken war, da die letztern doch häufiger sind. Der Kaiser sorgte gleichsam dafür, daß die fetten Kühe Pharaonis nicht die magern auffressen. Noch mehr aber that er durch die großen pariser Bauten für die arbeitende Bevölkerung. Diese Bauten vereinigten einen dreifachen Zweck: sie sollten, nach dem Vorbilde des großen Kaisers, dauernde Denkmäler des Napoleonischen Ruhmes schaffen, den nothleidenden Arbeitern eine Beschäftigung geben, welche sie zugleich dem revolutionären Parteitreiben entfremdete, und überdies die labyrinthischen Gassen von Paris lichten, der Bevölkerung Luft und Sonne schenken und dem Aufruhr seine Hauptbollwerke nehmen. Das Bürgerkönigthum befestigte Paris von außen, das Kaiserthum lichtete es zu einem gleichen Zwecke. In der That gehört das „neue Paris", die Schöpfung des second empire, welche der Stadt Paris 2 Milliarden Francs kostet, zu den neuen Weltwundern. Die Energie, mit welcher eine neue Stadt aus der alten herausgezaubert wurde, hat kaum ihresgleichen in der Geschichte. Die Neubauten begannen mit der Verlängerung der Rue Rivoli, welche vom Place de la Concorde zu dem Hôtel-de-Ville führt. Schon im Jahre 1856 waren 32 Straßen mit 187 Häusern niedergerissen worden, und zur Vergrößerung der Centralhallen 20 enge Gassen mit 249 Häusern. Schon damals stellte sich das Verhältniß fest, daß für je 2000 alte Häuser etwa 650 neue an die Stelle treten konnten. Auf die Rue Rivoli folgte der Boulevard Sebastopol, welcher, zwischen die Straßen von Saint-Martin und Saint-Denis verlegt, ein ganzes Gewirr enger Gassen durchschneidet und vernichtet, der großartige Boulevard des Prince Eugène, der sich durch den unruhigen Faubourg Saint-Antoine hindurchzieht, diejenigen von Magenta, Malesherbes, Saint-Michel, die Rue Lafayette, welche von den Buttes-Chaumont nach der neuen prächtigen Großen Oper sich hin erstreckt, die Riesenkaserne des Château-d'Eau und des Boulevard Malesherbes, welche befestigt sind und strategisch ganze Stadt-

viertel beherrschen, die Kanal- und Kloakenbauten mit ihren unterirdischen Verbindungen, die Volksgärten der Hügel von Chaumont und des Montmartre: wer nennt sie alle, die Straßen und bäumebepflanzten Squares, welche sich durch das alte Paris als ein ganz neues Netz hindurchziehen?

Da die ärmere Bevölkerung aus den luxuriösen und theuern Wohnungen verdrängt wurde, so gab der Kaiser bedeutende Zuschüsse für Arbeiterwohnungen und für die Erbauer eines neuen oder für den Eigenthümer eines alten Hauses, welche ihre Stockwerke in kleine Wohnungen für die Arbeiter abtheilten. Gleichzeitig sorgte der Kaiser für seinen „monumentalen" Ruhm durch den geschmackvollen Ausbau des Louvre und die Verbindung desselben mit den Tuilerien, während er den boulogner Park durch neue malerische Anlagen von Seen, Inseln, Felsen, Cascaden und Kiosken zu einem Versailles des Volks umschuf.

Doch auch in anderer Weise zeigte der Kaiser seine Fürsorge für das Volk, indem er bei den großen Ueberschwemmungen, welche von telegraphischen Depeschen gemeldet wurden, persönlich sich zu Pferd oder Kahn in die bedrohten Stadtviertel der Provinzialstadt begab, das Rettungswerk ermuthigte und leitete, allein, ohne jede Escorte, den Armen Wohlthaten spendend und den Gefahren trotzend.

Der Kaiser war nicht nur der Retter, er war auch der Wohlthäter der geretteten Gesellschaft. Bei den Wohnungskrawallen im Herbst 1856 trat er als milder Schiedsrichter zwischen Vermiether und Miether; große Arbeiterkasernen wurden an verschiedenen Orten, besonders in der Rue Cherche-Midi aufgeführt. Als die Seidenarbeiter in Lyon Mangel litten, bestellte er selbst Seidenstoffe im Betrage von 100000 Francs bei den dortigen Seidenfabriken. Doch die Wohlthat müßte mit der Allmacht im Bunde sein, um durchgreifend zu wirken. In den Händen der Staatsgewalt wird sie eine Ungerechtigkeit, da sie nur dem Zufall gehorcht und alle andern gleichen Fälle unberücksichtigt lassen muß. Ueberhaupt deutete die vorzugsweise Begünstigung der pariser Arbeiter, denen auch neue Cafés und Cabarets von prunkvoller Eleganz eingerichtet worden, auf

das böse Gewissen der Gewalt, welche gefährlichen Elementen schmeichelte, während sie gleichzeitig nicht verhindern konnte, daß die minder begünstigten arbeitenden Klassen der Provinz, mochten sie nun der Stadt oder dem Lande angehören, sich den geheimen Gesellschaften, besonders der ganz Frankreich durchwühlenden Marianne anschlossen. So trat der Socialismus des Kaiserthums nur mit Palliativmitteln auf und gab nur der Hauptstadt panem et circenses. Hatte der Prinz früher mit den Grundsätzen, auch selbst mit Persönlichkeiten desselben, wie mit Louis Blanc kokettirt: so weckte jetzt die rothe Fahne des Socialismus, bezeichnet als das Symbol des Aufruhrs und Frevels, nur die Wuth des Polizeiregiments. Doch auch das Bürgerthum ging nicht leer aus. Ihm blieb die Börse, die Louis Philipp ihm geöffnet und für sich selbst benutzt hatte, ohne sie, wie das Kaiserthum, in den Kreis der officiellen Finanzspeculationen hineinzuziehen. Die Regierungsanleihen des letztern lockten das große und kleine Kapital hervor und ermuthigten das Börsenspiel in hohem Grade. Hierzu kam die Stiftung der Société générale de Crédit mobilier, welche der Kaiser selbst, auf Persigny's Vorschlag, trotz des Widerspruchs von Achille Fould und der andern Minister, ins Werk gesetzt. Persigny wollte den Einfluß eines großen pariser Bankhauses brechen, welches mit einem der erklärten Feinde Napoleon's in freundschaftlicher Beziehung stand. Der treue Gefährte des Kaisers wurde bei allen solchen Vorschlägen nur von Motiven persönlicher Anhänglichkeit bestimmt, doch sah er im Crédit mobilier ein mächtiges Element zur Hebung der Industrie und des Handels, durch welches den pariser Cursen Festigkeit verliehen werde, mit einem Wort, eine große Regierungsbank. Fould bekämpfte diese „Illusionen" und sagte voraus, daß diese neue anonyme Gesellschaft, dieses kolossale Bankhaus die Zeiten des Glückes zu seinem Nutzen ausbeuten, in schlimmen Zeiten aber im Stich lassen, daß es sich neue Monopole schaffen werde, Monopole jeder Art, Eisenbahnmonopole in Frankreich und im Auslande, Monopole von Creditgesellschaften in ganz Europa. Durch alle neuen Werthe und neuen Titel, die es mit vollen

Händen auf dem Markt der Börse ausstreue, weniger zum allgemeinen Besten als um durch die Prämien des Actienspiels anzulocken, werde der Curs der Staatspapiere mehr oder weniger afficirt und eine unvermeidliche Krisis an dem Tage hervorgerufen werden, wo das Gleichgewicht zwischen den Geschäftswerthen und der in Frankreich circulirenden Geldsumme einen Stoß erleide. Doch der Kaiser, dem es willkommen war, sich auch eine gewaltige Geldmaschine zu schaffen, die er selbst in der Hand hatte, entschied sich für die Ansicht Persigny's, und die Gesellschaft des Crédit mobilier wurde gegründet. Der Bankbruch dieser Gesellschaft war deshalb auch ein starker Schlag für das Kaiserthum, das sich, wie die Regentschaft des Herzogs von Orléans durch die Association mit dem Law'schen Schwindelsystem, compromittirt hatte und für den finanziellen Ruin zahlloser Familien verantwortlich gemacht wurde.

Der Skandal des Börsenspiels, der gewonnenen und verlorenen Millionén, erreichte indeß eine unerwartete Höhe und begann die Moral der Gesellschaft in bedenklicher Weise zu untergraben. Ueberall erhoben sich Stimmen dagegen. Der kaiserliche Procurator Cordoen erklärte sich in offener Gerichtssitzung gegen das verführerische und ansteckende Schauspiel dieser „Vermögen" von gestern, die ein Hauch des Zufalls aus dem Nichts erweckt. „Nicht ungestraft", ruft er aus, „sieht ein Volk einen Tag der Agiotage einen größern Lohn als ganze Jahre von Arbeit und Mühe davontragen." Auch die Poesie bemächtigte sich dieses Stoffes. Ponsard geiselte in seinem Lustspiel „Die Börse" dies moderne Glücksritterthum und die Aufregungen des Hazard, neben denen kein ruhiges Glück bestehen kann, und erhielt dafür ein anerkennendes Schreiben des Kaisers, welchem die Ausschweifungen des Börsenspiels, denen sich ein Morny und Persigny mit Behagen hingaben, bedrohlich zu erscheinen anfingen.

Hand in Hand mit dem Börsenschwindel und jener rastlosen Spannung der Existenz, die er zur Folge hatte, ging die Emancipation der Sitten und Frauen. Ruhiges Familienglück war mit dem nervösen Börsentreiben nicht vereinbar; es be-

durfte leicht zu knüpfender und zu lösender Verhältnisse, die mit der Hausse und Baisse an der Börse Schritt hielten. Dadurch drang auf einmal das Lorettenthum, als eine halb anständige Welt, siegreich in alle Kreise der Gesellschaft vor, wurde von den Dichtern in rührenden Scenen auf die Bühne gebracht, von den anständigen Frauen beklatscht und beweint; die ecclesia pressa der Prostitution verwandelte sich in eine ecclesia militans. Die Herrschaft der Demi-Monde war anerkannt und die sittsamen Frauen mußten ihr huldigen. Die Folge davon war eine Sittenverderbniß, welche an die Cultur des sinkenden Rom erinnert und noch ihres Juvenal harrt.

Der Kaiser hatte übrigens das vollständige Bewußtsein von der Bedeutung der Literatur. Auch ihren Ruhm will die „Napoleonische Idee", die alles verschlingt, sich aneignen. Bei Jules Sandeau beklagte sich Louis Napoleon, daß es der französischen Literatur der Gegenwart an Größe fehle. Doch literarische Größe läßt sich nicht decretiren, sie hängt von den Talenten ab und von ihrer freien Entwickelung. Die großen Talente aber sträuben sich gegen die Polypenarme der „Napoleonischen Idee". Wohl ließ der Kaiser dem Volkspoeten Béranger eine glänzende Leichenfeierlichkeit zutheil werden, gegen welche der Todte nicht mehr protestiren konnte; wohl stellte er sich an die Spitze der Nationalsubscription für Lamartine — doch auf der Insel Jersey grollte Frankreichs größter Dichter, Victor Hugo, der Autor des „Napoléon le petit", im Exil mit dem neuen Cäsar. Die Jules Sandeau, die Augier, die Octave Feuillet, die feinen und rührenden Salonpoeten, die den Hof entzückten, boten keinen Ersatz hierfür; denn ihnen fehlte es gerade an Größe.

Noch weniger befreundeten sich die Notabilitäten der Wissenschaft mit dem neuen Régime. Das Institut besteht zum großen Theil aus Mitgliedern, welche unter den frühern Regierungen eine Rolle gespielt, und die jede Gelegenheit benutzten, mit schüchternen oder kühnen Anspielungen das neue Kaiserthum zu kritisiren. Besonders beliebt waren die Parallelen aus dem Alterthum. Feingebildete ästhetische Köpfe wie Villemain und Ampère

ergingen sich in beziehungsreichen Schilderungen der alten, dem Verfall entgegengehenden Freistaaten und ihrer die Volksstimme erkaufenden Dictatoren und Cäsaren. Die „Revue des deux Mondes" war der literarische Tummelplatz dieser Frondeurs. Grund genug für den Kaiser, auch das Institut zu reorganisiren. Das Decret vom 14. April 1855 erregte die höchste Erbitterung der Akademiker und rief leidenschaftliche Proteste hervor. Doch kam es in seinen Hauptbestimmungen zur Geltung. Es schuf eine neue Section der Akademie: Politik, Verwaltung, Finanzen, zu welcher der Kaiser zehn ihm ergebene Mitglieder ernannte. Nie hat die Akademie diese gnädige Berücksichtigung dadurch erwidert, den Kaiser zu ihrem Mitgliede zu erwählen, trotz der Aeußerung Béranger's: „Schon um seiner Proclamationen willen würde ich Napoleon III. zum Akademiker ernennen." Ein anderes Decret vom 8. October 1857 organisirte das „Collége de France", das sich bisher einer sehr selbständigen Verfassung erfreute, in einer Weise, welche den ministeriellen Einflüssen die Thür öffnete.

Auch für die Industrie im ganzen und großen trug der Kaiser Sorge. Die große Industrieausstellung des Jahres 1855 ließ Paris als den Mittelpunkt aller schöpferischen Thätigkeiten des Friedens erscheinen. Die Austheilung von Medaillen an hervorragende Industrielle zeigte die Fürsorge der Regierung für die Industrie, die Schlußrede des Kaisers seine persönlichen Sympathien für ihre Leistungen und Unternehmungen. Schon als der Stern des Kaiserthums im Sinken war, machte die große Weltausstellung von 1867 Paris noch einmal zur Metropole des Friedens. Nach dem Marsfeld pilgerten die Völker und Fürsten Europas; die Tuilerien öffneten gastlich ihre Thore den Kaisern, Königen, Kronprinzen und kleinern Herrschern, welche nach Paris kamen, um die großen Leistungen der Gewerbe und Künste in einer Zusammenstellung zu bewundern, wie sie nicht leicht zum zweiten mal zu erblicken war. Die pariser Medaillen blieben die höchste Auszeichnung für die Gewerbtreibenden Europas. Gleichzeitig erwies sich Paris als Welthauptstadt in Bezug auf die Fülle der Genüsse,

die es darbot, als das moderne Sybaris, wie Victor Hugo es bezeichnet.

Die Begünstigung der materiellen Interessen mußte Frankreich in mannichfache Beziehung zu England bringen. In der That gab schon im Jahre 1851 die Anwesenheit des Lord-Mayor von London, Sir John Murgrave, der an der Spitze der industriellen Weltausstellungscommission den Präsidenten begrüßte, Veranlassung zu einer Annäherung der beiden Nationen. Dennoch befürchtete man am Anfange der neuen Regierung eher eine Invasion in England, welche aus der Formel des Thronprätendenten: „Rache für Waterloo", eine Wahrheit machen würde, als eine Verbindung der beiden Völker. Doch das Streben Rußlands, seine Macht im Osten auszudehnen, führte zur französisch-englischen Allianz.

Sowol nach dem Staatsstreich als nach der Annahme des Kaisertitels wurde Napoleon III. von allen europäischen Mächten einstimmig anerkannt und beglückwünscht. Man setzte in ihn das Vertrauen, daß er den Krater der Revolution geschlossen halten werde, und da die Zuckungen von Paris und Frankreich in der Regel zu Zuckungen Europas wurden, so stellten ihm die Regierungen Europas das Zeugniß aus, daß er sich um die Ruhe dieses Welttheils wohlverdient gemacht habe. Dennoch fehlte dieser Anerkennung nicht der bittere Beigeschmack, durch welchen man dem neugekrönten Kaiser zu verstehen gab, daß er im Hohen Rathe Europas nur ein Parvenu sei. Seine Bewerbungen um eine Prinzessin von altem Stamme wurden durch die Geltendmachung des Legitimitätsprincips gekreuzt. Der Kaiser von Rußland verweigerte ihm den fürstlichen Brudertitel. So nahm Napoleon III. selbst jene Bezeichnung des „Parvenu" für sich in Anspruch, nicht ohne im tiefsten Grunde seiner Seele den Tag zu ersehnen, wo der „Parvenu" den legitimen Fürsten das Gesetz dictiren werde. Für diese stille Sehnsucht eines im Innersten gekränkten Gemüthes war die politische Formel: die Oberhoheit Frankreichs in Europa. Denn Frankreich und der

Kaiser sind Eins. Das eine wird im andern gekränkt und die Rache des einen ist die Rache des andern.

Das alte Princip der römischen Staatsweisheit: divide et impera, gab einer vom Glück gekrönten Politik die Mittel zum Zweck. Es galt, die Besiegerin Frankreichs und den Hort der Legitimität, die Heilige Allianz, zu sprengen und ihre Hauptmächte einzeln zu demüthigen.

Der russische Krieg fand seine äußerliche Veranlassung in den Händeln der Griechen und Lateiner in Jerusalem um das Vorrecht in Bezug auf die Heiligthümer Palästinas. Frankreich hatte seit 1740 ein Protectionsrecht über die Lateiner und ließ zu ihren Gunsten bei der Pforte Einwendungen gegen das Verfahren der Griechen machen. Dem russischen Einfluß gehorchend, gewährte die Pforte den Griechen einen Ferman, welcher die Capitulationen von 1740 zunichte machte. Dem drängenden Anliegen Rußlands gegenüber, diesen Ferman öffentlich in Jerusalem vorzulesen, raffte sich indeß die Pforte zur Abwehr auf, ging auf den entgegengesetzten Vorschlag Frankreichs ein und nahm sich der Lateiner an. Darauf folgte die Zusammenziehung eines russischen Heeres in den Donaufürstenthümern und die Sendung des Fürsten Menschikow nach Konstantinopel. Das übermüthige Auftreten dieses Abgesandten zugleich mit dem Einmarsch der russischen Truppen in Bessarabien zeigte, daß die religiöse Frage sich in eine politische verwandelt hatte, und daß Kaiser Nikolaus den Zeitpunkt für geeignet hielt, Rußlands Uebergewicht im Orient zur Geltung zu bringen. Napoleon durchschaute die weitreichenden Pläne des russischen Selbstherrschers und sandte zunächst eine Flottenabtheilung in das Schwarze Meer, in der Hoffnung, daß sich ihr eine englische bald anschließen werde. Da erfolgte der Schlag von Sinope, die Vernichtung der türkischen Flotte durch die russische, welche gegen das Abkommen sich in das Schwarze Meer hinauswagte und dort eine entscheidende That vollführte. Gemäß seiner persönlichen Politik richtete Napoleon ein Schreiben an den Kaiser von Rußland (29. Januar 1854), in welchem er ihm die letzten

Vorschläge machte, die sich aus der Situation ergaben, und gleichsam Frieden oder Krieg! in den Falten seiner Toga anbot. Nikolaus wählte den Krieg. Am 10. April 1854 wurde die französisch-englische Allianz unterzeichnet.

Das Resultat des Krieges, der sich, den strategischen Weisungen des Kaisers zufolge, nach der Krim hinüberspielte, in einer der denkwürdigsten Belagerungen der Kriegsgeschichte, in den Schlachtepisoden von der Alma und Inkjerman, in der Ueberwinterung eines großen Heeres auf fremder und ferner Halbinsel, in der glorreichen Eroberung Sewastopols (7. September 1855) eine Reihe von Ereignissen bot, welche die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten, war nicht nur die Demüthigung Rußlands, auf welche der Pariser Frieden sein Siegel drückte, sondern auch die Sprengung der Heiligen Allianz, indem Oesterreich in eine gegen Rußland feindliche Stellung hineingedrängt wurde. Die deutschen Sympathien, die Sympathien des Liberalismus, wandten sich plötzlich dem Kaiser der Franzosen zu; er trat als der Vorkämpfer der europäischen Unabhängigkeit auf gegenüber dem drohenden Koloß des Ostens. Die Männer des 2. December, ein Saint-Arnaud, der, von Ehrgeiz entbrannt, noch schwer krank der Schlacht an der Alma beiwohnte und dann auf der Ueberfahrt nach Konstantinopel starb; ein Canrobert, der sich hier als loyaler Soldat bewährte, und viele andere erwarben sich Lorbern, welche Europa allzu geneigt machten, ihnen die pariser Metzeleien zu vergeben. Der Ruhm der großen Nation hatte wieder ein Kapital erobert, von welchem er zehren konnte. Napoleon aber dictirte einen Frieden, welcher neue mit Erfolg zu benutzende Verwickelungen in seinem Schos trug.

Man hat vielfach gemeint, daß der Frieden von Paris, der am 30. März 1856 unterzeichnet wurde, Rußland zu wenig gedemüthigt habe. Und namentlich in England hat man sich über die geringen Erfolge eines mit so kolossalen Menschen- und Geldopfern verbundenen Kriegs beklagt und die Napoleonische Politik, welche in Paris den Ausschlag gab, heftig angegriffen. Der Kaiser kannte indeß die Kunst der Beschränkung:

er begnügte sich mit der für Frankreich gewonnenen Gloire, die bei einem weitern Kampfe gegen das Riesenreich leicht wieder verloren gehen konnte. Auch stand die Rache für die Beresina nicht auf seinem Programm: er hatte andere, nähere Feinde, und es lag in seinem Interesse, Rußland zu schonen. Eine so glänzende Kriegsthat auch die Erstürmung von Sewastopol war: die Russen hatten ebenfalls in Kleinasien einen Erfolg zu verzeichnen, den sie dagegen in die Wagschale werfen konnten; es war die Eroberung von Kars in Armenien (28. Nov. 1855). Rußland konnte daher nicht unbedingt als besiegte Macht behandelt werden, Oesterreich und Preußen wünschten ein Ende des Kriegs, um nicht mit hineingezogen zu werden: namentlich Oesterreich hatte am 2. December 1854 ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Westmächten geschlossen; ohne Preußen und die Mittelstaaten wagte es aber nicht, in den Krieg zu ziehen, und diese hatten ein Aufgebot der Bundescontingente verweigert. Auch das Unbehagen, welches durch die Rivalität der beiden Großmächte in Deutschland rege gehalten wurde, konnte durch einen Friedensschluß beseitigt werden. Bei der allgemeinen Friedensneigung der Mächte glaubte Napoleon an die vier Punkte anknüpfen zu können, welche am 22. Juli 1854 von den Westmächten als Grundlagen für weitere Verhandlungen aufgestellt worden waren, und durch welche ein übermächtiger Einfluß Rußlands im europäischen Osten gebrochen und seine Eroberungspolitik gegenüber der Türkei gelähmt werden sollte. Schon am 26. Januar 1856 hatten die Westmächte und Oesterreich dem Sultan 21 Artikel vorgelegt, welche die Bedrückung der Christen in der Türkei unmöglich machen sollten, sie den Mohammedanern gleichstellten, Reformen im Steuer- und Gerichtswesen, in der ganzen staatlichen Organisation verlangten. Die Pforte hatte diese Artikel angenommen und die Westmächte damit den großen Zweck erreicht, der Einmischung der russischen Politik in die innern Angelegenheiten der Türkei jeden Vorwand zu nehmen. Im Pariser Frieden trat Rußland die Donaumündungen mit einem kleinen Theil Bessarabiens ab, gab Kars zurück und entsagte dem Protectorat über die Donaufürsten-

thümer und über die griechischen Christen in der Türkei, erhielt Sewastopol zurück, verpflichtete sich, am Schwarzen Meere keine Kriegsarsenale zu errichten und nicht mehr Kriegsschiffe zu halten als die Pforte; die Donauschiffahrt sollte frei sein. Rußland wollte sich aber nicht für alle Zukunft die Hände binden und die Integrität der Pforte für immer anerkennen. Deshalb schloß Napoleon noch nachträglich am 15. April 1856 einen Separatvertrag zum Schutze der Türkei gegen Rußland.

Jetzt kamen die Prinzen und Fürsten Europas, um durch ihren Besuch anzuerkennen, daß das Kaiserthum durch seine Erfolge den Makel seiner Geburt ausgelöscht. Natürlich hatte das französisch-englische Bündniß auch nähere persönliche Beziehungen zwischen der Königin und dem französischen Machthaber und gegenseitige Besuche zur Folge. Selbst das englische Volk jauchzte, bei der Anwesenheit des Kaisers (Mai 1857) in London, dem Manne der „Napoleonischen Idee" zu, welche nicht nur einige für England wenig erfreuliche Erinnerungen verherrlicht, sondern auch den Grundgedanken des großbritannischen Staatslebens so feindlich wie möglich gegenübersteht. Die Königin von England machte im August 1858 einen Gegenbesuch in Cherbourg. Deutsche und italienische Fürsten und Prinzen suchten den mächtigen Usurpator in seiner Hofburg auf, und eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland in Stuttgart (September 1857) erschien ängstlichen Gemüthern wie ein neues „Erfurt", welches eine Theilung Europas in Aussicht stellte.

Fast schien es, als ob auch die Regierung Frankreichs einen freisinnigern Aufschwung nehmen wollte. Mindestens gefielen sich die Publicisten in Erfindung neuer Stichwörter. Die kaiserliche Demokratie, deren Begriff der Senatspräsident und große Sophist des Kaiserthums Troplong mit grübelnder Logik entwickelte, wurde die Lieblingslosung auch officieller Blätter und als „die Demokratie ohne die Revolution" bezeichnet, wie sich überhaupt unter der Form der Napoleonischen Idee ein unerhörtes Spiel mit politischen Begriffen entwickelte. Schon sprach man davon, daß der vielgewandte Emile de Girardin, ein jour-

nalistischer Proteus, unter dem Schutze seines Mäcens, des Prinzen Napoleon, ein neues Blatt gründen werde, in welchem sich eine „constitutionelle Opposition“ Luft machen solle. Der Kaiser selbst lächelte über diesen Vorschlag. Als aber bei den Wahlen zur Gesetzgebenden Versammlung im Sommer 1857 in Paris die Namen Cavaignac, Carnot, Goudchaux aus der Wahlurne hervorgingen, da hielt man es doch für nöthig, die Zügel wieder enger anzuziehen, und wenn man auch durch die Eidesverweigerung dieser Deputirten noch eine „purificirte“ Versammlung behielt, so wurde doch beschlossen, daß künftig schon die Wahlcandidaten den Verfassungseid leisten müßten, um ähnlichen Demonstrationen der Republikaner zu entgehen. Bald sollte indeß die Bonapartistische Herrschaft wieder alle Schrecken der Dictatur entfesseln.

Am 14. Januar 1858, als der Kaiser mit der Kaiserin und seinem üblichen Geleite von bewaffneten Guiden zur Großen Oper fuhr, wurde zwischen der Ecke der Rue Lepelletier und dem Opernhause ein Attentat auf ihn ausgeführt. Während die Gaslichter plötzlich erloschen, platzten mit donnerndem Gekrach die auf die Straße geworfenen Granaten, zerschmetterten Pferde und Wagen und tödteten und verwundeten eine große Zahl seiner Begleiter. Der Kaiser und die Kaiserin selbst entgingen der Todesgefahr; jener wurde nur leicht durch einen Granatsplitter verletzt. Ein so gewissenloses Attentat, welches, nach dem Vorbild der Höllenmaschinen, neben dem auserlesenen Opfer eine große Zahl von Menschen tödtete, wurde gleichsam unter den Augen der zahlreich versammelten pariser Polizei und trotz der kaiserlichen Ehrenwache ausgeführt! Welch ein Abgrund that sich da zu Füßen der „Napoleonischen Idee“ auf! Nur Eine Persönlichkeit war ihr Träger. Ihr Sturz war der Sturz des ganzen weltrettenden Systems — und was konnte sie von der Wuth der entfesselten Parteien erwarten, die mit solcher Keckheit zu Werke gingen? Wol mochte der Kaiser, wie nach dem vereinzelten Pianini'schen Attentat von 1855 ausrufen: „Ich fürchte nichts von den Versuchen der Meuchelmörder. Es gibt Existenzen, welche Werkzeuge der Vorsehung sind. So-

lange ich meine Sendung nicht erfüllt habe, laufe ich keine Gefahr." Doch die Apathie des neuen Cäsars wurde durch diese Mahnung unterirdisch wühlender Gewalten allzu mächtig aufgeschüttelt, als daß das Ereigniß nicht zu einem bedeutsamen Wendepunkt der äußern und innern Entwickelung des Kaiserreichs werden mußte. In der Thronrede, mit welcher der Kaiser einige Tage darauf die Sitzung der Legislativen Versammlung eröffnete, betonte er die Grundsätze der Freiheit von 1789, welche ja an der Spitze der Verfassung des Kaiserreichs stünden. Gleichzeitig aber räumte er ein, daß die Aera der Revolutionen noch nicht geschlossen sei, daß Gefahr bestehe und das Land von feindlichen Parteien durchwühlt sei, gegen welche nur strengere Repressivgesetze helfen könnten. Er sei das Kaiserreich, doch auch sein Tod würde dasselbe nur kräftigen; denn die Entrüstung des Volkes und Heeres würde eine neue Stütze für den Thron seines Sohnes sein. Ja der Kaiser brachte selbst die letzten Wahlen in Zusammenhang mit dem Attentat. Paris erschrak noch mehr über diese Rede als über den Mordversuch; denn der Kaiser gab ja zu, daß er die Gesellschaft noch nicht „genug" gerettet habe. Seine Minister freilich sagten ihm, daß er die Freiheit „zu sehr" liebe!

Die Gewaltherrschaft entfaltete jetzt ihren ganzen Terrorismus, der an die Zeit des Jakobinischen Bergs erinnerte. Das Ausnahmegesetz ging selbst im Staatsrath nur mit einer Majorität von vier Stimmen durch, weniger, weil es strenge Strafen gegen die Verfertiger von Pulver, Höllenmaschinen, Bomben u. s. f. verhängte, als weil es gegen diejenigen, welche infolge der Ereignisse vom Juni 1848 und December 1851 verurtheilt und verbannt worden, eine rückwirkende Kraft ausübte. Diese Lex majestatis gab die Freiheit der Franzosen der Willkür eines Säbelregiments preis, wie es in den Decembertagen, aber doch wenigstens ohne den Hohn einer verfassungsmäßigen Sanction, gewüthet hatte. An Billault's Stelle, der als früherer Liberaler nicht taktfest erschien, trat Oberst Espinasse als Minister des Innern und der allgemeinen Sicherheit, der in die Verwaltung alsbald eine strenge militärische Disciplin

brachte und das „übermäßige Vertrauen, dem sich Frankreich seit sechs Jahren hingegeben“, gleich in seinem ersten Rundschreiben bitter tadelte. Es beginnt also die Zeit des Mistrauens gegen die drohende Revolution; das Gespenst der „Rothen“ taucht wieder am Horizont auf; die Uebersiedelung nach Cayenne geht mit neuem Eifer vor sich. Gleichzeitig beschloß der Kaiser zwei große Sicherheitsmaßregeln. Er theilte Frankreich in fünf große Militärcommandos und ernannte zu diesen militärischen Satrapen die Marschälle Magnan, Canrobert, Bosquet, Castellane und Baraguay d'Hilliers, welche in Paris, Nancy, Lyon, Toulouse und Tours mit der Vollmacht commandirten, bei ausbrechenden Unruhen aus eigenem Antriebe die Truppen aus den Garnisonen zu raschem und energischem Widerstand zusammenzuziehen. Ferner beschloß er die Einsetzung einer Regentschaft und gab darüber ein genau eingehendes Gesetz. Ein Geheimer Rath wurde eingesetzt, der augenblicklich „Regentschaftsrath“ wird, sobald der neue Kaiser minderjährig zur Regierung gelangt.

Doch nicht blos das despotische, auch das revolutionäre Element, welche beide in der Napoleonischen Idee in so merkwürdiger Mischung vorhanden waren, daß bald das eine, bald das andere nach oben drängte, wurde durch dieses Attentat aufgeschüttelt, und während jenes im Innern Frankreichs wüthete, explodirte dies nach außen. So sah man, nachdem kaum ein Jahr verflossen und kaum das Gras über dem unmöglich gewordenen militärischen Schreckensregiment gewachsen, die Revolutionäre Europas im Palais-Royal und selbst in den Tuilerien aus- und eingehen. Wunderbares kaleidoskopisches Spiel der Napoleonischen Idee, welche alle Begriffe und Tendenzen des Jahrhunderts in sich absorbiren will! Der Revers der Münze war die Befreiung „der Nationalitäten“ und der österreichische Krieg.

Das Attentat vom 14. Januar war aus einer Verschwörung hervorgegangen, welche auf englischem Boden angezettelt worden. An ihrer Spitze stand ein italienischer Flüchtling aus der Schule Mazzini's, Graf Orsini. Zunächst erhob sich ein Schrei des Unwillens über das englische Asylrecht: drohende

Adressen der Regimenter, redigirt im Säbel- und Bataillenstil, tönten über den Kanal hinüber. Die englische Allianz lockerte sich. Noch bedeutender aber waren die Consequenzen, die sich nach einer andern Seite aus dem misglückten Streich entwickelten. Orsini, der politische Mörder, war eine Modefigur der Salons geworden und hatte das Interesse der Frauenwelt bis in die höchsten Kreise erregt. Bei seinem Verhör hatte er erklärt, daß er von frühester Jugend an für Italiens Befreiung begeistert gewesen sei und in Napoleon lange Zeit den Mann gesehen habe, der sie ins Werk zu setzen vermöchte; doch seit er die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kaiser kein Werkzeug der Rettung für Italiens Freiheit, sondern ein Hinderniß derselben sei, habe er den Plan gefaßt, ihn aus dem Wege zu räumen. Aus seinem Gefängniß schrieb er am 11. Februar einen Brief an den Kaiser, worin es hieß, die Italiener hätten einst für seinen großen Oheim ihr Blut vergossen; er dürfe nicht dulden, daß Italien länger von Oesterreich unterdrückt würde. Diesen Brief ließ der Kaiser am 25. Februar im „Moniteur“ veröffentlichen, und das war für politische Zeichendeuter jedenfalls ein beachtenswerthes Wahrzeichen. Am 13. März wurde Orsini mit seinem Genossen Pieri hingerichtet; er ließ noch auf dem Schaffot die Freiheit Italiens leben. Zwei Tage vor seiner Hinrichtung hatte er ein zweites Schreiben an Napoleon abgefaßt: in diesem sprach er seinen Dank aus für die Veröffentlichung des ersten; er habe daraus ersehen, daß seine Gefühle im Herzen des Kaisers ein Echo gefunden, und er gehe dem Tod entgegen mit der troströichen Ueberzeugung von der italienischen Gesinnung des Kaisers. In der That war jene Mahnung von jenseit des Grabes auf keinen undankbaren Boden gefallen. Der Kaiser wurde an seine Jugendzeit, an den Carbonari-Eid in der Romagna erinnert. Konnten nicht noch mehr Genossen des Bundes an diesen Eid ihn mahnen? Gleichzeitig kam es darauf an, die neuen Einschränkungen, denen die französische „Freiheit“ unterworfen werden mußte, durch einen verhältnißmäßigen Antheil an „Ruhm“ zu vergüten und der einzigen festen Stütze der Gewaltherrschaft, dem Heer, durch einen Krieg einen neuen Nimbus zu gewähren.

Aus diesen Motiven, im Zusammenhang mit den italienischen Wirren und der alten Rivalität Frankreichs und Oesterreichs als der großen Schutzmächte des Katholicismus, welche bereits in der römischen Expedition ihren Ausdruck gefunden, ging der Italienische Krieg des Jahres 1859 hervor.

Das Königreich Sardinien war in den Krimkrieg mit hineingezogen worden und hatte sich der westmächtlichen Allianz angeschlossen, um seine isolirte Stellung in Europa aufzugeben und für seine Niederlagen auf dem Schlachtfelde eine Ehrenrettung zu versuchen. Die Schlacht an der Tschernaja mochte für die Schlacht bei Novara einigen Ersatz bieten; beim Pariser Congreß war Sardinien als kriegführende Macht neben den andern Großmächten vertreten. Was dieser Vertretung aber eine besondere Bedeutung verlieh, das war der staatsmännische Genius des sardinischen Diplomaten und Ministers, des Grafen Cavour, der mit warmer Begeisterung für Italien auch Gewandtheit und Scharfblick genug besaß, um zur rechten Zeit die entscheidenden Trümpfe auszuspielen. Schon bei dem Allianzvertrage mit den Westmächten (Januar 1855) hatte er von diesen das Zugeständniß erhalten, daß man am Ende des Kriegs die Lage Italiens in Betracht ziehen und auf friedliche Mittel denken wolle, dieselbe zu bessern. Beim Pariser Congreß richtete Graf Cavour die Aufmerksamkeit der Westmächte auf die Angelegenheiten Italiens. Graf Walewski plaidirte für die Nothwendigkeit innerer Reformen in Rom und Neapel; Lord Clarendon unterstützte mit Nachdruck den französischen Minister. Doch Graf Cavour beruhigte sich nicht bei diesen allgemeinen Erklärungen der Diplomaten; er richtete zwei Noten an dieselben; die erstere bezog sich auf die römische Frage: es wurden darin die nothwendigen Maßregeln hervorgehoben, durch welche die Verwaltung des Kirchenstaates so verbessert werden sollte, daß man die französischen Occupationstruppen zurückziehen konnte; die zweite Note aber bezog sich auf das Uebergewicht Oesterreichs in Italien, auf sein gewaltsames Reactionssystem und den dadurch genährten revolutionären Geist. Oesterreich habe im Krimkriege die größten Vortheile erhalten: freie Donauschiffahrt und

Neutralisation des Schwarzen Meeres, ohne am Kriege theilzunehmen: durch die Unterjochung Italiens würde es auch im Occident den überwiegendsten Einfluß erhalten. Sardinien sei das einzige Gegengewicht gegen diese Eroberung. Aehnlich sprach Cavour im Parlament zu Turin: er hielt den Faden fest, der vom Krimkriege zur italienischen Frage hinüberführte. Ohne Frage that das auch Napoleon; Cavour's Vorschläge waren ganz in seinem Sinne gemacht. Bei der Zusamenkunft mit dem russischen Kaiser in Stuttgart ist jedenfalls auch die italienische Frage zur Sprache gebracht worden. Napoleon war des russischen Wohlwollens sicher und erntete die Früchte seiner Mäßigung bei dem Pariser Congreß. Auch die englische Regierung gehörte zu den Schutzmächten der sardinischen, und selbst die Explosionen feindlicher Volksstimmung diesseit und jenseit des Kanals nach dem Orsini'schen Attentat konnten hierin nichts ändern. Im Badeort Plombières besuchte Graf Cavour den Kaiser im Herbst 1858 — und hier wurden ohne Zweifel die nähern Pläne für ein gemeinsames Vorgehen gegen Oesterreich verabredet. In Sardinien rüstete man aufs eifrigste; Flüchtlinge aus der Lombardei, Freiwillige aus ganz Italien strömten nach Turin; die sardinische Presse griff Oesterreich auf das rücksichtsloseste an, die französische folgte ihrem Beispiel. Am Neujahrstag 1859 gab Napoleon einen nicht miszuverstehenden Wink mit Bezug auf die Dinge, die sich für die nächste Zukunft vorbereiteten, indem er dem österreichischen Gesandten von Hübner sein Bedauern aussprach, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich nicht so seien, wie er sie zu sehen wünsche. In der That gab ihm Oesterreich einen neuen Anlaß zur Misstimmung, indem es bei einem Thronwechsel in Serbien, wo der österreichisch gesinnte Fürst Alexander Karagjorgjewitsch dem russenfreundlichen Milosch Obrenowitsch weichen mußte, ein Truppencorps an die Grenze rücken ließ und dem entsetzten Fürsten zur Verfügung stellte. Napoleon sah darin einen Bruch des Pariser Friedens und drohte mit Krieg; doch Oesterreich gab zunächst befriedigende Erklärungen. Inzwischen vermählte sich Prinz Napoleon mit Clotilde, der

Tochter des Königs von Sardinien, Victor Emanuel, und Napoleon konnte bei Eröffnung der Sitzungen des Senats und des Gesetzgebenden Körpers hervorheben, daß die Interessen Frankreichs und Sardiniens durch diese Heirath noch identischer als früher geworden seien, und daß er bei Schlichtung der Differenzen mit Oesterreich der Civilisation Geltung verschaffen werde. Und nicht blos der Civilisation, sondern auch der Berechtigung der Nationalitäten und der Revision der Verträge, wie es in der von ihm selbst inspirirten Broschüre „Napoleon III. und Italien" hieß. Damit war ein revolutionäres Princip in die europäische Politik gebracht, dessen ganze Tragweite sich erst in den nächsten Jahrzehnten enthüllen sollte. Dieses Princip machte Napoleon zunächst für die romanischen Nationen geltend, deren Schutzhoheit er zu übernehmen gedachte; doch es zündete alsbald bei dem Slawenthum, durchbrach den Pariser Frieden, zertrümmerte die Integrität der Türkei, machte aus dem vielsprachigen Oesterreich ein von nationalen Parteiungen zerrissenes Land, und wurde dann die Fahne des aufstrebenden Deutschthums, das Schleswig-Holstein annectirte wie Elsaß-Lothringen, und so gegen die Napoleonische Macht und ihre Erben selbst die von dem Kaiser geschärfte und dargereichte Waffe kehrte.

Wie Sardinien rüstete auch Oesterreich; seine Truppenmassen füllten die Lombardei; die vermittelnden Mächte wollten einen Congreß zu Stande bringen; doch Oesterreich wollte seinen Besitzstand so wenig discutirt sehen, wie Sardinien geneigt war, ihn anzuerkennen. Wie bei fast allen unvermeidlichen großen Kriegen gab die Abrüstungsfrage zuletzt den Anlaß zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Oesterreich verlangte, daß Sardinien seine Armee auf den Friedensfuß setzte; Sardinien weigerte sich. Die Großmächte wollten eine Commission zur Lösung der Entwaffnungsfrage einsetzen; dagegen protestirte wiederum Oesterreich, stellte ein Ultimatum an Sardinien (23. April), und sein Heer rückte, als seine Forderung abgelehnt wurde, über den Tessin. Das hatte Napoleon für den casus belli erklärt, und alsbald überschritten die ersten Corps seines Heeres die sardinische Grenze. Durch das aggressive Vorgehen hatte Oesterreich die Verant-

wortung für die Störung des Friedens auf sich geladen; aber dieser politischen Kühnheit entsprach die militärische Offensive nicht im entferntesten. Statt rasch einen entscheidenden Schlag noch vor Ankunft der Franzosen herbeizuführen, blieb der Oberfeldherr Graf Franz Gyulay mit seinen Truppen in der Lombardei stehen.

Jetzt erschien Napoleon selbst auf dem Kriegsschauplatze, übernahm das Obercommando über die französische und sardinische Armee und erließ am 12. Mai einen Tagesbefehl an seine Soldaten, in welchem er sie an die Thaten ihrer Väter in Italien erinnerte und ihnen ähnliche Erfolge verhieß. In der That mochte ihm selbst das Bild des jugendlichen Generals Bonaparte vorschweben, der die Truppen Frankreichs im Jahre 1796 auf demselben Kriegsschauplatze zum Siege gegen die Oesterreicher geführt hatte.

Im italienischen Feldzuge ist Napoleon III. zuerst als Oberfeldherr aufgetreten; später nur noch einmal, in der kurzen Episode des Deutsch-Französischen Kriegs, die sich auf den Höhen von Spicheren abspielte. Im Jahre 1859 hat der Kaiser auf den Schlachtfeldern Lorbern geerntet, durch die er auf eine Stellung unter den tüchtigen Heerführern Anspruch machen kann. Seine strategischen Einsichten waren seinen Generalen im Krimkriege zugute gekommen. Der Organisation des Heeres hatte er inzwischen seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt, namentlich seiner Lieblingswaffe, der Artillerie, die er mit gezogenen Geschützen ausgerüstet und sie so der feindlichen überlegen gemacht hatte; Verwaltungs- und Kundschafterwesen waren gut eingerichtet, tüchtige Generale commandirten unter ihm. Nach seiner Ankunft beim Heere ließ er sich anfangs nicht zu übereiltem Vorgehen verleiten: er concentrirte seine Truppen bei Alessandria und Casati und ließ sich darin auch nicht durch die große österreichische Recognoscirung stören, welche zum Treffen bei Montebello führte (20. Mai) und mit der Zurückweisung des von Stadion geleiteten Angriffs durch die Franzosen und Sardinier endete. Am 28. Mai setzte Napoleon seine Heeressäulen in Bewegung: auf dem kürzesten Wege über Vercelli, Novara

und die Tessinbrücke von San=Martino rückte er gegen Mailand vor. Er benutzte die Eisenbahn als Operationslinie; es war ein verwegenes Vorgehen, welches vom Standpunkt der Strategie durchaus Tadel verdiente; denn es war nur auf einen Sieg berechnet und bot für ein geschlagenes Heer die ungünstigsten Chancen; doch das Glück verließ den Kaiser nicht und blieb ihm auch auf dem Schlachtfelde von Magenta (4. Juni) treu, wo er gegen die Regeln der Taktik nicht minder gesündigt hatte als bei seinem Anmarsche gegen die Gesetze der Strategie. Er begann hier den Angriff mit seinen 8000 Gardegrenadieren auf die Oesterreicher bei Ponte=Nuovo und Ponte=Vecchio di Magenta, ehe noch das erwartete Corps von Canrobert angekommen war, während auch das Corps von Mac=Mahon nur mit seinem rechten Flügel in die Action eingreifen konnte und diesen Flügel wieder zurückschieben mußte, um nicht von Espinasse und den Piemontesen, die noch weit zurückwaren, ganz getrennt zu werden. In diesem Augenblick hätte ein energisches Vorgehen der Oesterreicher nach wohl berechnetem Plan unfehlbar die Schlacht zu ihren Gunsten entschieden; doch unter Gyulay's schläfriger Leitung fochten die Armeecorps einzeln; einige standen ganz müßig, und wenn sie in den Kampf eingriffen, war es zu spät. Gleichwol zwangen die Corps von Reischach und Schwarzenberg den Kaiser, seine letzten Reserven ins Feuer zu führen. Um 4 Uhr langte im Laufschritte die erste Brigade Canrobert's an, der sich im Geschwindmarsch eine Division Niel's anschloß, und indem nun auch Mac=Mahon sein Corps vereinigt hatte und von Norden her das Dorf Magenta erstürmte, gewannen die Franzosen die Oberhand. Das Bild dieser Schlacht ist ein durchaus eigenartiges; selten ist so planlos gekämpft worden. Die meisten französischen Corps kamen erst spät auf dem Schlachtfelde an; die österreichischen fochten, wo sie gerade standen, oder fochten überhaupt nicht, bis sie, und dann zu spät, zum Kampf herangezogen wurden. Der Oberfeldherr Gyulay hielt die Schlacht noch nicht für verloren, begann am nächsten Tage den Angriff von neuem, ja in siegreicher Weise, indem er Ponte=Vecchio wiederum an=

griff und sogar eroberte. Zwei frische Corps standen zu seiner Verfügung; da erfuhr er, daß Clam-Gallas und Liechtenstein, ohne seine Befehle abzuwarten, nach Mailand zurückmarschirt waren, und das nöthigte ihn auch zum Rückzuge.

Eine solche Verkettung unberechenbarer Zufälligkeiten, ja in der Kriegsgeschichte geradezu unerhörter Vorgänge, verschaffte Napoleon diesen ersten glänzenden Sieg, dessen Verdienst ihm noch durch Mac-Mahon bestritten wurde, welcher behauptete, auf eigenen Kopf und gegen Napoleon's ausdrückliche Ordre für die Schlacht den Ausschlag gegeben zu haben. Die Franzosen hatten etwa 70000 Mann im Gefecht, die Oesterreicher ungefähr ebenso viel; jene verloren 11500, diese 10000 Mann.

Am 8. Juni hielten Napoleon und Victor Emanuel ihren Einzug in die Hauptstadt der Lombardei. Der Kaiser rühmte in einem Tagesbefehl die Thaten seiner Truppen und spornte sie zu neuen Anstrengungen an; die Italiener aber forderte er auf, sich militärisch zu organisiren und unter Victor Emanuel's Oberbefehl sich zu einer Nation zu constituiren, wobei er auf die Uneigennützigkeit seiner Bestrebungen hinwies.

Die österreichische Armee hatte sich in das Festungsviereck zurückgezogen, das ihr eine überaus starke Stellung sicherte; doch Kaiser Franz Joseph, der an Gyulay's Stelle den Oberbefehl übernommen, glaubte durch einen entscheidenden Schlag seiner Armee das verlorene Prestige wiederzugeben und die halbverhüllten feindlichen Bestrebungen, die sich in Deutschland merkbar machten, am wirksamsten durchkreuzen zu können. So führte er sein Heer den anrückenden Franzosen entgegen. Im Süden des Gardasees, bei Solferino, kam es am 24. Juni zur entscheidenden Schlacht. Mochte während des Tages von Magenta Napoleon's militärische Begabung sich nicht über allen Zweifel hinaus bewährt haben: in der Schlacht von Solferino zeigte er fraglos seinen Feldherrnblick, indem er von Haus aus erkannte, daß die österreichische Armee ihre Flügel viel zu weit ausgedehnt hatte und daß alles darauf ankam, das Centrum derselben zu sprengen. Daraufhin gab er seine Befehle: seine ganze Hauptmacht concentrirte er zum Angriff

auf diese Position, deren Wahrzeichen der Kirchthurm von Solferino war. Mit den starken Reserven des Gardecorps stürmte zunächst das erste Corps unter Baraguay d'Hilliers auf die Terrassen und Mauern der Rebengärten von Solferino: der Angriff wurde zurückgeschlagen. Napoleon, der hier selbst befehligte, ließ neue Divisionen anstürmen, und obschon der Kirchhof und das Castell tapfer vertheidigt wurden, so mußten doch zuletzt die Oesterreicher weichen. Die benachbarten Höhen von San-Cassiano hatte Mac-Mahon erstürmt. Vergeblich gab der Kaiser Franz Joseph dem linken Flügel Befehl, die Offensive zu ergreifen und gegen Niel vorzurücken: dieser hielt tapfer Stand, wurde von Canrobert unterstützt, wies den Angriff des Grafen Wimpffen zurück und zwang so auch die Armee des linken Flügels zum Rückzug nach dem Mincio. Am tapfersten hielt sich Benedek auf dem rechten Flügel bei San-Martino gegen die Piemontesen. Ein furchtbarer Gewittersturm, der um $4\frac{1}{2}$ Uhr losbrach, machte der blutigen Schlacht ein Ende, in welcher gegen 300000 Mann gegeneinander gekämpft hatten.

Das österreichische Heer zog sich wieder in sein Festungsviereck zurück: Europa sah mit Spannung der Fortsetzung des Kampfes und neuen Waffenthaten der Franzosen entgegen. Da wurde es plötzlich durch die Kunde überrascht, daß die beiden Kaiser am 11. Juli in Villafranca zusammengetroffen seien und die Präliminarien zu einem spätern definitiven Frieden abgeschlossen hätten.

Napoleon hielt auf seiner Siegesbahn inne; eine Menge von Erwägungen bestimmte ihn dazu. Die glänzenden Erfolge, die er auf dem Schlachtfelde der Lombardei errungen, hatten ihm selbst und seinem Heere einen neuen Nimbus gegeben, der bei einem langwierigen Festungskriege leicht wieder untergehen konnte. Oesterreich war gedemüthigt wie Rußland; dieser moralische Erfolg ließ kaum noch eine Steigerung zu durch die günstigen Bedingungen, welche nach fernern Siegen erreicht werden konnten. Auf Napoleon wie auf Franz Joseph wirkten die Vorgänge in Deutschland bestimmend ein und verstärkten ihre Geneigtheit zum Frieden. Schon nach der Schlacht

von Magenta hatte Preußen sechs Armeecorps mobil gemacht und zugleich die Errichtung eines Bundes-Observationscorps am Oberrhein unter Baierns Führung beim Bunde beantragt, gleichzeitig aber die von Oesterreich verlangte Garantie für die italienischen Besitzungen und jede Unterstützung als Bundesmacht abgelehnt, ebenso den Antrag Oesterreichs, daß der Prinz-Regent von Preußen Oberbefehlshaber des ganzen deutschen Bundesheeres werden sollte. Preußen fühlte sich als Großmacht und wollte nicht in die Dienste Oesterreichs und des Bundes treten. Napoleon III. mußte aber fürchten, daß Preußen den günstigen Augenblick benutze, wo seine Heere in Italien kämpften, um über den Rhein und in das nur von zwei Armeecorps vertheidigte Frankreich einzurücken, während andererseits der Kaiser Franz Joseph fürchtete, die Hegemonie in Deutschland könne ihm während eines längern Krieges von Preußen entrissen werden. Eher war er bereit, eine italienische Provinz preiszugeben. Napoleon aber wußte, daß nach einem jetzt geschlossenen Frieden die Rivalität Oesterreichs und Preußens in Deutschland mit erneuter Heftigkeit entbrennen und so seine Westgrenze am besten sichern werde. Hierzu kam, daß sich in Italien eine Bewegung zeigte, die weit über die Ziele der Napoleonischen Politik hinausging. Der Großherzog von Toscana mußte sein Land verlassen, ebenso die Herzogin von Parma und der Herzog von Modena: was sollte aus dem Plan einer Conföderation der italienischen Fürsten unter Napoleon's Oberhoheit werden, wenn diese überall aus dem Lande fliehen und Victor Emanuel das Feld räumen mußten?

Auf die Verhandlungen von Villafranca folgte der Friede von Zürich (10. November 1859).

Nach diesem Frieden stand das Kaiserthum auf der Höhe seiner Macht; die Oberherrschaft Oesterreichs in Italien war gebrochen; die Schlachten von Magenta und Solferino hatten die Ueberlegenheit der französischen Waffen über das an Ehren und Siegen reiche Oesterreich durch die That bewiesen. Napoleon hatte die liberalen Instincte des Jahrhunderts für sich,

er war als Kämpfer für das Nationalitätsprincip aufgetreten und hatte überdies die „gloire“ der großen Nation vermehrt.

Doch von jetzt ab war sein Stern im Sinken. Wenn es seine Absicht war, das französische Uebergewicht an der Stelle des österreichischen in Italien zur Geltung zu bringen, so scheiterte diese Absicht an der Energie der italienischen Einheitsbewegung.

Schon mit dem Züricher Frieden selbst begann der Umschlag in der Machtstellung des Kaiserreichs. Napoleon hatte sein stolzes Programm: „Frei bis zur Adria“, nicht verwirklichen können; noch weniger gelang es ihm, die im Frieden von Zürich festgesetzten Bedingungen durchzuführen. Der Kaiser stellte sich auf die Seite der gemäßigten Mittelpartei Italiens, welche in Gioberti ihren Propheten verehrte und mit diesem Philosophen die Wiedergeburt Italiens durch einen unter der Oberhoheit des Papstes stehenden Fürstenbund anstrebte. Eine solche Conföderation, noch dazu unter dem Ehrenvorsitz des Papstes, also mit friedlich-patriarchalischer Färbung, konnte aus Italien keinen starken Staat schaffen, der gelegentlich einen eigenen Willen dem Willen Frankreichs entgegengestellt hätte. Französischem Einfluß wären die Thüren geöffnet geblieben, und indem, nach den Friedensbestimmungen, auch Oesterreich mit Venetien in den Bund eintreten sollte, war dafür gesorgt, daß es an innern Zerwürfnissen und bleibender Schwächung nicht fehle. Von französischem Standpunkte aus war durch dies Project der Machtfrage vollständig Rechnung getragen, und Thiers, dessen Politik stets nach der Schablone Richelieu's und des ersten Kaiserthums zugeschnitten war, konnte in der Legislative mit gutem Gewissen dem Züricher Frieden seine Zustimmung geben.

Neben den französischen Interessen wurden aber auch die Interessen der kaiserlichen Dynastie durch die Bedingungen dieses Friedens vollständig gewahrt. Die politische Machtstellung, die dem Papstthum eingeräumt wurde, konnte nicht verfehlen, dem Kaiserthum von neuem die Sympathien des ganzen Klerus in Frankreich zuzuwenden. Indem die frühern Throne Italiens

bestehen blieben und man gleichzeitig die Insurrection gegen dieselben gewähren ließ, war ein Wechsel der Herrschaft in einzelnen Staaten leicht möglich und damit auch eine Napoleonische Secundogenitur in Italien. So rechnete Napoleon darauf, daß seinem Vetter, dem Rothen Prinzen, der Thron von Toscana, gegen den sich das Volk erhoben hatte, zufallen dürfte.

Je glänzender indeß für das Kaiserthum die Festsetzungen des Züricher Friedens waren, desto verhängnißvoller für den Nimbus Napoleon's mußte es sein, daß er diese Bestimmungen nicht durchzusetzen vermochte. Die Ereignisse gingen nicht den vorgezeichneten Gang; die italienische Freiheitsbewegung des Jahres 1860, die sich an die Namen Cavour und Garibaldi knüpft, war mächtiger als die machiavellistische Politik an der Seine.

Die Fürsten von Toscana, Modena und Parma waren vor der Revolution geflohen; die Romagna hatte sich vom Kirchenstaate losgesagt; am 1. Januar 1860 constituirten sich die Romagna, Parma und Modena als „Emilia" unter dem Dictator Farini und mit militärischem Anschluß an Sardinien. Jetzt war es Napoleon's Plan, durch einen europäischen Congreß, bei dem ihm der Vorsitz gewiß war, die Angelegenheiten Italiens zu ordnen und den Abmachungen des Züricher Friedens dadurch eine Sanction zu geben. Die Bedingung des Congresses war, daß der Papst auf die Romagna verzichte. In einer vom Kaiser inspirirten Broschüre Laguéronnières: „Le pape et le congrès", wurde dem Statthalter Christi, der sich auf einmal um die Rolle eines politischen Oberherrn vollständig gebracht sah, der Rath ertheilt, seine an und für sich unantastbare Souveränetät auf ein möglichst kleines Gebiet zu beschränken. Der Papst erklärte indeß, er könne nicht abtreten, was nicht sein Eigenthum sei; Oesterreich schloß sich dem Protest der Curie an; der Congreß mußte auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Jetzt warteten die Bevölkerungen Italiens nicht länger damit, ihr Selbstbestimmungsrecht zur Geltung zu bringen; die Annexion von Toscana, Parma, Modena und der Romagna an Piemont wurde durch Volksabstimmungen im Anfang März 1860 vollzogen.

Leer indeß durfte Frankreich bei so großen Wandlungen nicht ausgehen. Stand die Rolle des Protectors auf dem Spiel, so galt es wenigstens einen sichern Gewinn. Zwar hatte der Kaiser, als er nach dem Siege von Magenta in Mailand einzog, in einer Proclamation an die Italiener erklärt, daß er „keine selbstsüchtigen Absichten" verfolge; gleichwol war schon damals der Preis für die Hülfe gegen Oesterreich zwischen dem Kaiser und dem König von Sardinien verabredet worden. Cavour entschloß sich, diesen Preis zu zahlen; Senat und Deputirtenkammer in Turin ertheilten ihm ihre Zustimmung; durch den Tractat vom 24. März 1860 wurden Savoyen und Nizza förmlich an Frankreich abgetreten. Eine Abstimmungskomödie, inscenirt mit Hülfe durchmarschirender Regimenter, sollte den Vorwurf der Cabinetspolitik und des diplomatischen Völkertausches entkräften, das Princip der Volkssouveränetät und den Rechtstitel wahren, welchen das Cäsarenthum im eigenen Lande besaß. Frankreich selbst jubelte, wie immer, dem Mehrer des Reiches zu; doch Europa begann mistrauisch zu werden gegen eine Annexions- und Eroberungspolitik, welche die Ueberlieferungen des ersten Kaiserreichs erneuern zu wollen schien; in Italien selbst wandte sich die Mehrheit des Volks von dem eigennützigen Protector ab, und der fanatische Haß der Republikaner gegen den Mann des 2. December verbreitete sich in immer weitern Kreisen. Nicht blos die Wiege des Königthums, sondern auch die Wiege des Helden, welcher vorzugsweise ein Königreich Italien mit dem Schwert erkämpfte, war an Frankreich verkauft worden.

Siegreich zog Garibaldi inzwischen mit seinen Freischaren nach der Eroberung Siciliens in Neapel ein; die Truppen des Königs schlugen die Päpstlichen aus Umbrien und den Marken heraus. Die Zustimmung Napoleon's zu diesen neuen Kriegsfahrten erhielt der im Spiel mit politischen Zwickmühlen nicht minder gewandte Cavour, welcher die Expedition Garibaldi's insgeheim unterstützt hatte, durch den Hinweis auf die Gefahren, welche eine republikanische Strömung in Italien mit sich bringen würde. Deshalb müsse sich Victor Emanuel an die Spitze der

Bewegung stellen, um das monarchische Princip zu retten. Napoleon soll seine Zustimmung mit den Worten gegeben haben: „Handelt, aber handelt schnell!“ Was die Schnelligkeit betrifft, ließ der Gang der Ereignisse nichts zu wünschen übrig. Die Eroberung von Capua, der gemeinsame Einzug Garibaldi's und des Königs Victor Emanuel in Neapel, die Volksabstimmung am 6. October, die fast einstimmig zu Gunsten einer Annexion an Sardinien lautete, die Eroberung von Ancona, die Gefangennahme von Lamoricière, die Abstimmung in Umbrien und den Marken am 4. und 5. November zu Gunsten des Anschlusses an den neuen Staat: das waren die entscheidenden Ereignisse, welche zu dem neuen Königreich Italien den Grund legten und welche bei Napoleon nur ohnmächtige Misstimmung erregten, da er weder seinen Ruhm als Befreier Italiens gefährden, noch Thatsachen billigen konnte, die seine Entwürfe durchweg verleugneten.

Diese Misstimmung und zugleich die innere Unklarheit des Kaisers zeigte sich in der Absendung einer französischen Flotte, welche sich während der Belagerung Gaetas vor diese Festung legte, angeblich um die Person des Königs Franz II. zu schützen, während sie in Wahrheit die sardinische Flotte an dem Bombardement der Festung verhinderte und die Proviantzufuhr in dieselbe deckte. Die Kläglichkeit dieser halben Maßregel trat um so unzweideutiger zu Tage, als die Flotte im Januar 1861 wieder absegelte und die Festung ihrem Schicksal überließ. Am 13. Februar capitulirte Franz II.; am 14. März genehmigte das Parlament das Decret, durch welches sich Victor Emanuel den Titel eines Königs von Italien beilegte; erst am 15. Juni erfolgte die mismuthige Anerkennung des Königreichs von seiten Napoleon's, eine Anerkennung, welche die Billigung der vorhergehenden Ereignisse ausdrücklich ausschloß und betonte, daß der Kaiser seine Truppen so lange in Rom lassen werde, bis Italien volle Garantien für die Schonung der von Frankreich dort beschützten Interessen gegeben habe. So mußte Napoleon grollend, ohne innere Freude, die Entwickelung eines Dramas mit ansehen, dessen glänzende kriegerische Ouverture mit so vielem

Jubel begrüßt worden war. Noch immer hatte er durch die Besetzung Roms festen Fuß in Italien; noch immer hielt er sich hier eine Zwickmühle offen, wie seine Politik sie liebte. Rom wurde von jetzt ab der Mittelpunkt der politischen Conflicte Italiens. Schon im Mai hatte das italienische Parlament erklärt, daß es Rom als die Hauptstadt Italiens anerkenne; auch Cavour stimmte bei, nur mit der Einschränkung, das Ziel allein im Einverständniß mit Frankreich erreichen zu wollen. Doch die Clausel, unter welcher Napoleon das Königreich Italien anerkannte, rückte dasselbe wieder in weite Ferne; gleichwol blieb es der Traum der Jugend, die Losung aller nationalen Parteien, um so mehr, als die Versagung dieses Ziels ein schwerwiegender Beweis von der Abhängigkeit von dem französischen Imperator war, in welcher sich das junge Königreich befand.

Wir wollen hier vorgreifend die weitere Entwickelung der italienischen Angelegenheiten betrachten. Napoleon, welchem von dem französischen Klerus die Zustimmung zur Zerstückelung des Kirchenstaates und die Laguéronnière'sche Broschüre nicht verziehen wurde, suchte den Papst zu Reformen in der Verwaltung zu bestimmen, fand aber bei dem Stellvertreter Christi kein Gehör, so oft auch seine Gesandten die frommen Wünsche des Kaisers wiederholen mochten. Ein starres „non possumus“ war und blieb die Antwort. Der populärste Mann Italiens glaubte indeß, der Abhängigkeit seines Vaterlandes von Frankreich ein Ziel setzen, die ungeduldigen Wünsche der italienischen Jugend erfüllen zu müssen. Garibaldi rüstete im Juli 1862 in Sicilien zu einem neuen Freischarenzuge, dessen ausgesprochener Zweck die Eroberung Roms als der künftigen Hauptstadt Italiens war; er predigte den heiligen Kreuzzug in einer Proclamation, die er vom Festlande aus erließ, nachdem er dort am 24. August nicht weit von Reggio gelandet war. König Victor Emanuel und sein napoleonisch gesinnter Minister Rattazzi waren nicht gesonnen, diesem improvisirten Kriege freien Lauf zu lassen, auf die Gefahr hin, sich in bedenkliche Verwickelungen mit Frankreich zu stürzen. Die königlichen Truppen

griffen bei Aspromonte Garibaldi's Freischaren an und nahmen den am Fuß schwer verwundeten Führer gefangen. Eine entschiedene Verleugnung der Tendenzen Garibaldi's, ein strenges gesetzliches Einschreiten gegen ihn und die Seinigen würde indeß die Volksthümlichkeit des jungen Königthums gefährdet haben. Die politischen Verbrecher wurden daher schon im October 1862 vollständig amnestirt; Durando aber, der Minister des Aeußern, erklärte in einem Rundschreiben: „Das Gesetz hat gesiegt; allein das Losungswort der Freischärler war diesmal der Ausdruck eines Bedürfnisses, welches sich dringlicher als je erweist. Die ganze Nation verlangt nach ihrer Hauptstadt." In Paris verstimmte diese Erklärung um so mehr, als dort an Stelle des liberalen Thouvenel, der von keinen klerikalen Neigungen angekränkelt war, Drouyn de l'Huys, ein Parteigänger der bigoten Kaiserin, das Portefeuille des Aeußern übernommen hatte. Dieser begann in seinem Circularschreiben von den höchsten Interessen der Religion zu declamiren und dem Ministerium Durando wegen seines Programms die bittersten Vorwürfe zu machen. Gleichwol versäumte die italienische Regierung, bei aller Willfährigkeit gegen die Wünsche Napoleon's, die sich auch in der Zustimmung zu dem 1863 vorgeschlagenen Congreß zeigte, keine sich darbietende Gelegenheit, Rom und Venetien als die zu erreichenden Ziele ihrer Politik hinzustellen, als Nothwendigkeit für das junge Königreich, welche die Zukunft gewähren müsse. Napoleon kam im Jahre 1863 durch die Septemberconvention diesen Wünschen entgegen; der Deutsch-Dänische Krieg, welcher als selbstständiges Unternehmen gegen die Wünsche des Kaisers geführt wurde, wies diesen darauf hin, sich seinen alten Bundesgenossen zu sichern. In der am 15. September 1864 unterzeichneten Convention zwischen Frankreich und Italien wurde bestimmt, daß Italien sich verpflichte, das gegenwärtige Gebiet des Papstes nicht anzugreifen, daß Frankreich allmählich, nach Maßgabe der Reorganisation der päpstlichen Armee, Rom räumen werde und daß Italien einen Theil der Schuld der frühern Kirchenstaaten übernehme. In einem angehängten Protokoll wurde festgesetzt, daß Italien binnen

sechs Monaten nach dem Abschluß der Convention seine Hauptstadt verlegen solle. Diese Bedingung wurde bald erfüllt; Hof und Parlament siedelten von Turin nach Florenz über und rückten so der ewigen Roma näher. Gleichwol lag eine schwere Demüthigung in solcher Bedingung, welche ein fremder Selbstherrscher nur einem königlichen Vasallen vorschreiben durfte. Ein Aufstand in Turin bewies, wie tief das italienische Volk diese Erniedrigung empfand. Die Räumung Roms von den französischen Truppen war ein weniger ins Gewicht fallender Umstand, da dieselben von Civita-Vecchia aus immer noch den frühern Einfluß auf die Geschicke des Kirchenstaates ausübten. Das Vasallenthum Italiens wurde gebrochen durch den Deutschen Krieg von 1866. Napoleon hatte die Allianz Preußens und Italiens nicht zu hindern vermocht. Die Glanzrolle des wichtigen Schiedsrichterthums, die ihm durch die Abtretung Venetiens an Frankreich von seiten der österreichischen Regierung nach den entscheidenden preußischen Siegen in Böhmen zufiel, vermochte, so sehr sie auch Paris mit Jubel füllte und als ein großes Freudenfest des second empire gefeiert wurde, weder ihn selbst noch andere darüber zu täuschen, daß die Emancipation Italiens von der französischen Vormundschaft durch diesen Krieg und seine Folgen eine mehr und mehr sich vollendende Thatsache war. Die Abtretung Venetiens erwies sich als eine diplomatische Scheinkomödie, welche von dem Uebergabecommissarius, General Leboeuf, auch ohne allen Glanz in Scene gesetzt wurde. Derselbe übergab am 18. October 1866 die von den Oesterreichern geräumte Stadt Venedig sowie Venetien selbst im „Namen des Kaisers Napoleon" einer Commission des Gemeinderaths. In dem Frieden zwischen Oesterreich und Italien wurde der Cession Venetiens nur mit wenigen Worten gedacht; von einer Retrocession war nicht die Rede; die Volksabstimmung in Venetien gab überdies der italienischen Regierung einen nach dem Napoleonischen Staatsrecht vollkommen gültigen Rechtstitel.

Der Besitz Venetiens mußte die Hoffnungen auf den Besitz Roms in Italien von neuem lebhaft anregen. Hatte doch König

Victor Emanuel einer Deputation Venedigs, die ihm das Resultat der Volksabstimmung mittheilte, geantwortet: „Italien ist geschaffen, aber noch nicht vollendet." Wieder griff Garibaldi, im October 1867 von dem Genfer Friedenscongreß zurückkehrend, zu den Waffen, um Rom zu erobern. Die italienische Regierung erklärte, die Intervention Italiens sei der beste Schutz des Papstes. Da glaubte Napoleon einschreiten zu müssen und gab am 25. September den Befehl zur Abfahrt einer Expeditionsflotte, die unter dem General de Failly stand. Die Franzosen rückten an demselben Tage in Rom ein, an welchem die italienischen Truppen die römische Grenze überschritten. Garibaldi wurde im Treffen bei Mentana (3. November 1867) von den Päpstlichen und Franzosen geschlagen, mit Hülfe der französischen „Chassepots", die sich hier das erste mal bewährten. Die Gallier auf dem Capitol drohten sich von neuem in Permanenz zu erklären. Da zerbrach das Jahr 1870 die französische Herrschaft in Italien zugleich mit dem Sturze Napoleon's; abermals war es den preußischen Waffen vorbehalten, den Italienern, wie einst Venetien, so jetzt auch Rom zu erobern.

Die Politik Napoleon's war vor allem charakteristisch für ein System, das an großen Perspectiven ebenso reich ist wie an kleinen diplomatischen Mitteln. Italien ist das Schmerzenskind dieser Politik, welche bei seinem größten Politiker Machiavelli in die Schule ging. Die Abstammung der Familie, die Traditionen des ersten Kaiserthums mit den italienischen Filialkönigthümern und der Zwangsherrschaft über das Papstthum, die Erinnerungen an die revolutionären Jugendabenteuer in Rom und der Romagna, welche durch die Bomben Orsini's und andere Mahnungen italienischer Verschwörer, wie die Attentatsversuche von Tebaldi, Bartolini und Guilli (1857) und Greco (1864) stets wach gehalten wurden: alle diese persönlichen Einflüsse zusammen mochten die hervorragende Rolle rechtfertigen, die Italien in der Politik des Kaisers spielte. Hierzu kamen aber die größern geschichtlichen Perspectiven. Italien war das Stammland der Romanen, Rom das große Vorbild von Paris. Die Aufgabe, Vorkämpfer des Romanenthums zu sein, war indeß

von Italien auf Frankreich übergegangen. Diese Aufgabe gehörte zu den Dogmen in dem feststehenden Glaubensbekenntniß des Kaisers. Außerdem war Rom die Hauptstadt der katholischen Welt, Frankreich aber das Hauptland des Katholicismus. Der weltliche Schutz des Papstthums, der so lange in einer für beide Theile verhängnißvollen Weise von den deutschen Kaisern ausgeübt war, mußte jetzt dem romanischen Kaiser zufallen, das letzte Ueberbleibsel der germanischen Oberhoheit, der Einfluß Oesterreichs in Italien gebrochen werden. Gleichzeitig sicherte solche Schutzherrschaft dem „Parvenu", der keinen neuen Rechtstitel für seine Macht verschmähen durfte, die Sympathien des Klerus und damit diejenigen des von ihm abhängigen Volkes.

Aus solchen Factoren ergab sich als Product eine nach festen Zielen strebende, aber in der Ausführung aus wechselnden Rücksichten hin- und herschwankende Politik, welche, an die Traditionen der Anjou und Valois anknüpfend, Italien zu einem Vorland für das neue romanische Hauptland Frankreich zu machen suchte. Der Schutz des Papstes war zugleich ein auf denselben ausgeübter Druck weltlicher Herrschaft und Pius IX. in Rom unter dem Schutz französischer Bajonnete wenig freier als Pius VII. in Grenoble, Savona und Fontainebleau. Das Nationalitätsprincip, der Widerspruch gegen die Fremdherrschaft, wurde in einem siegreichen Kriege aufrecht gehalten; doch die Einheit Italiens widerwillig zugestanden. Bald wurde der Papst durch Italien, bald Italien durch den Papst in Schach gehalten. Der Papst war eine Nothwendigkeit für Napoleon; denn seine Politik brauchte widerstrebende Interessen. Eine glatt aufgehende Rechnung paßte nie für ihr Conto. Deshalb wird kaum die Cabinetspolitik der alten Zeit eine solche Fülle von kleinen Ränken, Inconsequenzen, Schlauheiten und Halbheiten, scheinbaren Verleugnungen der Principien, diplomatischen Arabesken und abschweifenden Linien darbieten, wie Napoleon's Politik in Italien, welche darzustellen für einen Ranke der Zukunft wegen der zahllosen ineinander verschlungenen und zu entwirrenden Fäden eine willkommene Aufgabe sein muß. Die

erste That der auswärtigen Politik des Prinz-Präsidenten war die Expedition Oudinot's nach Rom, die erste Frucht der preußischen Siege von 1870 die Befreiung Roms von den Franzosen. Das Reich des neuen Cäsaropapismus ging zu Ende.

Das andere romanische Hauptland Europas, Spanien, spielte unter der verdummenden Regierung der Königin Isabella und der Nonne Patrocinio keine Rolle, welche Frankreichs Oberhoheit gefährden konnte. Der Hof von Madrid stand mehr oder weniger unter den Einflüssen der Tuilerien und hatte dafür nur die Genugthuung, daß der spanische Sinn der Kaiserin als ein Geist finsterer Reaction auch wieder in Paris einen unheimlichen Einfluß übte.

Das Kaiserthum als Weltkaiserthum liebte stets den weiten Weltblick, die Bethätigung der Staatsmacht in fernen Zonen. Dieser Ruhm war in der Regel nicht schwer zu erkaufen, aber um so blendender für ein phantasiereiches Volk. Napoleon I. kämpfte in Aegypten und Syrien — die Mamluken waren eine willkommene Staffage seines Ruhms, die Pyramiden ein nicht minder willkommenes Versatzstück für die Decorationen der Weltmacht; die Truppen Napoleon's III. kämpften in China, Japan, Amerika und Syrien — welche Fülle glänzender Kriegsthaten in dem fernen Asien! Wie berauschend für das Nationalbewußtsein! Syrien, ein Land, dem es nicht an Napoleonischen Erinnerungen fehlt, mußte für den Kaiser, der sich gern im Kreise solcher Traditionen bewegte, etwas Verlockendes haben, als ihm die Gelegenheit geboten wurde, mit französischen Truppen dort einzurücken. Die Ermordung der Christen in Damascus im Juni und Juli 1860 machte das Einschreiten der Großmächte nöthig; sie unterzeichneten mit der Türkei am 5. September eine Convention, der zufolge eine französische Brigade von 7000 Mann eingeschifft wurde und am 16. August in Beirut landete. Frankreich hätte gern dort festen Fuß gefaßt, wie in Rom, um die orientalische Frage wie die italienische in der Nähe beherrschen zu können. Doch die Eifersucht der Großmächte, namentlich Englands,

duldete dies nicht, und im Juni 1861 mußten die Franzosen Syrien wieder verlassen, nachdem sie durch Besetzung dieses Landes einen neuen Beweis ihrer „civilisatorischen Mission" gegeben hatten.

Die grausame Ermordung eines französischen Missionars im Juni 1856 hatte Frankreich bestimmt, die Beschwerden Englands gegen chinesische Uebergriffe und Vertragsbrüche zu den seinigen zu machen. Eine allerdings geringe Truppenmacht schloß sich den Engländern an. Gleichwol eroberten sie vereint Kanton am 29. December 1857 und dictirten am 27. Juni 1858, nach der Erstürmung des Fort Ta-kun an der Pei-ho-Mündung, einen Frieden, in welchem England 8 Mill., Frankreich 4 Mill. Kriegsgelder verlangte, außerdem die Errichtung des neuen Freihafens Tien-tsin und freie Uebung und Verbreitung des Christenthums. Obschon der Kaiser von China am 4. Juli 1858 diesen Friedensvertrag ratificirte, so war die Bestätigung doch nicht ernst gemeint; sie wurde nicht in der Staatszeitung bekannt gemacht; zahlreiche Treulosigkeiten der Chinesen nöthigten zu einem neuen gewaffneten Einschreiten. Frankreich schickte 1860 unter General Montauban 9000 Mann und 39 Schiffe unter Viceadmiral Charner. Der Erstürmung des Fort von Ta-kun und der Pei-ho-Forts folgte der Entscheidungskampf von Tschen-kia-wan und die Besitznahme des Sommerschlosses, der „Perle des Reichs", dessen Plünderung einen unauslöschlichen Makel auf den Ruhm der französischen Truppen und ihres Führers, des Generals Montauban, warf. Der Friedensvertrag vom 25. October 1860 gab den Franzosen volle Genugthuung. Die frühern Verträge von Tien-tsin wurden bestätigt; den Franzosen 16 Mill. Thaler Kriegskosten gezahlt und 600000 Thaler für die Hinterlassenen der ermordeten Gefangenen.

Aehnlich wie in China wahrte Napoleon III. auch in Japan im Bunde mit England, Rußland und Nordamerika die Aufrechthaltung der Verträge und die Großmachtstellung Frankreichs. Baron Gros hatte am 9. October 1859 den Vertrag mit Japan für Frankreich abgeschlossen. Die Verletzung desselben durch die Japanesen führte 1863 und 1864 zu mehrern Expeditionen, an denen sich die französische Flotte siegreich betheiligte.

Bei weitem wichtiger war der Krieg Frankreichs gegen Cochinchina, durch welchen die Franzosen sich in Hinterasien zu einer bedeutenden Colonialmacht emporschwangen. Der Kaiser Tu-duc hatte den spanischen Bischof Diaz 1857 hinrichten lassen. Zur Sühne dieses Frevels wurde eine spanisch-französische Allianz geschlossen. Die Flotte der Verbündeten unter dem Oberbefehl Rignult's de Geaouilly erschien vor Turan 1858 und erstürmte die Stadt. Da die schwierige Eroberung der anamitischen Hauptstadt Hué nicht den gleichen Gewinn versprach, so wandten sich die Franzosen nach dem Süden des Reichs und eroberten dort im Winter 1861 die wichtige Handelsstadt Saigon, welche nicht nur das kanalreiche Delta, sondern das ganze Stromgebiet des mächtigen Mekhong beherrscht. Durch Eroberung der benachbarten Provinzen gründete sich Frankreich hier einen aufblühenden Handels- und Colonialstaat. Auch das ehrwürdige alte Kambodscha, so reich an altindischen Culturdenkmälern und den Trümmern früherer Riesenstädte, wurde der siamesischen Oberhoheit durch diplomatische Künste entzogen und zu einem französischen Vasallenthum herabgedrückt. König Norodom erhielt im Mai 1868 seine Krone aus der Hand französischer Offiziere und huldigte dem Kaiser Napoleon, indem er dreimal diese Krone abnahm, wie der anwesende Generalstabsoffizier Dumoulin seinen Hut.

Gegenüber diesem glänzenden Erfolg in Asien mußte der Miserfolg in Amerika um so empfindlicher sein, je größere Dimensionen die mexicanische Expedition angenommen hatte und je mehr sie mit den tiefern Planen des Kaisers, mit der Begründung einer romanischen Weltmacht, im Zusammenhang stand. Die Veranlassungen dieser Expedition waren äußerlicher, zum Theil frivoler Art. Der Zusammenhang des Börsenschwindels mit den großen Tendenzen des second empire ist eine der merkwürdigsten Thatsachen der Zeitgeschichte. Der General Miramon, längere Zeit Gegenpräsident in Mexico, hatte sich von Jecker, einem in Frankreich naturalisirten Schweizer, die Summe von 7,452140 Francs vorstrecken lassen, davon 3,094640 Francs baares Geld, die größere Hälfte in Werth-

papieren von zweifelhafter Geltung. Dafür belastete Miramon die Staatskasse der Republik Mexico mit Schuldbriefen im Betrag von 15 Mill. Pesos (75 Mill. Francs). Der damalige französische Gesandte in Mexico kaufte diese Schuldbriefe von Jecker, um sie wiederum an andere Geschäfts- und Börsenmänner zu verkaufen. Der Matador des Staatsstreichs, Graf Morny, war zuletzt fast alleiniger Besitzer derselben; doch auch auf den Kaiser fiel der Verdacht, bei diesem Geldgeschäft mitbetheiligt zu sein. Der Präsident von Mexico, Benito Juarez, von indianischer Herkunft, ein unerschütterlicher Republikaner und später Maximilian's hartnäckigster Gegner, erklärte sich zwar bereit, die wirkliche Schuld des Generals Miramon auszuzahlen, aber nicht den Schwindelbetrag der 75 Millionen. Doch die vornehmen Besitzer der „Bons" verlangten volle Befriedigung. Die Expedition nach Mexico war also im Grunde eine Art von Wechselexecution. Die Gläubiger erhielten ihr Geld und machten ein glänzendes Geschäft, während die Napoleonische Politik dabei das erste glänzende Fiasco machte.

Die Republik Mexico hatte indeß durch ein Ausnahmegesetz vom 17. Juli 1861 alle vertragsmäßigen Zahlungen an Ausländer suspendirt. Um die Rechte ihrer Unterthanen zu schützen, vereinigten sich Frankreich, England und Spanien zu einer Expedition, welche die Küsten Mexicos besetzen und die Republik zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zwingen sollte. Ein spanisches Geschwader eroberte Veracruz am 8. December 1861; die im Januar 1862 nachfolgenden französischen und englischen Truppen wurden durch das Gelbe Fieber decimirt. Spanien und England waren alsbald bereit, auf Unterhandlungen mit dem mexicanischen Präsidenten Juarez einzugehen. Die Convention von Soledad am 19. Februar stellte eine Friedensconferenz zu Orizaba in Aussicht.

Bald indeß zeigte es sich, daß die Interessen der Verbündeten nicht über einen bestimmten Punkt hinaus zusammengingen und daß Frankreich weitreichende Pläne verfolgte. Der verbannte mexicanische General Almonte begleitete die französische Expedition, der Präsident von Mexico, Juarez, verlangte die

Auslieferung desselben, welche die Franzosen verweigerten, während sich die Engländer und Spanier mit dieser Forderung einverstanden erklärten. Inzwischen waren im März 1862 französische Verstärkungen angelangt, die keinen Zweifel darüber ließen, daß Frankreich in Mexico als tonangebende Vormacht operiren wolle. Es kam zum Bruch zwischen den Alliirten; Spanien und England zogen ihre Truppen zurück; die Franzosen aber marschirten gegen die Hauptstadt Mexico vor.

Die Politik des zweiten Kaiserreichs hatte ihre Maske gelüftet. Nachdem 1861 der nordamerikanische Bürgerkrieg ausgebrochen war, schien nicht nur die Thatkraft der Union, welche die Monroe-Doctrin mit Energie aufrecht hielt, gelähmt; es war auch die Möglichkeit gegeben, daß die Südstaaten mit ihrer vorzugsweise romanischen Bevölkerung sich von der Union losrissen und ein selbständiges Reich, vielleicht mit monarchischer Spitze, begründeten. Der Zeitpunkt schien günstig, in dem zerklüfteten romanischen Amerika festen Fuß zu fassen und die Obmacht Frankreichs, seine Führerschaft dort zur Geltung zu bringen, wo die spanischen Eroberer ihre Machtstellung verloren hatten. Als eine der Inconsequenzen, welche niemals in den kaiserlichen Entwürfen fehlen, vermuthlich um den Schein einer pedantisch-doctrinären Politik zu vermeiden, mußte es angesehen werden, daß Napoleon zum Werkzeug einer Politik, die im Interesse der lateinischen Rasse unternommen war, einen deutschen Prinzen auserkoren hatte. Der begabte und ehrgeizige Erzherzog Maximilian wurde aus seiner Einsamkeit in Miramar aufgescheucht, um die gefährliche Kaiserrolle in Mexico zu übernehmen.

Die Dinge in Mexico nahmen indeß einen langsamen Verlauf, wie überhaupt die mexicanische Expedition von Haus aus die lebhafteste Opposition in der Legislative und bei einem Theil der Presse fand. General Lorencez stieß bei dem Vormarsch auf einen so energischen Widerstand bei der Festung Puebla, daß er nach zweimaligem vergeblichen Sturm auf dieselbe im Mai 1862 sich zurückziehen mußte. Die militärische Ehre Frankreichs schien gekränkt; auch die Feinde des Unternehmens

konnten, dieser Thatsache gegenüber, nur eine Verstärkung der französischen Truppenmacht für die unerlaßliche Wiederherstellung derselben wünschen. General Forey ging, nach Bewilligung der nöthigen Gelder, mit einem Heere von 27000 Mann Infanterie und 5000 Pferden nach Mexico ab, landete im October 1862 bei Veracruz, konnte aber bis zum Februar 1863 den Vormarsch nach der Hauptstadt nicht antreten, weil es ihm bis dahin an der nöthigen Ausrüstung fehlte. Wiederum war Puebla ein schwer zu überwindendes Hinderniß; erst nach zweimonatlicher Belagerung ergab sich die Stadt am 18. Mai 1863. Forey rückte am 10. Juni in die Hauptstadt Mexico ein. Eine durch die Thätigkeit des Generals Almonte zusammenberufene Notabelnversammlung beschloß am 10. Juli 1863 mit 230 Stimmen, dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich die Kaiserkrone anzutragen oder, wenn dieser ablehnen sollte, einem andern katholischen Fürsten, welchen Napoleon dazu bestimmen würde. Die Oberhoheit des pariser „Kaisermachers“ war in solcher Weise ausdrücklich anerkannt. Maximilian indeß, durch seine Gemahlin Charlotte, eine belgische Prinzessin, angefeuert, deren Ehrgeiz noch den seinigen übertraf, war weit davon entfernt abzulehnen; er schloß nach Annahme der Krone einen Vertrag mit dem Kaiser Napoleon ab, in welchem er Frankreich eine Kriegsentschädigung von 271 Mill. Francs zusicherte, während ihm dagegen die Fortdauer der französischen Besatzung garantirt wurde. Am 22. Juli zog das Kaiserpaar in die Haluptstadt ein. Damit begann der erste Act eines Trauerspiels, das unter den Mauern von Queretaro blutig enden sollte.

Noch war indeß der größere Theil des Landes in den Händen der Republikaner, und die dreijährige Regierung des Kaisers war nichts als ein mit wechselndem Glück geführter Bürgerkrieg; die Civilisation, Emancipation, Unabhängigkeit und die andern Stichwörter der kaiserlichen Reden hatten nur bei einem kleinen Theil der Bevölkerung Erfolg. Die Republikaner, bis auf die äußerste Nordgrenze Mexicos gegen Ende des Jahres 1865 zurückgedrängt, waren weit davon entfernt, den Kampf aufzugeben. Maximilian erließ indeß manche treffliche Verord-

nung, welcher es nur nachher an der entsprechenden Ausführung fehlte. Durch die französischen Truppen und Hülfsgelder blieb er indeß ganz von seinem Schutzherrn abhängig; die französischen Generale, namentlich der hochfahrende Bazaine, der an Forey's Stelle getreten war, ließen den Kaiser jeden Augenblick empfinden, daß er nur ein Schattenkaiser, nur ein vorgeschobener Posten der Napoleonischen Civilisation sei. In der That war zwischen Maximilian von Mexico und Norodom von Kambodscha in dieser Hinsicht kein allzu großer Unterschied. Armee und Verwaltung waren französisch, viele Aemter von Wichtigkeit mit Franzosen besetzt; ja in dem Staatsrath Langlais erhielt Mexico im August 1865 einen französischen Finanzminister, wie überhaupt das Kapital Frankreichs bei der Begründung des neuen Staats wesentlich mithalf.

Im Norden zogen sich indeß die Wolken zusammen, welche dem schwankenden Schiff des Kaiserreichs den Untergang drohten. Die prophetische Ader Napoleon's III. hatte sich nicht bewährt: die Südstaaten der Union waren nach einjährigem Kampfe überwunden worden; im April 1865 hatten nach der Eroberung von Richmond ihre Heere unter Lee und Johnson die Waffen gestreckt; das germanische Element des Nordens trug über den romanischen Süden den Sieg davon. Niemals hatte die Union den Kaiser Maximilian anerkannt; sie hatte in ihm stets nur einen Eindringling gesehen und in dem Kaiserthum eine Gefährdung der republikanischen Verfassungen Amerikas durch monarchische Tendenzen. Gemäß der Monroe-Doctrin durfte sie die Aufrichtung eines Throns in Mexico, noch dazu durch europäische Truppen, nicht dulden. Sie erkannte stets Benito Juarez als den rechtmäßigen Präsidenten an. Doch wenn sich Napoleon auch in seinen Hoffnungen getäuscht hatte: den richtigen Blick für die Beurtheilung der Sachlage hatte er sich bewahrt. Er sah, daß mit dem Sieg der Union seine Pläne gescheitert waren, und bereitete den Rückzug vor, ehe eine Intervention Nordamerikas den Franzosen schimpfliche Niederlagen beibrachte. Der Depeschenwechsel zwischen Paris und Washington war ein lebhafter; der amerikanische Minister Seward ver-

langte mit voller Entschiedenheit das Aufhören der bewaffneten französischen Expedition in Mexico. Schon am 18. October 1865 schrieb Drouyn de l'Huys an den französischen Gesandten in Washington, daß Frankreich aufrichtig den Tag herbeiwünsche, an welchem der letzte französische Soldat das Land verlassen soll. In Mexico stand damals die französische Gloire und Schutzherrlichkeit noch in vollster Blüte. Erst am Anfang 1866 zeigten sich dem sanguinischen Kaiser Maximilian die ersten Spuren der Wandlung, die sich inzwischen vollzogen hatte. Die Thronrede Napoleon's am 22. Januar 1866 ließ hierüber keinen Zweifel mehr übrig. Ein Vertrag zwischen Kaiser Max und Frankreich bestimmte im März desselben Jahres, daß die französischen Truppen in drei Abtheilungen Mexico räumen sollten; die erste im November 1866, die zweite im März 1867, die dritte im November desselben Jahres. Allmählich begannen die französischen Truppen unter Bazaine sich nach rückwärts zu bewegen; die schwierigen Eroberungen des Jahres 1865, Sonora im Norden, Oajaca im Süden wurden leichten Kaufs preisgegeben. Ueberall drängten die Republikaner nach; bald hatte Maximilian nur noch den vierten Theil seines Reichs im Besitz, und doch gab er sich den Illusionen hin, mit den belgischen und österreichischen Hülfstruppen und den einheimischen, die ihm treu geblieben waren, seinen Thron behaupten zu können. Gleichwol war der Abfall der mexicanischen Generale an der Tagesordnung, die Finanzen in Verwirrung, da die aufgestellten Budgets nur illusorisch sein konnten, die Franzosen anmaßlich und in erster Linie die Befriedigung ihrer Geldforderungen verlangend, der Kaiser von Mördern und Verschwörern umgeben — wie grausam waren die idealen Träume des Prätendenten von Miramar durch die widerspenstigen Verhältnisse zunichte gemacht worden!

Nur die Kaiserin verzweifelte nicht. Männlicher als der weichherzige Maximilian, ehrgeiziger, kühner, wollte sie nicht glauben an die Möglichkeit, daß ein Thron so rasch zertrümmert werden könne. Die belgische Prinzessin, die Enkelin Ludwig Philipp's, eilte nach Europa, um bei dem Mann des 2. De-

cember die Fortgewährung seines mächtigen Schutzes für das wankende Kaiserthum zu erflehen. Die Augusttage des Jahres 1866, in denen die stolze Herrscherin in den Tuilerien die Gunst des apathischen Cäsars vergeblich durch ihre Beredsamkeit und Liebenswürdigkeit zu erobern hoffte, mögen für diesen selbst zu den bittersten Tagen seines Lebens gehört haben, wie groß oder gering sein Mitgefühl für die tiefgebeugte Fürstin sein mochte — am Sarge seiner eigenen zu Grabe getragenen Hoffnungen.

Nachgiebigkeit war unmöglich; die Union drängte; die Opposition im Gesetzgebenden Körper hob die verzweifelte Lage hervor, in welcher sich die mexicanische Expedition Frankreichs befand. Unter solchen Umständen konnte Napoleon den Bitten der Kaiserin keine Zugeständnisse machen. Tieferschüttert reiste diese nach Miramar und dann nach Rom, um das Concordat mit dem Papst zu ordnen. Die Beschäftigung mit theologischen Problemen, trübe Nachrichten aus Mexico, der Schmerz namenloser Enttäuschung stürzten die Prinzessin in die Nacht des Wahnsinns. Die Politik der Tuilerien zählte ein tragisches Opfer mehr.

Doch auch das Kaiserthum in Mexico sollte als Tragödie enden. Die abenteuernden mexicanischen Generale Miramon und Marquez, der Einfluß der Klerikalen, namentlich des Beichtvaters Fischer, vor allem aber die moralische Verpflichtung, der übernommenen Aufgabe und den wiederholten feierlichen Versprechungen treu zu bleiben, bestimmten den Kaiser, in Mexico auszuharren, so sehr ihm auch die französischen Generale davon abriethen. Die Ritterlichkeit der Gesinnung, welche der ausharrende Kaiser bewährte, mochte viele mit ihm aussöhnen, die ihm das Blutedict vom 2. October, die Verurtheilung der gefangenen Republikaner zum Tode nicht verzeihen konnten. Die vollständige Sühne für das Edict vollzog an ihm das Schicksal; die Kaiserlichen wurden überall im Anfang des Jahres 1867 von den Republikanern zurückgeschlagen, der Kaiser in Queretaro von ihnen zum Gefangenen gemacht, zum Tode verurtheilt und am 19. Juni morgens um 9 Uhr erschossen.

Dies traurige und lärmende Ende Maximilian's, welches

die Gemüther in Europa nicht minder beschäftigte als seinerzeit die Hinrichtung des Prinzen von Enghien, weil ein Prinz von Geblüt den Tod des Verbrechers erlitt, war außerordentlich empfindlich für die Napoleonische Politik; denn die Niederlage derselben wurde durch das Blut eines von ihm beschützten Monarchen besiegelt. Hatten doch schon vorher die groben Briefe der amerikanischen Diplomaten, die wegen der Verzögerung des Abmarsches der Franzosen aus Mexico dem Kaiser den Vorwurf des Vertragsbruches machten, eine Nichtachtung an den Tag gelegt, die einem Weltherrscher gegenüber von großer Vorbedeutung war. Inzwischen hatte der Deutsche Krieg von 1866 in der Meinung der Nation der Napoleonischen Macht einen schweren Stoß versetzt und die Schiedsrichterstellung Frankreichs in Europa gefährdet.

Schon im Jahre 1860, als die Dinge in Europa nicht nach Wunsch gingen, schienen in Frankreich die Rheingelüste des Jahres 1840 neu zu erwachen. Der chauvinistische Lärm der Presse wurde von der Regierung begünstigt, der hohe Stand der Kriegsrüstung fing an, selbst England zu beunruhigen. Doch Napoleon fürchtete die Entfesselung des Nationalgefühls durch den Krieg; er hoffte, auf diplomatischem Wege zum Ziele zu gelangen. Dem Prinz-Regenten von Preußen sollen damals durch russische Vermittelung Vorschläge Napoleon's gemacht worden sein, er möge die Rheinlande abtreten und dafür freie Hand in Norddeutschland behalten; der Kaiser von Oesterreich dagegen wurde insgeheim ersucht, Preußen bei einem Angriff Frankreichs auf die Rheinlande nicht zu unterstützen, wogegen die Lombardei wieder an Oesterreich fallen solle. Beide Fürsten wiesen diese Verhandlungen zurück. Als im Sommer 1860 der Prinz-Regent von Preußen in Baden-Baden mit den süddeutschen Fürsten zusammenkam, meldete sich Napoleon zu einem Besuch. Der Prinz-Regent erklärte indeß, den Kaiser nur in Gegenwart der Fürsten aller deutschen Staaten empfangen zu können. Napoleon machte gute Miene zum bösen Spiel und geberdete sich friedlich; ob er in einer geheimen Zusammenkunft

dem Prinz-Regenten weiter gehende Vorschläge zugeflüstert hat, ist unbekannt, sicher nur, daß sie jedenfalls mit Entschiedenheit abgelehnt wurden.

Abermals offenbarte der Kaiser sein böses Gelüsten nach der Rheingrenze, wenn auch in diplomatischer Verhüllung, in der polnischen Frage. Der polnische Aufstand, der infolge gewaltthätiger Rekrutirung am 22. Januar 1863 ausbrach, mußte die für Polen stets wachen Sympathien Frankreichs neu beleben und paßte überdies in das Nationalitätsprogramm, welches damals in den Tuilerien ausgegeben wurde. Napoleon vereinigte sich mit England und Oesterreich zu einer diplomatischen Intervention; die drei Staaten verlangten von Rußland bestimmte Zugeständnisse an die Polen, eine Forderung, die von Rußland entschieden zurückgewiesen wurde. Schon vorher hatte Napoleon für den Fall eines Mißerfolgs England und Oesterreich zu bestimmen gesucht, mit den Waffen die Sache Polens zu beschützen: Preußen war damals Rußlands Bundesgenosse — ein Krieg gegen Rußland voraussichtlich zugleich ein Krieg gegen Preußen, welcher der Eroberung der Rheingrenze galt. Oesterreich und England lehnten indeß ein kriegerisches Zusammenwirken ab; abermals hatte die Napoleonische Politik eine Niederlage erlitten.

Die Furcht vor Collisionen, vor einer neuen Heiligen Allianz, eine Furcht, die durch die mehrfachen Zusammenkünfte der Herrscher von Preußen, Rußland und Oesterreich schon ein Jahr vorher begründet war, bestimmte den Kaiser, in der Thronrede am 5. November 1863 einen großen europäischen Congreß anzukündigen, einen Gerichtshof für alle schwebenden Fragen. Der Ton des Weltherrschers paßte nicht mehr zu den damaligen Verhältnissen; der große Plan blieb ein Schlag ins Wasser, da der Kaiser die vorherige Verständigung mit den Großmächten versäumt hatte, sein Wille allein kein Gesetz mehr war für den europäischen Fürstencongreß. Nur der Papst und der König von Italien nahmen den Vorschlag an, mit welchem die Einladung nach Paris und der Vorsitz des Kaisers verbunden war; die meisten andern Mächte machten Vorbehalte, welche nothwendig den Plan scheitern ließen.

Napoleon sah sich nach diesen trüben Erfahrungen genöthigt, seine diplomatischen Fühlfäden etwas einzuziehen und eine abwartende Haltung zu beobachten. In Preußen war inzwischen in dem Herrn von Bismarck ein energischer und rücksichtsloser Staatsmann ans Ruder gekommen, und gerade dies machte die abwartende Haltung des Kaisers gegenüber den rasch sich drängenden Ereignissen von Bedeutung, gefährlich für die Machtstellung Frankreichs. Die von Bismarck angekündigte Politik von Blut und Eisen sollte sich zuerst im Deutsch-Dänischen Krieg des Jahres 1864 bewähren, der, von Preußen im Bunde mit Oesterreich geführt, endlich Schleswig-Holsteins berechtigte Ansprüche gegenüber dänischem Uebermuth zur Geltung brachte. Damals verhielt sich Napoleon, besonders gegenüber den tumultuarischen Anforderungen des kriegslustigen England, maßvoll und zurückhaltend. Das Londoner Protokoll erklärte Napoleon für ein ohnmächtiges Werk. Die Aufforderungen Englands, an Deutschland den Krieg zu erklären, erwiderte Drouyn de l'Huys mit einem Bedenken, dessen tiefbegründete Wahrheit sich im Jahre 1870 so verhängnißvoll bewähren sollte: „Der Boden Deutschlands stößt an den Boden Frankreichs, und ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich würde der unseligste und gewagteste aller Kriege sein, auf welchen das Kaiserthum sich einlassen könnte.“ Frankreich nahm für sich die Freiheit der Action in Anspruch.

Vor den Londoner Conferenzen, am 20. März 1865, ließ Napoleon dem britischen Cabinet vorschlagen, der Wunsch der Bevölkerungen möchte zur Grundlage des Ausgleichs gewährt werden; er betonte die Volksabstimmung und die natürlichen Sprachgrenzen. Der Kaiser bestand indeß auf diesen Vorschlägen nicht und rieth nach der Eroberung von Alsen dem dänischen Cabinet selbst zum Frieden. Der Wiener Friede zwischen Dänemark und den deutschen Großmächten war indeß den Wünschen Frankreichs nicht gemäß; die Annexion des dänischen Theils von Schleswig wurde als eine Verletzung des Nationalitätsprincips gerügt. Die in der Gasteiner Convention festgesetzte administrative Theilung der Herzogthümer wurde in

einer Circulardepesche von Drouyn de l'Huys als eine auf Gewaltthat und Eroberung beruhende Praxis bitter gerügt; doch erschien dies mehr als die persönliche Ansicht des Ministers.

Die Beziehungen Napoleon's zu den deutschen Monarchen und ihren Ministern waren seit 1860 fortwährend die freundlichsten. Den Kaiser besuchte im Jahre 1861 der Prinz-Regent vor seiner Krönung in Compiègne, im Jahre 1865 Graf Bismarck in Biarritz. Die Eindrücke dieses Besuchs mochten das Mistrauen nicht zerstreuen, welches Bismarck gegen die Napoleonische Politik hegte, und welches, wie erst neuerdings bekannt geworden, stark genug war, um selbst die Eventualität einer kriegerischen Initiative nahe zu rücken. Denn als der Zwiespalt zwischen Preußen und Oesterreich, der, aus dem schleswig-holsteinischen Condominium erwachsen, am Bundestag in helle Flammen aufschlug, seinen Höhepunkt erreicht hatte: da schickte Bismarck noch einen Unterhändler nach Wien, um den Frieden auf Grund des Dualismus, eines Nordbundes mit Preußen, eines Südbundes mit Oesterreich an der Spitze und einer gemeinsamen kriegerischen Wendung gegen Frankreich, noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten zu sichern. Bei der großen Frontveränderung nach Westen sollte das Elsaß wiedererobert und Straßburg zur Bundesfestung gemacht werden. Es sei kein gerechter Grund zum Kriege mit Frankreich vorhanden, aber es sei auch kein gerechtes Verfahren gewesen, als Frankreich uns das Elsaß und mitten im Frieden Straßburg genommen hätte. In Wien aber wollten die Minister den Krieg mit Preußen: erst müsse gerauft werden, sagte der Kriegsminister, dann könnte man sich vertragen und gegen die Franzosen losgehen; der Finanzminister wollte erst 500 Mill. Kriegscontribution und die gute Gelegenheit, den Staatsbankrott zu erklären. So blieb Bismarck's Versuch erfolglos: Napoleon hat, wie es scheint, nie etwas von dieser Bedrohung erfahren; er hätte für den spätern Krieg gegen Deutschland sonst ein schwer in die Wagschale fallendes Argument gehabt.

Im Sommer 1866 brach der Krieg zwischen Preußen auf der einen, Oesterreich, Sachsen, Hannover, Baiern, Würtem-

berg, Baden auf der andern Seite aus. Niemals konnte Frankreich einen bessern Augenblick zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten finden. Offenbar bereitete sich Napoleon zu einem neuen bewaffneten Schiedsrichteramt vor; aber der sturmschnelle Gang der Ereignisse überholte alle seine Vorbereitungen. Oesterreich, das im stillen stets auf Frankreichs Hülfe gerechnet hatte, spielte nach der Niederlage von Königgrätz den letzten in der Diplomatie unerhörten Trumpf aus, indem es Venetien an den Kaiser verschenkte. Doch die Intervention desselben blieb eine diplomatische; er konnte die großen preußischen Annexionen nicht hindern, für die er früher selbst einen Preis gesetzt hatte, und nur die Schonung Sachsens sowie die mit Ausnahme des losgelösten Venetien ungestörte Territorialeinheit des Kaiserreichs sind wol zum Theil auf Rechnung jener Vermittelung zu setzen. Um sich gegen den zweideutigen Friedensstifter für alle Fälle zu sichern, schloß Preußen jene Militärverträge mit den süddeutschen Staaten ab, welche auf den Schlachtfeldern von Weißenburg, Wörth, Rezonville und Sedan mit dem Blut der tapfern süddeutschen Brüder unterschrieben wurden. Frankreich empfand den Tag von Sadowa, nachdem der erste große Freudenrausch über die Schenkung Venetiens verflogen war, als eine Niederlage. „Rache für Sadowa" wurde die Losung der Nation, wie die ihres Beherrschers „Rache für Waterloo" gewesen war. So groß war die Verblendung einer ganzen Nation, daß sie durch jeden Sieg und jede Großthat anderer Völker ihre gebieterische Weltstellung herabgewürdigt sah.

Die Lage des Kaisers wurde von jetzt ab eine schwierige; Staatsmänner von altem Ruf und chauvinistischen Neigungen wie Thiers unterzogen seine Thatlosigkeit während des Deutschen Krieges einer vernichtenden Kritik. Napoleon selbst sah in derselben gerade eine preiswürdige That zu Gunsten Preußens, und wie er vorher einen Preis für sein Gewährenlassen verlangt hatte, so fing er selbst hinterdrein an zu feilschen und zu markten, damit die Franzosen nicht ganz leer ausgingen, während ein Nachbarstaat große Länder verschlang. Seit der

Schlacht von Königgrätz paßt der viel später gethane Ausspruch Ollivier's auf die Haltung Frankreichs: „Il y a menace de guerre“ und der Bundeskanzler durfte in seinem aus Meaux datirten Schreiben vom 16. September 1870 hervorheben, daß Deutschland dem Kriege mit Sorgfalt und mit Ueberwindung seines durch Frankreich ohne Unterlaß herausgeforderten Selbstgefühls neun Jahre lang aus dem Wege gegangen sei.

Es kam die Zeit der „aufmerksamen Neutralität“, der Compensationsforderungen, welche der „Würde und den Interessen Frankreichs“ gerecht werden sollten. Damit verlor die Politik Napoleon's ihren großen Stil. Schon ehe die süddeutschen Staaten ihren Frieden mit Preußen abgeschlossen hatten, und als sie die Intervention Frankreichs anriefen, verlangte Drouyn de l'Huys eine Landesabtretung an Frankreich als Compensation für die in Aussicht stehenden Gebietserwerbungen Preußens. Benedetti, der französische Gesandte in Berlin, brachte die ablehnende Antwort Bismarck's persönlich nach Paris, und der Kaiser verleugnete die Forderung seines Ministers. Drouyn de l'Huys, welcher, der engherzigen Partei der Kaiserin angehörig, gegen die Einheitsbestrebungen Italiens und Deutschlands die feindlichsten Gesinnungen hegte, mußte zurücktreten; der Kaiser selbst aber dictirte das berühmte Lavalette'sche Rundschreiben vom 16. September 1866, in welchem er seine friedliche Politik rechtfertigte, ohne die Nation zu überzeugen. Allerdings war in diesem Rundschreiben das Facit einer europäischen Situation, wie sie der Kaiser nicht gewollt hatte, mit sophistischer Gefügigkeit gezogen und aus jeder Zeile konnte man die Moral der alten Fabel lesen, daß dem Fuchs die zu hoch hängenden Trauben sauer waren. Gleichwol lag in den Grundzügen des Schreibens eine richtige Würdigung der Verhältnisse und eine politische Weisheit, die, wenn auch aufgedrängt durch die Macht der Umstände, ihren Werth behielt und von welcher der Kaiser im Jahre 1870 nur zum Verderben Frankreichs abgewichen ist; denn in diesem Schreiben war es ausgesprochen, daß das von jeder Solidarität erlöste Preußen die Unabhängigkeit Deutschlands sichere, Frankreich aber darin keinen Schaden für

sich zu sehen brauche. „Stolz auf seine bewundernswerthe Einheit und unzerstörbare Nationalität, kann es das Assimilationswerk, das sich dort vollzieht, nicht bekämpfen oder misbilligen und nicht eifersüchtigen Strömungen die Nationalitätsprincipien unterordnen, die es in Bezug auf die Völker wahrt und bekennt. Ist das deutsche Nationalgefühl befriedigt, so legt sich seine Unruhe, so erlöschen seine Feindschaften. Durch welche sonderbare Rückwirkung der Vergangenheit auf die Zukunft sollte die öffentliche Meinung nicht Verbündete, sondern Feinde Frankreichs in jenen Nationen erblicken, die, von einer uns feindlichen Vergangenheit befreit, zu einem neuen Leben berufen, durch Grundsätze, die auch die unserigen sind, geleitet und von dem Fortschrittsgedanken, in dem die ganze moderne Gesellschaft sich friedlich zusammenfindet, beseelt sind?" Eine würdige Anschauung, unterstützt durch eine Reihe politischer Kernsprüche, von denen wir noch die folgenden hervorheben: „Eine unwiderstehliche Macht drängt die Völker dazu, sich in großen Staatsgebilden zu vereinigen und dabei die kleinern Staaten verschwinden zu lassen." „Der Kaiser glaubt nicht, daß die Größe eines Landes von der Schwächung der Völker abhänge, die es umwohnen, und er sieht ein wahres Gleichgewicht nur in den befriedigten Wünschen der europäischen Nationen."

Trotz dieser tiefbegründeten Staatsweisheit, für welche entweder Frankreich selbst nicht reif war oder an die der Kaiser selbst nicht glaubte, brachte schon der Frühling 1867 die Luxemburger Händel, welche den Tieferblickenden die Unvermeidlichkeit eines früher oder später ausbrechenden Kriegs zwischen Deutschland und Frankreich nahelegten. Damals machte der Staatsminister Rouher, in seiner Entgegnung auf die Rede Thiers', Bekenntnisse, welche die Aufrichtigkeit des Lavalette'schen Rundschreibens verdächtig machten. Er sprach von den „politischen Beklemmungen", welche Preußens Erfolge der Regierung verursachen müßten; er deutete an, daß man auf die Niederlage Preußens bei seinem kühnen Vorgehen gerechnet hatte.

Nach der Auflösung des Deutschen Bundes befand sich Luxemburg in jener zweifelhaften Lage, die es zu einem Zank-

apfel der Diplomatie ganz geeignet machte. Die niederländische Regierung verlangte den Abzug der preußischen Besatzung, deren Anwesenheit nur auf dem Bundesrecht beruhe; Preußen berief sich auf europäische Verträge, welche die Basis seines Besatzungsrechts bildeten; Holland protestirte. Im Anfang des Jahres 1867 nahm die officiöse Presse Frankreichs die Sache in die Hand und klagte das ehrgeizige Preußen an, daß es seine Annexionen bis an den Zuidersee ausdehnen wolle. Gleichzeitig bemühte sich eine dem König von Holland nahestehende Dame, den Verkauf Luxemburgs an Frankreich zu Stande zu bringen. Der Minister des Aeußern, de Moustier, sorgte dafür, daß die Angelegenheit, wenn auch zunächst in leise dämmernden Umrissen, aus der Verschwiegenheit der Cabinete und Boudoirs emportauchte. Er erklärte in zwei an den Haag gerichteten Depeschen vom 27. und 28. Februar 1867, daß alle verjährten Uebereinkünfte, durch welche Luxemburg und Limburg infolge eines Systems des Mistrauens an Deutschland geknüpft worden, jetzt erloschen seien, daß Preußen unmöglich so nahe an Frankreichs Grenzen eine überflüssige Besatzung von offensivem Charakter haben dürfe und daß das berliner Cabinet Frankreich eine moralische und materielle Genugthuung gewähren würde, wenn es eine Vereinigung des Großherzogthums mit Frankreich gutwillig hinnähme. In der That wurde am 22. März das Kaufgeschäft zwischen den Niederlanden und Frankreich abgeschlossen. Hoch gingen die Wogen chauvinistischer Erregung in Frankreich; Deutschland aber, dessen Norddeutscher Bund sein erstes Parlament versammelt hatte, erstarkt durch das wachsende Bewußtsein der Zusammengehörigkeit seiner Stämme, nach außen durch die süddeutschen Militärverträge mächtig, stand einem casus belli gegenüber. Wie dieser Krieg noch im letzten Moment durch des Grafen Bismarck seltene Geistesgegenwart vermieden wurde, erzählt Meding in seinen „Memoiren". Napoleon besann sich bald eines bessern: er kam daher auf halbem Wege den Friedensvorschlägen entgegen, um so mehr, als auch der König der Niederlande das Kaufgeschäft zu bereuen anfing und erklärte, er wolle von dem Handel zurücktreten. Die

Diplomatie nahm sich diesmal mit Erfolg der Erhaltung des europäischen Friedens an. Rußland schlug, den Vermittelungsvorschlägen Oesterreichs sich anschließend, eine europäische Conferenz in London vor, für alle Mächte, welche den Vertrag von 1839 unterzeichnet hatten. Diese Conferenz kam am 7. Mai zu Stande; außer den fünf Großmächten betheiligten sich Holland und Italien. Schon am 11. Mai wurde ein endgültiger Vertrag abgeschlossen, dem zufolge Luxemburg als souveräner und zwar neutralisirter Staat dem Hause Nassau-Oranien verblieb, die Festung Luxemburg geschleift werden sollte, nachdem der König von Preußen seine Truppen aus derselben zurückgezogen hätte und alle frühern Beziehungen zwischen Luxemburg und dem Deutschen Bunde aufhörten, während das für Deutschland bedeutungslose Luxemburg bedingungslos in der holländischen Monarchie aufging.

So hatte Preußen durch seine gemäßigte Haltung den Frieden Europas bewahrt, während auch Napoleon's Rückzug einigermaßen gedeckt war. Doch als Rückzug wurde die aufgegebene Annexionspolitik, die mit solchem Kriegslärm in Scene gesetzt worden war, von den Franzosen empfunden. Napoleon's Diplomatie strebte inzwischen nach einer Allianz mit Oesterreich und Italien; der Krieg schwebte in den Jahren 1867 und 1868 fortwährend in der Luft: doch Oesterreich war nicht genug gerüstet, und Italien verlangte Rom für sich.

Da es zunächst nicht gelungen war, die drohende Explosion des französischen Nationalgefühls nach außen abzulenken, so mußte in dem innern Mechanismus der Verfassung ein Ventil nach dem andern geöffnet werden: Krieg oder Freiheit war die laute Losung oder der leise Hintergedanke des nationalen Geistes in Frankreich. Ein Blick auf die innern Angelegenheiten des Staates seit 1860 wird uns zeigen, wie die Ereignisse auch hier diesem durch eine innere Nothwendigkeit vorgezeichneten Gange folgten.

Hier begegnen wir alsbald einer Initiative der Napoleonischen Regierung zu Gunsten des Freihandels. Der mit England abgeschlossene Handelsvertrag vom 20. Januar 1860 eröffnete eine Reihe von Handels-, Eisenbahn- und Postverträgen

mit den benachbarten Staaten, welche alle dem europäischen Markte und jeder Art des Wechselverkehrs eine bis dahin ungekannte Freiheit sicherten. Der Vertrag war ein Act der persönlichen Initiative des Kaisers, der in Bezug auf die Beurtheilung der Handelsinteressen sich von den schutzzöllnerischen Theorien und Meinungen seines Onkels freimachte. Die Form der Verträge wurde gewählt, um der unsichern Zustimmung der französischen Staatskörper, die für eine Tarifreform unerläßlich war, entbehren zu können. Der Handel Frankreichs erhob sich seit der Zeit der freien „Handelsverträge“ in solcher Weise, daß die Summe der Aus- und Einfuhr sich von 2500 Mill. Francs im Jahre 1850 auf 7614 Mill. Francs schon im Jahre 1865 gesteigert hatte.

In seiner Thronrede am 14. Februar 1853 hatte der Kaiser erklärt: „Die Freiheit hat nie geholfen, ein dauerhaftes politisches Gebäude zu gründen; aber sie krönt es, wenn die Zeit es befestigt hat.“ Den ersten Schritt zu dieser Krönung that Napoleon im Jahre 1860, als die Rheingelüste in Frankreich wieder eine bedrohliche Stimmung hervorgerufen hatten. Durch das Decret vom 24. November 1860 wurde dem großen Staatskörper eine directere Betheiligung an der allgemeinen Politik und ein hervorragender Beweis des kaiserlichen Vertrauens gewährt. Senat und Gesetzgebende Versammlung erhielten das Recht, alljährlich bei Eröffnung der Session eine Antwort auf die Thronrede zu votiren. Die Adreßdebatte wurde freigegeben; Minister ohne Portefeuille und Delegirte des Staatsraths sollten dabei die Regierung vertreten und den Abgeordneten jede gewünschte Auskunft ertheilen. Die Debatten des Gesetzgebenden Körpers durften in vollständigen Berichten veröffentlicht werden; auch ein Amendementsrecht wurde, wenngleich unter erschwerenden Bedingungen, gewährt. Seitdem wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit wieder den französischen Staatskörpern zu; mindestens der Beredsamkeit war von neuem die verschlossene Arena geöffnet; und nicht weniger als die Opposition zeichnete sich der kaiserliche Redeminister, Rouher, durch sein rhetorisches Talent aus. Ein weiterer Fortschritt auf der betretenen Bahn

war das Senatsconsult vom 31. December 1861, welches den Gesetzgebenden Körper ermächtigte, die Budgetvorlagen für die einzelnen Ministerien nach genau vorgezeichneten Unterabtheilungen anzunehmen oder zu verwerfen. In einem Decret von 1862 bestätigte der Kaiser, daß die Steuern und Auflagen nur auf Grund des alljährlich festzusetzenden Finanzgesetzes erhoben werden durften.

Bei den Neuwahlen von 1863 errang, trotz aller Beeinflussung der Regierung, in der Hauptstadt die Opposition einen entscheidenden Sieg. Der Linken, die von 14—16 Deputirten gebildet wurde, schloß sich bisweilen ein Centrum an, der sogenannte Tiers-parti. Die Macht dieser Minoritäten auf die öffentliche Meinung war unverkennbar. Im ganzen bot der Gesetzgebende Körper durch das von der Regierung vertretene Princip der Wiederwahl einen durchaus einförmigen Anblick dar. Die Rückkehr zum Parlamentarismus wurde in dem Gesetzgebenden Körper nur durch Thiers vertreten; die andern Mitglieder der Linken waren Republikaner ihrem politischen Glaubensbekenntniß nach und verlangten persönliche Freiheiten in Bezug auf die Presse, die Wahlen, das Versammlungsrecht und die größere Selbständigkeit des communalen Lebens. Gegen Thiers, die misliebigste Persönlichkeit mit ihren Reminiscenzen an das verhaßte Julikönigthum und seine parlamentarischen Theorien, hatte sich der Minister Persigny, der erste der Bonaparte'schen Faiseurs, mit so herausfordernden Worten gewendet, daß der Kaiser selbst diesen compromittirenden Bundesgenossen fallen lassen mußte. Gleichwol zeigte er in seinen Thronreden, daß er den Standpunkt dieses ältesten Freundes und Mitverschwörers theilte. Sein Haß gegen den Parlamentarismus war nicht blos gegen die Wühlereien der orléanistischen Partei gerichtet; er galt nicht blos einem aus der Ferne drohenden Prätendententhum; es war der Haß des politischen Doctrinärs gegen ein System, welches dem seinigen grundsätzlich gegenüberstand und welches er theoretisch und praktisch überwunden zu haben glaubte. Die Republik mochte der Cäsar fürchten als Bedrohung seines Throns; ihre Grundzüge standen

dem System eines demokratischen Despotismus näher. Mehr gegen die parlamentarischen Bestrebungen als gegen die republikanischen waren die Worte der Thronrede vom 15. Februar 1865 gerichtet: „Die Utopie verhält sich zum Guten wie die Illusion zur Wahrheit; der Fortschritt besteht nicht in der Verwirklichung mehr oder weniger geistreicher Theorien." Und in der Thronrede vom 22. Januar 1866 sprach der Kaiser es geradezu aus, daß die constitutionellen Formen Frankreichs, die eine gewisse Aehnlichkeit mit denen der nordamerikanischen Freistaaten haben, nicht mangelhaft seien, weil sie sich von denen Englands unterschieden; jedes Volk solle die seinem Genius und seinen Ueberlieferungen entsprechenden Einrichtungen haben.

Das Jahr 1866, das der Weltherrschaft Frankreichs so entschieden Abbruch gethan hatte, rief eine Bewegung der Geister hervor, welche nur durch liberale Zugeständnisse besänftigt werden konnte. Hatte sich doch schon nach dem Deutschen Kriege der Tiers-parti des Gesetzgebenden Körpers zu einem Amendement entschlossen, in welchem der Kaiser ersucht werden sollte, dem großen Acte von 1860 die Entwickelung zu geben, welche er in sich schließe. Gegen Ende 1866 begannen die Unterhandlungen mit Ollivier, dem der Eintritt in dieses Cabinet angeboten wurde; doch der Staatsminister Rouher wußte diese Wendung des Kaiserthums noch zu verhindern, indem er die den Deputirten gemachten Zugeständnisse wieder einschränkte. Die volle Entwickelung der Institutionen des Kaiserreichs, die Krönung des Gebäudes wurde angekündigt in dem Briefe des Kaisers an den Staatsminister Rouher vom 19. Januar 1867. Die Gewährung eines weise geregelten Interpellationsrechtes, das durch kaiserliche Vollmacht zu erwirkende Erscheinen der Ressortminister in dem Senat und Gesetzgebenden Körper, um sich an den Discussionen zu betheiligen, ein Preßgesetz, welches die Presse der discretionären Gewalt entzog und sie den Zuchtpolizeigerichten überwies, die Gewährung eines mit gesetzlichen Sicherheitsbürgschaften umgebenen Versammlungsrechts: das waren die immerhin wichtigen Zugeständnisse, welche dieser Brief enthielt und

welche den Gesetzgebenden Körper in seiner nächsten Session lebhaft beschäftigten.

Daß aber die französische Nation die innern Reformen nicht als Ersatz für die Niederlagen der äußern Politik anzunehmen geneigt war, das zeigte die Bewegung der nächsten Jahre, die, durch die gewährte größere Freiheit gefördert, immer mehr einen dem Kaiser persönlich feindlichen Charakter annahm. Napoleon III. war inzwischen in seinem „Leben Cäsar's“ (1. Band 1865, 2. Band 1866) als Schriftsteller aufgetreten. Das Werk war eine Verherrlichung des Cäsarismus, eine oratio pro domo in der Form einer Biographie des großen Römers. Ausgeführt mit allen großen Hülfsmitteln einer mächtigen Regierung, bot es dennoch der gelehrten Kritik viele Blößen dar; aber ein gewisser großer Blick und Geschicklichkeit in der Ausführung von Parallelen, die dem neuen Cäsar und seinem System günstig waren, ließ sich ebenso wenig verkennen wie wissenschaftliche Neigungen und stilistische Gewandtheit, klarer kalter Verstand bei aller Einseitigkeit der fast zur fixen Idee gewordenen Napoleonischen Doctrin. Immerhin zeigte sich der Kaiser wiederum als ein Mann von Kopf und ernstem Streben und knüpfte gleichzeitig an die literarische Thätigkeit seiner Jugendepoche an. Ein schriftstellernder Monarch begibt sich auf ein schlüpfriges Gebiet; denn er fordert die Kritik heraus. Hier brachte es noch überdies der Stoff des Werkes mit sich, daß mit dem römischen zugleich der französische Cäsar in anscheinend unverfänglicher Weise kritisirt werden konnte. Die gelehrte Debatte gefiel sich in den unzweideutigsten Anspielungen. Die akademische Fronde entwickelte mehr Geist, als ihr sonst zu Gebote stand. Gleichzeitig aber schrieb ein geistvoller Satiriker, Rogeard, in seiner Art die römischen Parallelen benutzend, in den „Propos de Labiénus“ ein Pasquill auf das Cäsarenthum, das großes Aufsehen erregte. Der Autor mußte nach Belgien fliehen; doch die Bahn für die neuen Paul Couriers war frei geworden. Die Kaiserreise nach Algier (April bis Juni 1865) deckte dem Kaiser selbst die großen Mängel der französischen Colonialregierung auf und dictirte ihm eine Broschüre in die Feder,

welche für den obersten Leiter des Staats wenig passend erschien, da man von diesem keine wohlgemeinten Vorschläge, sondern die thatsächliche Abhülfe verlangte.

So war der Boden geebnet für jene revolutionären Bewegungen, welche deutlich zeigten, daß das Kaiserthum bei dem jüngern Geschlecht jeden Halt verloren hatte. Die Demonstrationen zu Gunsten der Republikaner gipfelten in der Huldigung, die man dem am 3. December 1851 im Kampf gegen die Prätorianer des 2. December gefallenen Abgeordneten Baudin im November 1868 brachte. Die republikanischen Zeitungen eröffneten eine Subscription auf sein Denkmal: als die Regierung dagegen einschritt, betheiligten sich auch die gemäßigtern Oppositionsblätter. Die Vertheidiger der angeklagten Journale, wie Gambetta, hielten dabei die heftigsten, dem Kaiserthum feindseligsten Reden. Die Opposition der Legislative schöpfte neue Kraft aus dieser feindlichen Stellung des Volkes. In seiner Thronrede am 11. Januar 1869 hatte zwar der Kaiser erklärt, er werde auf dem Wege, den er sich vorgezeichnet habe, beharren, jeden wirklichen Fortschritt annehmen, aber die Fundamente der Verfassung außerhalb jeder Discussion halten; doch fing man bereits selbst im Senat an, eine dieser Grundlagen zu erschüttern, indem man, allerdings um den Kaiser zu schützen, statt eines verantwortlichen Staatsoberhauptes verantwortliche Minister verlangte. Im Gesetzgebenden Körper kamen die Ausschreitungen Hausmann's zur Sprache; das neue Paris, das Werk des Präfecten und des Kaisers, hatte zwei Milliarden Thaler gekostet. Die Versammlung erfocht einen entscheidenden Sieg, indem sie durchsetzte, daß das außerordentliche Budget von Paris fortan der Legislative behufs gesetzlicher Feststellung unterbreitet werden müsse.

Die neuerwachten revolutionären Instincte der Nation fanden in einem unscheinbaren Witzblatt, der vom Grafen Rochefort redigirten „Lanterne“, einen mächtigen Bundesgenossen. Mit schonungslosem Witz wurde der Kaiser und seine Familie in dieser Flugschrift angegriffen. Das Einschreiten der Behörden machte den kecken Journalisten von Tag zu Tag populärer.

In den Volksversammlungen, die sich immer mehr zu revolutionären Clubs steigerten, wurde so unverblümt wie nur möglich der Aufstand gegen den Cäsarismus gepredigt. Der dem Anschein nach längst begrabene 2. December zeigte sich auf einmal als ein unvergessener Gedenktag der neuen Generation; die Nemesis für ein blutiges Verbrechen richtete sich wie ein drohendes Gespenst wieder auf. Das Kaiserthum stand plötzlich der organisirten Emeute gegenüber, die sein Anwalt Persigny zu einem besondern Merkmal des Julikönigthums gemacht hatte. Haß und Verachtung des Kaisers war plötzlich, wenigstens in Paris, in allen Schichten der Gesellschaft verbreitet.

Ein erneuter Anlauf, in der belgischen Eisenbahnfrage (Januar 1869), bei welchem gerade die kaiserlichen Organe den heftigsten Haß gegen Preußen und die Rache für Sadowa predigten, endete mit einer neuen Niederlage. Napoleon hielt diesen Anlaß zu einem Kriege im letzten Augenblick nicht für günstig, aus Furcht, ganz Europa gegen sich zu haben. Die Weigerung der Bewilligung eines Vertrags, welchen die französische Ostbahn zur Besitzergreifung der Großluxemburger und Lüttich-Limburger eingegangen war, hatte diesen Conflict mit Belgien hervorgerufen und die Anwesenheit seines Premierministers Frère-Orban in Paris und dessen Conferenzen mit den französischen Ministern zur Folge. Als Frère-Orban sich schon zur Abreise rüstete, weil die Verhandlungen mit Frankreich zu keinem Resultat führten, ließ der Kaiser ein Protokoll unterzeichnen, in welchem jene Weigerung vollkommen aufrecht gehalten wurde In Paris freute man sich diesmal über die Niederlage der kaiserlichen Politik: ein Beweis dafür, daß der Kaiser nicht mehr Frankreich war.

Die Wahlen am 24. Mai 1869 zeigten, welch breiten Boden die revolutionäre Partei in jüngster Zeit gewonnen hatte. Namentlich gehörten die Deputirten der großen Städte fast sämmtlich der Oppositionspartei an. Alsbald kam die freiere Richtung in dem neuen Gesetzgebenden Körper zum Durchbruch. Die ersten Tage des Juli wurden mit Berathungen einer Interpellation der Mittelpartei hingebracht, welche die Einsetzung

eines verantwortlichen Ministeriums verlangte und das Recht des Gesetzgebenden Körpers, die organischen Bedingungen seiner Arbeit und seines Verkehrs mit der Regierung selbst zu regeln. Diese Interpellation, die vorzugsweise gegen den Staatsminister Rouher gerichtet war, gewann die Mehrheit der Stimmen und Unterschriften für sich. Ein so bedenkliches Zeichen, der Sieg der Opposition in dem so gefügigen Staatskörper, mußte für den Kaiser den Wendepunkt der innern Politik bezeichnen. Gerade die Grundlagen seiner Verfassung wurden in Frage gestellt. In einer Botschaft vom 14. Juli stellte der Kaiser wichtige Reformen in Aussicht, welche im Grunde mehr eine Zerstückelung seines Systems als eine Krönung desselben waren: die Anwesenheit aller Minister in der Kammer, die Votirung des Budgets nach Kapiteln, Erweiterung des Interpellationsrechts, Vereinfachung des Modus der Einbringung von Amendements, und Berathung aller Staatsangelegenheiten im Ministerrath. Die vollständige Verantwortlichkeit der Minister, die zwar nicht ausgesprochen, aber doch stillschweigend anerkannt war, die ausgedehnten Budgetrechte bezeichneten am deutlichsten die Einlenkung auf parlamentarische Wege. Der Kaiser wählte diesmal nicht den Weg des Plebiscits, sondern den des Senatsbeschlusses, um die Reformen zu verfassungsmäßiger Geltung zu bringen. Nach mehrtägigen Debatten im Senat wurden sie am 11. September von diesem Staatskörper angenommen. Die Rechte desselben wurden durch diese Reform wesentlich erweitert; er konnte die Minister in Anklagestand versetzen und konnte die Promulgation jedes neuen Gesetzes verhindern. Die Wiedereröffnung des während der Verfassungskrisis vertagten Gesetzgebenden Körpers mußte, nach der Bestimmung der Verfassung, am 26. October stattfinden. Die Ungesetzlichkeit der längern Vertagung erregte die Gemüther, ebenso die nothwendig gewordenen Nachwahlen für Paris, welche der radicalen Partei zugute kamen. Eröffnet wurde die Legislative am 29. November 1869 mit einer Thronrede des Kaisers, welcher erklärte, daß er für die Ordnung bürge, daß Frankreich die Freiheit, aber mit der Ordnung wolle. Unter dieser Losung führte das Mit-

glied der Linken, Ollivier, das Gros der Kammer auf die rechte Seite hinüber. Nach Vollendung der Wahlprüfung kam nun auch die Cabinetskrisis zur Entscheidung: Ollivier, schon längst der designirte Candidat des liberalen Ministeriums, wurde durch einen Brief des Kaisers vom 27. December aufgefordert, das neue Cabinet zu bilden. Dasselbe kam am 2. Januar 1870 zu Stande. Der von ihm verlangte Rücktritt des Präfecten Hausmann, das Amnestiedecret für Ledru Rollin, Circulare, welche den Präfecten anbefahlen, die Wahlfreiheit zu respectiren, Justiz und Administration zu trennen, Gesetzvorschläge über Preßfreiheit, Aufhebung bisheriger Sicherheitsmaßregeln u. s. f. zeigten, daß das Ministerium nach der Schablone der parlamentarisch regierten Staaten wirthschaftete. Den kaiserlichen Gedanken vertrat es nicht mehr. Schon zur Zeit des Senatsconsults, während welcher der Kaiser persönlich leidend war, hatte er darauf resignirt, sein System in Frankreich durchzuführen. Er brachte das für einen politischen Doctrinär schmerzlichste Opfer der Sorge für die Erhaltung der Dynastie. Doch auch diese war durch alle Zugeständnisse nicht gesichert worden. Das neue Ministerium hatte mit der Emeute zu kämpfen, einer Emeute von durchaus antinapoleonischer Bedeutung. Der Mann, der im Mittelpunkt dieser revolutionären Bewegungen stand, durfte sich mit Recht als persönlicher Feind des Kaisers betrachten. Es war derselbe Graf Rochefort, der als untergeordneter städtischer Beamter, als Vaudevillendichter, der für die Erheiterung seiner Mitbürger im Palais-Royal gesorgt hatte, als witziger Pamphletist der „Lanterne“ auf einmal eine wichtige politische Rolle spielte. Er war der populärste Volksführer von Paris geworden. Die Geschichte von Paris hatte zum Schauplatz wiederum die Straße erhalten. Henri Rochefort, wegen der „Lanterne“ schon im August 1869 zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt, eine Verurtheilung, die sich gleich darauf wegen eines zweiten Heftes wiederholte, dann wiederum bestraft wegen Mishandlung literarischer Gegner, flüchtete nach Brüssel. Zu den Nachwahlen des November 1869 als Candidat aufgestellt, kehrte er mit einem Schutzbrief des Kaisers

nach Paris zurück und trug den Sieg über den Republikaner Carnot davon. In dem Gesetzgebenden Körper zeichnete er sich durch persönliche Angriffe auf den Kaiser aus, die ihm mehrfachen Ordnungsruf eintrugen. Hauptsächlich setzte er die Agitation in den Volksversammlungen fort, in denen auch die Gründung eines neuen Journals „La Marseillaise" beschlossen wurde. Ein Artikel in diesem Blatt zog ihm eine Forderung von Peter Bonaparte, dem Vetter des Kaisers, zu; es wäre dies sein fünftes Journalistenduell gewesen, das nur durch einen Zwischenfall von größerer Tragweite verhindert wurde. Peter Bonaparte erschoß in einem corsischen Wuthanfall einen jungen Journalisten, Victor Noir, der als Secundant bei ihm eingetreten war. Die That erregte ungeheueres Aufsehen. Rochefort schleuderte gegen Peter Bonaparte und die Familie des Kaisers die heftigsten Anklagen; das Journal wurde mit Beschlag belegt; die Kammer bewilligte mit 224 gegen 34 Stimmen, daß Rochefort in Anklagezustand versetzt würde. Bei dem Begräbniß Victor Noir's, bei dem sich 100000 Menschen betheiligten, verhinderte Rochefort den Ausbruch einer Revolution, da er die umfassenden Vorsichtsmaßregeln der Regierung kannte. Am 7. Februar wurde er, nachdem er zu sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt worden war, mitten in einer Volksversammlung verhaftet und nach Saint-Pélagie gebracht.

Es war ein eigenthümliches Schicksal des dritten Napoleon, daß gerade in der Zeit, in welcher er mit schwerem Herzen auf sein persönliches Regiment verzichtete, die Gegnerschaft gegen sein System einen so persönlichen Charakter annahm, wie es früher nie in gleicher Weise der Fall gewesen war. Eine Aera der Revolution schien anzubrechen, verhängnißvoll für die Dynastie, welche ihr das neue parlamentarische System in weiterer Fortbildung als Schild entgegenhielt. In der Sitzung des Senats vom 28. März las Ollivier einen Verfassungsentwurf vor, durch welchen dem Senat die Gesetzgebende Macht mit eingeräumt wurde, während der Kaiser sich das Recht vorbehielt, seine Zahl auf zwei Drittheile der Zahl des Gesetzgebenden Körpers zu erhöhen. Außerdem war in demselben die Verant-

wortlichkeit der Minister ausdrücklich erklärt. Ueber die erbliche Kaiserwürde, die an die legitime Nachkommenschaft von Louis Napoleon überging, über die Regentschaft u. s. w. fanden sich eingehende Bestimmungen. Als Grundlagen der Verfassung wurden mehrere Artikel des Grundgesetzes von 1852, sowie der Senatsconsulte vom 7. November 1852, 17. Juli 1856 und 10. September 1869 den Veränderungen durch die Gesetzgebende Gewalt entrückt.

Die neue Verfassung wurde durch den Senatsbeschluß vom 20. April 1870 genehmigt. Doch Napoleon appellirte überdies an das Volk: ein Recht, das er sich auch in der neuen Verfassung vorbehalten hatte, so wenig die Entscheidung demokratischer Urversammlungen zu den andern parlamentarischen Formen paßte. Durch Decret vom 23. April wurde das französische Volk in seinen Wahlbezirken auf den 8. Mai zusammenberufen, um folgenden Plebiscitentwurf anzunehmen oder zu verwerfen: „Das französische Volk billigt die in der Verfassung seit 1860 durch den Kaiser unter Mitwirkung der großen Staatskörper bewirkten liberalen Reformen und genehmigt den Senatsbeschluß vom 20. April 1870." Ungefähr 7 Millionen gegen anderthalb Millionen bestätigten das parlamentarische Kaiserreich. Nur daß die Armee mit 40000 Nein gestimmt hatte, war ein Tropfen Wermut in den Freudenbecher. Herzog von Gramont, der bald nach dem Plebiscit das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums übernommen hatte, gab indeß wegen seiner bekannten antideutschen Tendenzen auch dem mismuthigen Theil der Armee Aussicht auf baldige Erfolge. In der That glaubte der Kaiser, den Bestand seiner Dynastie endgültig durch einen Krieg mit Preußen und Deutschland sichern und das neue liberale Kaiserreich auch durch neuen Kriegsruhm krönen zu müssen.

Niemals war ein Krieg leichtsinniger vom Zaun gebrochen worden als der große Deutsch-Französische Krieg. Die französische Diplomatie hatte diesmal keine Triumphe gefeiert: waren dieser Herzog von Gramont, dieser Graf Benedetti die Schüler

des „großen Diplomaten“ auf dem Throne, der sich jetzt ganz in Schweigen hüllte und seine Minister und Gesandten allein sprechen ließ? Er hat später angedeutet, er habe den Krieg nicht gewollt; doch auf seinem Programm stand er jedenfalls. Die Rache für Waterloo gehört zum Inventar der idées Napoléoniennes, und die ablehnende Haltung Preußens gegenüber allen von Frankreich angestrebten Gebietsvergrößerungen, mochten sie nun die Rheinlande, Belgien oder Luxemburg betreffen, hatte jedenfalls die innere Verbitterung des Kaisers gesteigert. So kriegslustig wie 1859 war er freilich nicht mehr: ein Krieg war ihm unbequem, da er an einer schmerzhaften Krankheit litt; der Krieg verlangte von ihm nicht nur Muth und Tapferkeit, sondern auch einen passiven Heroismus. Ein zweites persönliches Widerstreben mag bei ihm vorhanden gewesen sein: doch er ließ sich von der tumultuarischen Kriegswuth seiner Umgebung mit fortreißen. Unbegreiflich ist's nur, daß er nicht die Hinfälligkeit der Gründe anerkannt haben sollte, die den Bruch mit Preußen herbeiführten, daß er nicht dachte an die ungeheuere Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, wenn er zwei große Nationen in einen Krieg verwickelte wegen einer Angelegenheit, die schon ihre Erledigung gefunden, und wegen einer diplomatischen Etikettenfrage? Da hätte doch jede der in den vorausgehenden Jahren angeregten Fragen noch einen bessern Grund geboten.

Nach Vertreibung der Königin Isabella von Spanien hatten Serrano und Prim ihre Augen auf einen Prinzen geworfen, der geeignet war, den spanischen Thron zu besteigen, und als ein solcher erschien ihnen Prinz Leopold von Hollenzollern, der mit dem preußischen Königshause, aber noch näher mit dem französischen Kaiserhause und mit dem Beherrscher Portugals verwandt war. Der Prinz nahm im Juli 1870 die ihm angebotene Krone an. Ein Hohenzollern in Spanien: das elektrisirte ganz Frankreich; ein preußischer Prinz, so hieß es allgemein, auf dem spanischen Thron! Wir dürfen nicht dulden, sagte Cochery im Gesetzgebenden Körper, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karl's V. setzt, dadurch zu ihrem Vortheil das gegenwärtige Gleichgewicht der

Mächte Europas stört. Auch die ganze französische Presse nahm eine drohende Haltung an: die Rheingrenze erschien wieder als der Kern der kriegerischen Arabesken. Graf Benedetti suchte am 9. Juli eine Audienz beim König von Preußen in Ems nach und verlangte, dieser solle dem Prinzen von Hohenzollern befehlen, seine Annahme der spanischen Krone zu widerrufen. Der König entgegnete, er wisse von der ganzen Angelegenheit nur etwas als Familienhaupt, nicht als König, habe keinen Befehl zur Annahme ertheilt und könne auch keinen zum Widerruf ertheilen. Am 11. Juli suchte der Botschafter in einer zweiten Audienz abermals den König zu bewegen, vom Prinzen den Verzicht auf die Krone zu verlangen — abermals vergeblich. Inzwischen hatte diese Verzichtleistung wirklich stattgefunden: darauf erklärte Benedetti am 14. Juli dem König, er solle die bestimmte Verpflichtung aussprechen, daß er niemals wieder seine Einwilligung geben werde, wenn die betreffende Throncandidatur noch einmal aufleben werde. Wilhelm I. lehnte eine solche Zumuthung entschieden ab, ebenso weitere Audienzen des Botschafters. In so übermüthig herausfordernder Weise war die französische Diplomatie aufgetreten gegenüber einem mächtigen deutschen Herrscher; ebenso herausfordernd waren die Reden der Ollivier und Gramont in den französischen Kammern. Nie wurde ein Kriegsfall so sophistisch zurechtgemacht: die beiden Männer, welche später in diesem Kriege und bei dem Friedensschlusse die Hauptrolle spielen sollten, Gambetta und Thiers, verlangten vergeblich die Vorlage der Depesche, der zufolge der König dem französischen Botschafter die Thür gewiesen haben und die allen andern Cabineten mitgetheilt worden sein solle — eine Depesche, die in Wahrheit gar nicht existirte. Thiers machte aus seinem Preußenhaß kein Hehl, doch ebenso wenig daraus, daß er den jetzigen Anlaß zum Bruche für durchaus ungenügend halte. Am 14. Juli beschloß der Ministerrath den Krieg: hatte doch der Kriegsminister Leboeuf erklärt: daß auch nicht der letzte Knopf bei der Armee fehle. Am 19. Juli überreichte der französische Minister in Berlin die Kriegserklärung Frankreichs; am 28. richtete Napo-

leon eine Proclamation an die Franzosen, in welcher er Preußen anklagte, dem guten Willen und der Langmuth Frankreichs keine Rechnung getragen, sich auf die Bahn des Angriffs gestürzt zu haben. „Ein letzter Fall hat die Unbeständigkeit aller internationalen Beziehungen, die ganze Schwere der Lage eben aufweisen müssen. Angesichts der neuen anmaßenden Ansprüche Preußens haben wir unsererseits Einsprache gethan. Diese ist verspottet worden; Vorgänge, welche Verachtung für uns bezeugen, sind gefolgt. Unser Land ist dadurch tief aufgeregt worden und jetzt erschallt das Kriegsgeschrei von einem Ende Frankreichs bis zum andern.“ Auch die Civilisation und die Revolution spielten eine Rolle in diesem Aufruf, und während der Kaiser in leichtfertigster Weise einen furchtbaren Krieg entfesselte, geberdete er sich wie ein Friedensapostel des Genfer Congresses, indem er erklärte: „Wir wollen einen dauerhaften Frieden erlangen, begründet auf die wahren Interessen der Völker; wir wollen, daß dieser elende Zustand aufhöre, bei dem alle Nationen ihre Hülfsquellen aufwenden, nur um gegeneinander zu den Waffen zu greifen.“ Aehnliche Proclamationen erließ Napoleon an das Heer und die Flotte.

Offenbar lag es in dem strategischen Plan Napoleon's, einen Offensivstoß über die Saar und den Rhein hinaus vorzunehmen und so den süddeutschen Staaten den Anschluß an sein Heer zu ermöglichen. Als aber gegen Ende Juli Baiern, Baden und Würtemberg mobil machten und sich unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellten, erkannte er erst den Ernst der Lage und wie schlecht seine Diplomaten ihn unterrichtet hatten. Oesterreich zögerte und suchte Ausflüchte. Die Furcht vor Rußland lähmte den guten Willen des Herrn von Beust. So mußte der Kaiser seinen Kriegsplan um so mehr modificiren, als er sich auch bald überzeugte, daß die Verwaltung des Heeres trotz der Betheuerung Leboeuf's keineswegs ihre Pflicht erfüllt hatte, daß für einen großen Invasionskrieg nicht die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren und eigentlich nur das Corps Frossard's sich in durchaus kriegstüchtigem Zustande befand. Auch bei seinen Offensivplänen hatte Napoleon stets im

Auge, sich im entscheidenden Momente auf starke Positionen zu stützen, bei denen die Ueberlegenheit des Chassepot zur Geltung kommen konnte. Zur Defensive genöthigt, hielt er und auch seine Generale um so mehr an diesem Princip fest, wie die Aufstellungen auf dem Plateau der Berge von Spicheren und später die Stellung Bazaine's auf den Höhen von Rezonville bei Metz bewiesen. Napoleon war mit seinem Sohne zum Heere abgereist und war bei dem Vorpostengefecht am 2. August anwesend, bei welchem die Franzosen mit 25 Geschützen das Detachement des Oberstlieutenants von Postel beschossen und mit Entfaltung dreier Divisionen das Häuflein zum Rückzuge über die Saar nöthigten. Dieses Gefecht wurde bekanntlich zu einem großen Siege aufgebauscht, mit welchem die französische Armee eine glorreiche Offensive eröffnet habe. „Louis", telegraphirte der Kaiser an die Kaiserin, „hat die Feuertaufe erhalten, er war bewundernswerth in seinem kalten Blute, nicht im mindesten erregt, wir waren in der ersten Linie, aber die Flinten- und Kanonenkugeln fielen vor uns nieder. Louis hat sich eine Kugel aufgehoben, die bei ihm niederfiel; die Soldaten vergossen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen."

Auf diese mit theatralischem Pathos inscenirte Affaire bei Saarbrücken, auf dieses sich selbst parodirende theatralische Spectakelstück folgte die blutige Schlacht bei Spicheren am 6. August, jener durch eine kühne Improvisation des Generals von Kameke eingeleitete Kampf, der sich erst allmählich durch das Eingreifen der rasch zur Unterstützung herbeieilenden Divisionen zur Bedeutung einer großen Schlacht gestaltete. General von Kameke glaubte die Franzosen, welche die tags vorher besetzten Höhen im Süden von Saarbrücken, den Winterberg und den Exercirplatz räumten, im Rückzug begriffen; denn für diese Räumung lag sonst keine glaubliche Erklärung vor. Er griff daher ihre Arrièregarde an, erkannte aber beim Vorrücken alsbald, daß das ganze Corps Frossard's auf der Höhe von Spicheren und in den Thalfalten davor Stellung genommen hatte. In dieser kritischen Lage mußte seine Division tapfer aushalten, bis die Hülfe kam und so die Schlacht

sich durch das selbständige Vorgehen der preußischen Befehlshaber entwickelte. Mit seltener Tapferkeit und mit großen Verlusten wurden die steilsten Höhen erstürmt und der Feind zum Rückzug genöthigt. Ob und wie lange Napoleon diesem Kampfe beiwohnte, ist nicht bekannt geworden; wir treffen ihn bald in Metz, wo er mit General Bazaine Rücksprache nahm, und dann in Châlons, wo er am 16. August abends eintraf und nach langem Schwanken die verhängnißvollsten Entschlüsse faßte. Die Nachrichten von den Niederlagen bei Wörth und Weißenburg waren inzwischen eingetroffen; jetzt galt es die Allianz mit Italien und Oesterreich um jeden Preis durchzusetzen. Vor der Schlacht bei Spicheren am 6. August hatte Napoleon den italienischen Gesandten, Grafen Vimercati, der bei ihm in Metz erschienen war, deshalb unverrichteter Dinge abreisen lassen, weil Italien die Räumung Roms durch die Franzosen als Bedingung eines Bündnisses festhielt. Jetzt von Châlons aus begab sich Prinz Napoleon mit diesem Zugeständniß zu Victor Emanuel: doch der König von Italien wollte sich erst mit Oesterreich verständigen, und dieses wagte aus Furcht vor Rußland keinen Entschluß zu fassen. Nun kam auch die Nachricht der Schlachten vor Metz. Der Kaiser legte den Oberbefehl nieder und übertrug das Obercommando über die Armee von Châlons an Mac-Mahon. Es war Napoleon's Absicht, sich nach Paris zu begeben und dort die Zügel der Regierung zu ergreifen, während Mac-Mahon eine starke Stellung vor der Hauptstadt einzunehmen gedachte. Doch politische Gründe warfen diese strategischen Pläne über den Haufen. Depeschen auf Depeschen von der Kaiserin und vom Herzog von Gramont liefen aus Paris ein: unter dem Druck der großen Niederlagen könne Napoleon nicht in die Hauptstadt zurückkehren, ohne daß eine Revolution zum Ausbruch käme; die öffentliche Meinung verlange gebieterisch, daß Mac-Mahon der Armee Bazaine's zu Hülfe komme. Daß Bazaine eingeschlossen und jede Rückzugslinie ihm erschwert sei, wußte man weder in Paris noch in Châlons. Bazaine selbst erklärte sich nicht für besiegt und depeschirte, daß er nach Norden durchbrechen werde. Mac-Mahon hatte die

Armee erst nach Rheims geführt, wobei er noch immer mehr Paris als Metz im Auge hatte. Der Kaiser war inzwischen durch Rouher persönlich von der Stimmung in Paris unterrichtet worden und gab am 22. August Mac-Mahon, nach einer sehr bewegten Unterredung, die Ordre, nach der Aisne zu marschiren. Dieser soll einem Waffengefährten, dem General Forgeol, erklärt haben, er hätte lieber seinen rechten Arm in der Schlacht verloren, als einen Befehl unterschrieben, der die grande Armée vernichten müsse.

Es ist noch nicht genug hervorgehoben, welche schwere Verantwortung Napoleon III. auf sich lud, als er, man darf sogar annehmen gegen seine eigene bessere strategische Einsicht, mit einer ganzen Armee va banque um eine Krone spielte, während er bei seiner Rückkehr nach Paris sich selbst nur persönlich eingesetzt hätte. Und ein Va banque-Spiel war der Marsch der Armee nach Norden, um dann wieder südwärts über Montmédy zu Bazaine stoßen zu können. Einem umsichtigen und energischen Feinde gegenüber war es ein Abenteurerzug; bald war die Armee am rechten Flügel und im Rücken von den deutschen Corps eingeschlossen, und auch der Vormarsch wurde ihr verlegt, sodaß sie nach Sedan zurückkehren mußte. Schon hatten die unglücklichen Gefechte bei Nouart und Beaumont die Truppen aufs äußerste entmuthigt, und die letzte Proclamation des Kaisers am 31. August war in ihrer matten, zaghaften Fassung wenig dazu geeignet, den Muth der Truppen aufzurichten. Moltke hatte jenen strategischen Ring um das französische Heer immer fester gezogen, und am 1. September entbrannte der hoffnungslose Kampf mit furchtbarer Heftigkeit. Die Artillerie arbeitete dem Entscheidungskampfe von den umliegenden Höhen vor. Was half alle Tapferkeit des 12. Armeecorps, was alle glänzenden Waffenthaten, wie der Reiterangriff der Division des Generals Marguerite, überall verloren die Franzosen Terrain und zogen sich nach der Stadt zurück. General Wimpffen wollte den Versuch machen, sich mit einigen tausend Mann, den Kaiser in der Mitte, nach Montmédy durchzuschlageu: doch dieser verzichtete für seine Person darauf, und Wimpffen selbst vermochte nicht

durchzudringen; seine Schar flüchtete in wilder Auflösung nach der Stadt zurück.

Kaiser Napoleon hatte tapfer im Kugelfeuer gestanden; er hatte den Muth des Fatalismus, er sah auf sein verlorenes Spiel mit der Kaltblütigkeit eines Spielers, der an das Aufschlagen ungünstiger und günstiger Karten gewohnt ist. Die Fahne voranzutragen, wie einst sein jugendlicher Ahnherr bei Arcole, sich an der Spitze seiner Reiter ins Getümmel zu stürzen: das war nie seine Sache gewesen, und jetzt war er noch dazu ein kranker Mann, der unter heftigen Schmerzen den Zusammenbruch der französischen Gloire und seines Thrones mit ansehen mußte. Schon am frühen Morgen des Schlachttages hatte sich Napoleon nach Balan begeben, um dort den Gang des Kampfes zu beobachten. Hier begegnete er dem verwundeten Marschall Mac-Mahon, der aus dem Gefecht geführt wurde. Der Kaiser ritt zu den französischen Batterien auf den Höhen von La-Moncelle und hielt im heftigsten Feuer der bairischen und sächsischen Geschütze aus, bis die französische Artillerie kampfunfähig geworden war. Weiterhin, beim ersten französischen Corps, gegenüber Givonne, gerieth er abermals ins heftigste Gewehrfeuer der Feinde; an seiner Seite wurde General Courson vom Pferde geworfen, der Prinz von der Moskwa verwundet, einem andern Offizier zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Noch weiter nordwärts, bei Illy, bei dem 7. Armeecorps, verweilte der Kaiser längere Zeit in einem Hause, dessen Dach und Seitenwände von Granaten zerstört wurden. Vielleicht hoffte er, wie er selbst in seinem Schreiben an den König Wilhelm erklärte, eine feindliche Kugel werde ihm den Tod bringen. Um 11 Uhr ritt er nach Sedan zurück; er hatte erkannt, daß der Verzweiflungskampf, zu dem sein Heer durch die Ungunst der Position verdammt war, nur mit dem Untergang desselben enden werde. Alle eintreffenden Nachrichten verkündeten das siegreiche Vordringen der Deutschen. Von allen Seiten stürzten bald die aufgelösten Scharen der Franzosen in die Stadt. Wie ein wüstes Traumbild mußte es dem Cäsar erscheinen: dieser Knäuel von Flüchtlingen, Pferden, Kanonen, Munitionswagen,

der sich unentwirrbar in den Straßen zusammendrängte, wachsend von Minute zu Minute, und in das hülflose Chaos schlugen die Granaten des deutschen Heeres ein, da Sedan von den Batterien im Süden der Maas beschossen wurde. Auf der Unterpräfectur angekommen, beschloß der Kaiser, da nichts mehr zu retten war, diesem Jammer ein Ende zu machen, und ließ die Parlamentärflagge auf der Citadelle aufhissen; doch die Befehle des Kaisers galten nichts mehr; die Fahne wurde wieder heruntergelassen, und General Ducrot berief sich darauf, daß nicht der Kaiser, sondern General Wimpffen das Obercommando führe. Dieser war aber nicht zu finden: er wagte einen zweiten verzweifelten Durchbruch nach Balan hin, der wie der erste mislang. Da im preußischen Lager kein Parlamentär eintraf, so wurde jetzt Sedan noch energischer von der deutschen Artillerie beschossen; erschütternd war die Wirkung, mit welcher die dichtgedrängten verworrenen Haufen durch das Bombardement heimgesucht wurden. Jetzt schickte der König von Preußen selbst einen Parlamentär, den Obersten von Bronsart, nach Sedan. Der Kaiser aber sandte an den König von Preußen den General Reille mit folgenden Zeilen: „Monsieur mon frère. N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté." Der König nahm den Degen an, verlangte aber vor allen Dingen die Capitulation des Heeres. Zu diesem Zweck erschien in der Nacht des 2. September General von Wimpffen in Donchéry, er mußte auf Moltke's harte und schmerzliche Bedingungen eingehen. Niederlegung der Waffen, Kriegsgefangenschaft der Armee und Uebergabe Sedans mit dem ganzen Kriegsmaterial. Der Kaiser selbst, der in der Frühe nach Donchéry fuhr, in der Hoffnung dem König zu begegnen, glaubte noch einige Milderungen erreichen zu können, doch Graf Bismarck, der bei Donchéry mit Napoleon zusammentraf, blieb unerbittlich, da er alle Möglichkeiten schon vorher mit Moltke erwogen hatte. Der Kaiser fuhr in einem offenen Wagen, begleitet von einigen Generalstabsoffizieren, als er dem Grafen Bismarck begegnete; sie traten in ein Arbeiterhaus dicht an der

Maasbrücke; in einem engen Zimmer, welches nur einen Tisch und zwei Stühle enthielt, wurden die Unterhandlungen geführt. Bismarck fragte den Kaiser, ob er zu Friedensverhandlungen geneigt sei; dieser erwiderte, er sei ein Gefangener und nicht in der Lage, Frieden zu schließen; er wies auf das in Paris befindliche Gouvernement hin, durch welches die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde. Der Kanzler mochte an diese Staatsgewalt in Paris, die ja auch in den nächsten Tagen zertrümmert wurde, nicht recht glauben. Der gefangene Kaiser war für die Diplomatie eine Niete geworden. Ob Napoleon noch nach Paris hätte entkommen können, ist fraglich; dagegen ist es fraglos, daß er dort einer Revolution in die Arme gelaufen wäre, die ihn nach der Schmach von Sedan mit äußerster Gefahr bedrohte. Erst nachdem die Capitulation abgeschlossen war, traf der Kaiser im Schloß Bellevue, nördlich von Frénois, mit dem König von Preußen zusammen. Die Unterredung fand in einem Glaspavillon des Schlosses statt und dauerte etwa eine Viertelstunde. Es waren weltgeschichtliche Augenblicke; das französische Kaiserthum der Vergangenheit stand dem deutschen Kaiserthum der Zukunft gegenüber.

Das Anerbieten des Königs, der dem Kaiser Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt anbot, wurde von Napoleon dankbar angenommen; nur bat er um eine starke Escorte, solange er französisches Gebiet passiren mußte. Am 3. September verließ Napoleon Bellevue, um sich, begleitet von zwei höhern preußischen Offizieren, durch Belgien nach Wilhelmshöhe zu begeben, wo er am 5. September eintraf.

Damit war die weltgeschichtliche Rolle des neuen Cäsars ausgespielt. In Paris war am 4. September die Republik proclamirt worden; die Kaiserin Eugenie war nach England entflohen, und hatte dort mit dem kaiserlichen Prinzen ihre Wohnung in Cambden-House im Dorfe Chiselhurst genommen. Napoleon selbst konnte sich erst am 19. März dorthin begeben, nachdem der Präliminarfriede von Versailles zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossen und er infolge dessen aus der

Kriegsgefangenschaft entlassen worden war. Inzwischen hatte die Generalversammluug von Bordeaux am 28. Februar 1871 ihn endgültig des Throns entsetzt, seiner Dynastie alle Rechte auf denselben abgesprochen und ihn für alles Unglück, für die Invasion und die Niederlagen Frankreichs verantwortlich gemacht. Napoleon protestirte am 6. März gegen diese Resolution, und auch die Geschichte wird dem unruhigen Ehrgeiz des französischen Volkes und der uralten gallischen Großmannssucht die Schuld zuschieben, nicht nur der Nothwehr des Cäsars, der, um seine Dynastie zu retten, waghalsig in den verhängnißvollen Kampf zog. Immerhin war die bonapartistische Partei noch stark und einflußreich und hatte in Rouher einen mächtigen Vertreter. Wie vor dem Staatsstreich zu Boulogne wurde über den Kanal hinüber ein Netz von Intriguen ausgespannt, und wiederum war eine nicht geringe Zahl von militärischen Befehlshabern gewonnen. Um die Jahreswende von 1872—73 hatten diese Bestrebungen ihren Höhenpunkt erreicht; man fragte sogar beim Fürsten Bismarck an, welcher erklärt haben soll: Deutschland werde Gewehr bei Fuß stehen. Napoleon aber, der selbst noch ein letztes Lebenszeichen gegeben, indem er in einer Erklärung vom 12. Mai 1872 die volle Verantwortung für die Capitulation von Sedan übernahm, um seine in Anklagestand versetzten Generale zu entlasten, war damals schon durch seine Krankheit im Innersten gebrochen. Die Aerzte riethen zu einer Operation; er weigerte sich, weil er sich nicht die Kraft zutraute, sie glücklich zu bestehen. Die Kaiserin theilte diese Bedenken nicht, sie ermuthigte ihn. Die Operation gelang zwar: doch Napoleon III. starb an Entkräftung den 9. Januar 1873.

Bald sollte die Napoleonische Legende noch um ein tragisches Kapitel reicher werden. An den Sohn des Kaisers knüpften sich große Hoffnungen. Zur Feier seiner Großjährigkeitserklärung waren am 16. März 1874 zahlreiche Deputationen aus Frankreich nach Chiselhurst geströmt; Rouher hatte dem Herzog von Padua eine Anrede, dem jungen Prinzen eine Antwort dictirt. Immer regsamer wurde die Napoleonische Opposition: Ollivier hielt in der Akademie dem Kaiser eine Lobrede, so eifrig auch

Guizot protestiren mochte. Und auch in den nächsten Jahren schien Napoleon IV. ein aussichtsvollerer Prätendent als Heinrich V. Um sich kriegerische Lorbern zu erwerben, folgte der Prinz englischen Truppen ins Kaffernland und fiel, in einen Hinterhalt der Zulus gerathen, durch ihre Wurfspeere am 1. Juni 1879. Seitdem trat die bonapartistische Partei in Frankreich in den Hintergrund.

Das letzte Lustrum der Napoleonischen Regierung mit seinen diplomatischen und militärischen Unfällen und Rückschlägen diente nur dazu, das Bild des Cäsars, wie es Jahrzehnte hindurch den Zeitgenossen vorschwebte, zu verwirren, seine Bedeutung auf ein niedriges Niveau herabzudrücken. Es darf nicht wundernehmen, daß der Miserfolg so unglaublich rasch stürzt, was der Erfolg so unglaublich glänzend gekrönt hat. Gleichwol darf Unglück und Schwäche nicht den alleinigen Maßstab geben zur Beurtheilung früherer Bedeutung.

Louis Napoleon ist einer jener „gemischten Charaktere“, über den das Urtheil der Mitwelt wie das der Nachwelt auseinandergehen wird. Dieses bleiche, stille Kaiserantlitz, nicht marmorglatt und kalt wie das des ersten Kaisers, sondern starr wie im Feuerguß erkaltete Lava, mit den halbgeschlossenen, halb erloschenen Augen, die sich nur selten voll aufthun, doch dann zu Napoleonischen Blitzen — war es das hippokratische Gesicht des in seiner Auflösung begriffenen Frankreich, war es das geheime Sphinxantlitz, welches neue, ungelöste Räthsel der Weltgeschichte verbirgt? Merkwürdige Mischung von Gegensätzen in diesem Manne! Doctrinär, Mann der Formel, methodischer Kopf war er doch im Einzelnen unberechenbar in seinen Entschlüssen. Das Facit politischer Berechnung warf oft eine Laune des Augenblicks über den Haufen. Ein Staatsmann von der Sicherheit, Energie und Festigkeit des Willens wie Fürst Bismarck mochte da zuletzt zu dem Urtheil kommen, der Kaiser sei dumm, sentimental, ein Tiefenbacher: ein Urtheil, das für den eisernen Reichskanzler ebenso charakteristisch ist wie für den weichern träumerischen Cäsar. Der Geist des letztern war weniger tief, als — sein Gemüth! Mit diesem

Gemüth hatte er die Napoleonische Idee erfaßt, durchgeführt in Fleisch und Blut, in sein eigenes Leben verwandelt; mit diesem Gemüth hielt er an bestimmten Grundsätzen und an bestimmten Thatsachen fest; dieses Gemüth hatte seine Unergründlichkeiten und Unvergeßlichkeiten, war ebenso empfindlich wie rachelustig und hielt jede Unbill, die seinem großen Vorgänger widerfahren, für seine eigene, die er zu sühnen hat. Das ist der tiefere Schlüssel seiner Politik! Es fehlt nicht an Zügen, welche beweisen, daß, außerhalb des Kreises der Napoleonischen Idee, noch die Herzensgüte des Knaben in dem Manne fortlebt, stiller Sinn für Familienfreuden, selbst Empfänglichkeit für den Jammer eines Schlachtfeldes! Wo aber sein System in das Spiel kommt, da kennt er nur das große Ziel und scheut kein Mittel, es zu erreichen. Die Füsilladen der Decembertage und die Verbannungen nach Cayenne sind solche „Verirrungen" eines „excentrischen" Gemüthes.

„Die Verbannung nach Cayenne ist der Tod", sagte man dem Cäsar, und mit apathischer Eiseskälte entgegnete er: „Ich weiß es!" So mag „die Furcht" der griechischen und römischen „Tyrannis" auch über ihn gekommen sein. In solchen Momenten, wo der offene Haß sich gegen ihn wendete, mag er vielleicht danach gestrebt haben, sich die Dankbarkeit der Völker als Vorkämpfer ihrer Befreiung zu sichern; doch diese persönlichen Anwandlungen und Ausweichungen waren nicht von Dauer und wurden stets wieder nach dem Curs corrigirt, den die Napoleonische Idee einmal einhalten muß. Sie war eine „Mischgeburt" von Gewaltherrschaft und Freiheit, Despotismus und Volkssouveränetät, eine machiavellistische Chimäre, die zuletzt an ihrem innern Widerspruch zu Grunde gehen mußte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.